

Bismarcks Glaube

von Otto Baumgarten



J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen 1915

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Otto Baumgarten:

Carlyle und Goethe. (Lebensfragen 13. Schriften und Reden. Herausgeber: H. Weinel.) 8. 1906. M. 2.40, gebunden M. 3.40.

Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart. 8. 1905. M. 1.80, gebunden M. 2.50.

Ueber Kindererziehung. Erlebtes und Gedachtes. 2. Auflage. Klein 8. 1911. M. —.80, gebunden M. 1.60.

Predigten aus der Gegenwart, gehalten in der Kieler Universitätsaula. 2. Auflage. 8. 1911. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Jesuspredigten, gehalten in der Kieler Universitätsaula. 8. 1911. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Predigtprobleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. 8. 1904. M. 1.80, gebunden M. 2.50.

Die persönlichen Erfordernisse des geistlichen Berufs. Oeffentliche Vorlesung. 8. 1910. M. —.80.

Der Seelsorger unserer Tage. (Evangelisch-soziale Zeitfragen. 1. Reihe, 3. Heft.) Groß 8. 1891. M. —.20.

Die Abendmahlsnot. Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. Kl. 8. 1911. M. —.50, gebunden M. —.80. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. IV. Reihe. 15. Heft.)

Das Urteil des preussischen Oberkirchenrats über Traub, analysiert und beurteilt. Kirchliche Chronik in der Evangelischen Freiheit, September 1912. Sonderabdruck 25 Pfg.

Bismarck's Glaube

Bismarck's Glaube

Von Otto Baumgarten,
Dr. und Professor der Theologie in Kiel



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1915

Auf der Grundlage der Schrift: Bismarcks Stellung
zu Religion und Kirche, zumeist nach eigenen Äußerungen. 1900.

Copyright 1915 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, behält sich die
Verlagsbuchhandlung vor.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Einleitung.

1. Die Quellen.

Am 1. April 1915 vollendet sich das Jahrhundert seit Bismarcks Geburt. Das deutsche Volk, dem er den Stempel seines Geistes und seiner Politik aufgeprägt hat, wird den Gedenktag um so begeisterter feiern, wenn er noch in den Verlauf des Krieges fallen sollte, in welchem das von ihm geschaffene Reich sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten hat. Der Mann von Eisen wird in allen Herzen stehen, die von Arndts starken Worten sich leiten lassen: „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“.

Einen bescheidenen Beitrag zur Ehrung und Vergewärtigung des Bannerführers unseres Volks möchte auch dieses Schriftchen liefern. Es ist zwar, seit Erich Marcks den ersten Band seines Bismarck herausgab (1909), dafür gesorgt, daß die religiöse und kirchliche Seite seines Lebens nicht mehr vergessen werden kann. Gibt doch dies Werk, das auf reichstem, vielfach handschriftlichem, intimmem Quellenmaterial ruht, mehr als eine Geschichte seiner Taten, vielmehr eine wirkliche Biographie seines Werdens und Denkens, wie sie zumal bis zu Bismarcks öffentlichem Auf-

treten nur aus psychologischer Kombination und Analyse gelegentlicher Äußerungen zusammengewoben werden kann. Und dann dürfte der gewaltige, alle Tiefen der deutschen Volksseele aufrührende Krieg die Sinne aller nur nicht gerade allzu gelehrten Deutschen empfänglicher gemacht haben für die innerste Seite des Bismarckschen Wesens. Man hat es im Felde und daheim zu vielfältig erlebt, wie nur das feste Gründen in Gottvertrauen und Gottergebenheit uns die ausdauernde Klarheit und Zuversicht schaffen kann, ohne die wir der Uebermacht und der Ueberlistung erliegen müßten. So wird es denn vielen der Besten im Volk, die sich aufrichten möchten an der größten Gestalt des neuen Deutschland, ein Bedürfnis sein, den Wurzeln seines Wesens im ewigen Land nachzugehen.

Als ich 1900 diese Arbeit zum erstenmal erscheinen ließ, mußte ich von einer ganz anderen Situation ausgehen. Es dürfte interessieren, sie aus der Vorrede jenes längst vergriffenen Schriftchens kennen zu lernen:

* * *

„Er war gewiß kein Kirchenchrist, manches konnte man vom Standpunkt einer evangelischen Gemeinde aus an ihm vermissen; aber daß seine innere Stellung zu Gott ein Stück seines Wesens war, dürfte niemand übersehen“, schrieb D. Rade in der „Christlichen Welt“¹⁾, veranlaßt durch den unleugbar richtigen Eindruck, daß die meisten Gedächtnisreden auf den großen Kanzler, auch die Schulreden, wie die meisten ausführlichen Schilderungen seiner Persönlichkeit die religiöse Seite des Mannes geflissentlich übersehen. Darin

liegt nun nicht bloß eine geschichtliche Fälschung, sondern auch eine Nichtachtung der Selbstbekenntnisse des Helden selbst.

Nicht ohne sein Zutun ist doch jene immer vermehrte Sammlung von Bismarck-Briefen entstanden, der man in der Tat einen Ehrenplatz unter den klassischen Zeugnissen deutschen Lebens anweisen muß; nicht ohne sein Zutun tritt da dem Bilde des eisernen Kanzlers das des gemütvollen, glaubens- und liebewarmen Menschen zur Seite, wahrlich ein Heilmittel „gegen die Oede des modernen Materialismus“²⁾. Und diese Zeugnisse seines inneren Lebens sind um so wirkungsvoller, als sie völlig ohne Anspruch und Demonstration auftreten. Sie begegnen mitten in Mitteilungen, die „sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen“, „sich nicht genieren, gewöhnliche unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben“, wie Bismarck selbst einmal seiner Schwester gegenüber ihren „stets behaglichen Briefwechsel“ beschreibt³⁾. Was da so einzig berührt, das ist „die ganze naturgewaltige Aufrichtigkeit, die alles gerade heraus sagt ohne Scheu“, jene mit Luther verwandte Aufrichtigkeit, welche im heutigen Deutschland doch nur ein Einziger besessen hat, eben Bismarck⁴⁾. Es ist ein rechter deutscher Zug von Bismarck, daß er „zwar bei gegebener Gelegenheit nicht damit zurückhielt zu bekennen, daß ihm Gott und ewiges Leben kein leerer Wahn seien, vielmehr ihm unentbehrliche Ueberzeugungen, daß er das aber nie unnötig im Munde führte. Bismarck war höchst schlicht, aber tief und wahr und frei in seiner Religiosität“⁵⁾, das ist in der Tat uns evangelischen Deutschen

ganz im besondern wohltuend an ihm gewesen. Gerade weil er niemals die Neigung befundet hat, von seinen religiösen Empfindungen viele Worte zu machen, vielmehr meist ein keusches Stillschweigen darüber bewahrt hat, sind seine gelegentlichen Aeußerungen in Briefen und Reden wirkliche Bekenntnisse. So oft er unser Gebiet berührt, „geschieht es nie, um etwa beiläufig dem Allerhöchsten ein Kompliment zu machen, eine Reverenz zu erweisen, sondern stets mit dem Nachdruck einer festgegründeten Ueberzeugung, mit der Innigkeit eines tiefen Empfindens und insbesondere mit der Demut, die das sicherste Kennzeichen echter Frömmigkeit ist“ ⁶⁾.

Nun hat bereits 1884 Moriz Busch in seinen „Studien zu einem Charakterbilde“, die er unter dem Titel: „Unser Reichskanzler“ herausgab, ein besonderes Kapitel: „Sein Verhältnis zu den göttlichen Dingen“ dargeboten, worin allerlei interessanter Stoff aus öffentlichen und privaten Aeußerungen zusammengetragen ist. Dem Schreiber fehlt es spürbar an Kongenialität mit dieser höchst persönlichen und realistischen Gottesanschauung; Bismarck wenigstens spürte das heraus, so daß er ihn frug: „Sie selber glauben wohl nicht an einen persönlichen Gott?“ Für sein Bekenntnis zu dem theosophisch-Schellingschen Standpunkt, für welchen in Gott die Welt, auch das Böse enthalten, Gott ein ewig Werdender ist, hatte der Reichskanzler gewiß wenig Verständnis ⁷⁾.

Abgesehen davon aber suchte Busch zu viel in gelegentlichen Aeußerungen, brachte System hinein. Bismarck hielt ihm vor ⁸⁾: „Sie wollen meinen inneren Menschen

erraten und darstellen nach fragmentarischen Beobachtungen, die zum großen Teil Mißverständnisse sind. Sie ziehen Schlüsse aus gelegentlichen Aeußerungen, die Sie unter dem Tischtuche notiert haben. Ich spreche bei Ihnen immer im Ernst, als ob ich's zu beschwören hätte."

Was Bismarck seinem aufdringlichen Charakterzeichner aber in einem kostbaren Brief⁹⁾ vorhält, muß jedem, der Schlußfolgerungen über Bismarcks Denkungsweise und inneren Menschen zu einem Charakterbild zu vereinigen wagt, entgegengehalten werden:

„In den Aeußerungen und Vorgängen, die Sie Ihrer Konstruktion meiner vermeintlichen Denkungsweise zugrunde legen, kommen grobe tatsächliche Irrtümer vor und Verwechselungen von Scherz und Ernst. Sie gehen von der Voraussetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tisch und im Hause in Ihrer Gegenwart gesagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverlässigkeit der Meldungen Dritter zugekommen ist, stets den vollen Ernst meiner innersten Empfindungen mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte. . . Bei der Pedanterie, mit der Sie abgerissene Bruchstücke von Konversationen verwerten, wäre ein Mann in meiner Stellung genötigt, die schriftliche Form und den amtlichen Kothurn in keinem Augenblicke zu verlassen. Alles, was Sie namentlich über meine Stellung zum Christentum, zur Judenfrage sagen, ist nicht nur ungeheuer indiscret, sondern grundfalsch. Die Scherze von meinem Aberglauben sind . . . eben Scherze oder Rücksicht auf die Gefühle anderer. Ich esse zu dreizehn, so oft Sie wollen,

und nehme am Freitag die wichtigsten und bedenklichsten Geschäfte vor."

Es soll nun im folgenden nicht der Versuch einer Konstruktion der ganzen Denkungsweise Bismarcks, am wenigsten aus so unsicheren Materialien, wie sie M. Busch benutzt, gemacht werden — für den Verfasser besteht überhaupt kein Bedürfnis, eine große, starke Individualität einheitlich und konsequent aufzufassen —; es soll nur in aller Bescheidenheit, was er uns in den Briefen an die Familie und an General v. Gerlach, in seinen politischen Reden, in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ und in Äußerungen, die nachher durch das „Bismarck-Jahrbuch“ gesammelt sind, selbst dargeboten hat, so zusammengestellt werden, daß gewisse Grundzüge seiner Stellung zu Religion und Kirche scharf hervortreten. Dabei soll nicht vergessen werden, daß unser Held am wenigsten auf religiösem und kirchlichem Gebiete stets derselbe gewesen ist, sondern vermöge des Gehorsams gegen die Wirklichkeit und ihre wechselnden Erfahrungen, der ihn allem ideologischen Idealismus deutscher Art fernrückt, äußerlich und innerlich immer wieder eine andere Stellung einnahm zu den Fragen, die ein für allemal zu lösen er sich nie anmaßte. Der Verfasser verfolgt bei dieser Zusammenstellung weder die Tendenz, seinen Helden für die eigene Auffassung in Anspruch zu nehmen, noch überhaupt, ihn einzurubrizieren in irgend eine kirchliche oder theologische Kategorie; er wünscht nur, daß die Nation sich dankbar bewußt würde des Schatzes an religiöser Kraft und kirchlicher Nüchternheit, den ihr ihr

größter Staatsmann in seinem Leben und seinen Schriften vermacht hat.

Seit diese Vorrede geschrieben ist, hat Herbert Bismarck der deutschen Nation „Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin“¹⁰⁾ als den größten Schatz ihrer Briefliteratur, gleichbedeutend in weltweitem Inhalt wie in klassischem deutschem Stil, beschert. Sie sind wohl die wichtigste Quelle für die Erkenntnis des inneren Lebens unseres Helden, ändern aber das Gesamtbild desselben, wie ich es 1900 zu zeichnen suchte, nur wenig. Sie sind von mir benutzt worden sowohl in einem Aufsatz „Bismarck“ in dem von W. Bez herausgegebenen Sammelwerk: „Unsere religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern“¹¹⁾, als in einem Artikel „Bismarck“ in dem Handwörterbuch: „Religion in Geschichte und Gegenwart“¹²⁾. Dabei ging ich aus von der Ueberzeugung, die sich mir namentlich in der Auseinandersetzung mit Klein-Hattingen¹³⁾ befestigte: „die Vermutung, daß seine ungemein starken und eigenartigen Äußerungen in den Briefen an seine Braut und Gattin mehr Reflexe der Religiosität ihres Kreises als selbsterlebte Antworten auf aus der Tiefe des eigenen Wesens dringende Fragen waren, ist dem Ganzen seiner Lebenszeugnisse gegenüber unhaltbar“¹⁴⁾. Es ist bei aller Vorsicht diesen starken und gewiß Sühnung mit der Art der Braut suchenden Äußerungen gegenüber doch im allgemeinen zu behaupten, daß die seither erschienenen populären Behandlungen unseres Gegenstandes¹⁵⁾, obenan Otto Schiffers „Bismarck als Christ“

(1906) nicht so gar ihre Wünsche zu Schöpfern ihrer Darstellung gemacht haben.

2. Das Grundproblem.

Es ist Marcks unbedingt darin zuzustimmen, daß er ¹⁶⁾ „das immer wieder frische Problem des gesamten und auch des religiösen Daseins Bismarcks“ in der Auseinandersetzung der beiden Richtungen findet, die sich all sein Leben lang in ihm stoßen und vertragen müssen: der riesigen selbstherrlichen Gewalt seines Ich und des Dranges nach Anerkenntnis des Allgemeinen, Höheren, zumeist des Göttlichen. Es ist sicher völlig verfehlt und dem Geiste Bismarcks fremd, wenn man von alldeutscher Seite wohl schon des öfteren von Unterwerfung des germanischen Reden unter den Christengott gesprochen hat ¹⁷⁾ — dann würde sich freilich der Abschluß als endliche Emanzipation des trotzigen germanischen Helden von der Fremdherrschaft des in der „Befehrung“ aufgezwungenen Christengottes darstellen. Bismarck selbst verwehrt uns deutlich genug eine solche Lösung des Problems. Aber der Ausgleich lag auch nicht in dem, worin ihn Marcks wenigstens zum Teil sucht, in der „Selbsteinordnung in ein planvoll gebautes, lebendiges Ganzes“ — das entspräche einem Triebe nach systematischer Weltanschauung, den wir bei ihm gerade nicht finden. Der Ausgleich lag in der schlechthinnigen Unterordnung seines starken Ich unter eine absolute Macht, die seine Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit nicht fesselte, aber an höchste Normen, Verantwortlichkeiten und Selbstverleugnungen band, die er aus der Tiefe seiner edlen

sittlichen Natur bejahte. Jene Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, die die längste Zeit von aller Hybris, ja sogar von dem Anspruch auf ein eigenes Gesetz für das Genie sich frei hielt, hat im Gebiet der religiösen Gefühle und Gedanken zu einer so überaus herrlichen, schöpferischen und doch gehaltenen Anschauung und Sprache geführt, weil sie eben ein so gewisses Maß an ihrer kindlich frohen Gebundenheit an den heiligen Vaterwillen fand.

Die grandiose Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit eines nur mit dem Ganzen und Vollen zufriedenen Sinnes konnte auch bei sich selbst nicht einen Augenblick der eitlen Selbsttäuschung erliegen, als ob das starke Individuum sich selbst Gesetz und in allem seinem Tun Notwendigkeit wäre. Man darf sagen, daß die Abwesenheit aller Eitelkeit den selbstherrlichen Aeußerungen des Einzigen ihr volles Gewicht erst gibt. Und auch wenn er bestritt, die Gegenzeichnung seiner Entlassung durch den Kaiser verantworten zu können, und auch wenn er seine „Gedanken und Erinnerungen“ in den Dienst einer Selbstverteidigung ohne Preisgabe der geringsten Position stellte, ja in dem ganzen Titanentrog des sterbenden Prometheus verleugnet sich nie die Selbsteinordnung in ein übergreifendes Reich letzter, höchster Zwecke, die in Gottes Weisheit und Liebe zusammengefaßt sind.

Ja, es fehlt ihm dauernd alle Versuchung zu einer unreellen, unwahren Selbstanbetung — deshalb ertrug er wohl zeitlebens so überraschend den Schwarm minderwertiger Anbeter rings um sich: er hatte, vielleicht ausgenommen die letzten Jahre abnehmender, verbitterter Kraft, den

Richter seines Tuns und Denkens so sicher und fest sich gegenüber. Wie einzig tritt dieser aller Heuchelei und Eitelkeit wie aller klugen Anpassung und tönenden Phrasenhaftigkeit unzugängliche Wahrheitsinn in den Briefen an die Braut, zumal in dem wunderschönen vom 17. Februar 1847¹⁸⁾ hervor! Wie lehnt er es da ab, neblige schweblichte Phrasen als Maßstäbe in die Wirklichkeit zu übertragen! Wie läßt er da in die Reife seiner Selbsterkenntnis bliden, wenn er die Tiefe der menschlichen Natur in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers und in der unklaren aber mächtigen Sehnsucht nach besseren, edleren Zuständen findet, wenn er die leicht welkenden Blumen ungetrübter Heiterkeit in nicht ganz leichtfertigen, oberflächlichen Menschen nur vorübergehend, dagegen die Zerrissenheit, die Nichtigkeit, den Schmerz unser hiesiges Leben beherrschend nennt. Heiterkeit und Zufriedenheit kann nicht außerhalb des Gebietes der Religion gedeihen; „das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden u. s. f.“ Und er hat sich selbst wahrlich nicht ausgeschlossen, wenn er die Entfernung alles Menschlichen vom Göttlichen behauptet: „Auf dem Boden der Heiterkeit (in höherem Sinn) und Zufriedenheit erhaben zu sein, gibt den Begriff der Majestät, des Göttlichen, das der Mensch nur in seltenen bevorzugten Zeiten und Gestalten schwach widerstrahlt.“

Gewiß, Bismarck war ein Herrenmensch, aber nie sich bewußt als Uebermensch. Er empfand stark die Verein-

samung seiner Kraft und Klarheit unter den Mitmenschen; aber er vermaß sich nie, weil er den höchsten Maßstab der Majestät stets gegenwärtig hatte. Und wie er dann sich gewiß mit den in die Sturmschicht hineingewachsenen Bäumen vergleichen durfte, in deren Krone der Sturm braust, wußte er sich gegen die beugende, brechende Wucht der Stürme nur gesichert durch die kräftigen Wurzeln, die er ins ewige Land getrieben¹⁹⁾. Ich glaube trotz dem ungelösten Erdenrest, den sein Trotz gegen das Schicksal und seine Unterordnung innerlicher unter politische Gesichtspunkte uns verspüren lassen, durchaus nicht an den Zynismus, den nicht bloß Klein-Hattungen, auch ihm innerlich näher Stehende selbst in seinen religiösen Beziehungen wahrnahmen. Oder sollte man annehmen, daß er sich nur deshalb an eine absolute Macht anlehnte und mit ihr in Eins setzte, um so seinem Uebermenschtum den weitesten Spielraum zu schaffen?

Das Grundproblem des Glaubens eines Bismarck scheint mir gelöst durch das Vertrauen zu seinen vielen Zeugnissen von der Kraft des Ewigen über seine unendlich trotzige, selbstherrliche Natur. Und wenn diese des öfteren mit ihm durchging und den Frieden mit sich wegriß, oft auf ganze Zeiten, sollte das gegen seine Aufrichtigkeit in der Einordnung in ein System göttlicher Kräfte sprechen? Damit soll durchaus nicht geleugnet sein, daß die innere Komplexheit seiner Gedanken und das Ringen seiner inneren Höhe mit den Frictionen des Alltags ihn unendlich oft zu Aeußerungen pessimistischer, ungeduldiger, sogar skeptischer Art führten, die selbst oder gerade seiner täglichen

Umgebung großen Eindruck machten. Was so den breiten Vordergrund seiner täglichen Art, sich zu geben, ausfüllte, machte ihr auf die Dauer mehr Eindruck als das, was er als sein Letztes und Bestes in gehobenen Stunden enthüllte.

Es könnte an dem vollen Vertrauen in die Einfalt seines Glaubenslebens irre machen, daß er nicht bloß wiederholt zu seinen Lebzeiten dafür sorgte, daß seine intimsten Lebenszeugnisse seiner Nation unverfälscht dargeboten wurden, sondern auch Äußerungen tat wie die folgende²⁰⁾: „Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben.“ Aber sollte nicht einem Manne in der aller Kritik ausgesetzten Lage des Kanzlers verstattet sein, auch seine wirklich vorhandene Religiosität in die Wagschale zu werfen? Es ist zuzugeben, daß die Selbstbewußtheit und Absichtlichkeit seiner Selbstenthüllung einer schlichten Auffassung Schwierigkeiten bereitet. Aber wer mag das politische Genie, das alles, aber auch alles dem Staatszweck und darum auch der Selbstdurchsetzung unterordnet, mit dem Maßstabe privater Selbstdarstellung messen?

Es ist für mich, nach erneuter Durchprüfung des gesamten Quellenmaterials kein Zweifel daran möglich, daß der größte staatsmännische Genius unseres Volkes, der als eine gewaltige Wirklichkeit am Webstuhl der Zeit saß, Gott erlebte als eine Wirklichkeit, vor der er sich selbst klein erschien. Charakteristisch für seine religiöse Anlage und zugleich eine originale Offenbarung einer heroischen Religion ist der ebenso nüchterne wie gemütsstarke Wirk-

lichteitsinn (Realismus), der nicht Kämpfe um die Weltanschauung, sondern Kämpfe um die Lebensgestaltung führte und keine intellektuelle, sondern lediglich praktische Befriedigung in der Religion suchte und fand.

Hoffentlich werden die nachstehenden Ausführungen die wesentliche Richtigkeit der hier vorgetragenen Auffassung erweisen: Es ist seine heldenhafte innere Freiheit, die er in der unbedingten Abhängigkeit gesichert fand. Seine Religion ist die des Willensmenschen, der in der Tat von sich sagen konnte, was er seinem Volke in den Mund legte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.“

1. Kapitel.

Bismarcks religiöse und kirchliche Entwicklung.

1. Kindheit und Schulzeit.

Die Unart, das Wesentliche einer bedeutenden Persönlichkeit ganz aus dem Erbteil der Eltern und aus den Einflüssen der Umwelt abzuleiten, dürfte bei Bismarck am wenigsten berechtigt sein. Es ist unergiebig, seine allgemeine seelische Veranlagung aus der Mischung väterlicher altpreussischer Behäbigkeit und konservativer Adels-tradition und mütterlichen liberal-bürgerlichen Bildungsstolzes und Beamtengeistes zu konstruieren, da des Vaters Mittelmäßigkeit und Phlegma und der Mutter Nervosität und kleinliche Strebbarkeit jeden Vergleich mit dem Sohne ausschließen. So dürfte auch wenig gewonnen sein durch eine Analyse der religiösen Anlage beider so gegensätzlicher Eltern. Seine Mutter, „eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt“¹⁾, hat ebensowenig erkennbare Spuren in seinem inneren Leben zurückgelassen wie sein offenbar wenig begabter oder auf Fragen der inneren Welt gerichteter Vater. Der großstädtischen Mutter anscheinende Härte und Kälte gegen ihn war nicht frei von „Beimischungen mütterlicher Selbstsucht“, die ihn auch ihre Mutterliebe nicht recht genießen ließ,

während des alten Landjunkers „wirklich maßlose uninteressierte gutmütige Zärtlichkeit“ wenigstens eine behagliche Vertraulichkeit zuließ. Doch haben die großen Gegensätze zwischen den Eltern nicht etwa unheilvolle Spannungen hervorgerufen; Bismarck hat ²⁾ „sicherlich keine glücklose Kindheit gehabt, auch keine durch feindliche Gegensätze zerrissene“. Aber er hat für seine religiöse Entwicklung eben doch des Segens einer schlichten und eindrücklichen mütterlichen Frömmigkeit entbehrt. Ihr Empfinden scheint nicht ganz tief und echt gewesen zu sein; allzu absichtsvolle, moralisierende Beeinflussung ließ das Kind bei ihr keine Heimat für sein Herz finden.

Der Vater hat nie mit ihm über Glaubenssachen gesprochen; „sein Glaube war wohl nicht der christliche: er vertraute so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles andere als dieses Vertrauen überflüssig erschien“. Von der Mutter erinnert sich der Sohn, daß sie viel in Zschokkes (rationalistischen, aber warmherzigen) „Stunden der Andacht“ las und „über seine pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig war“. Wie paßt nun aber zu diesem Bilde eines rationalistischen, nüchternen, mattherzigen Christentums des Sohnes Erinnerung, daß sie viel hielt von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Mesmerischen Theorien, von Schubart und Justinus Kerner? Der Sohn sagt: „Eine Schwärmerei, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandesklarheit stand“. Jedenfalls war solch widerspruchsvoller, gemütschwacher und

doch sentimentaler Rationalismus am wenigsten geeignet, die starke Genialität des Sohnes anzusprechen.

Von erheblichen Einflüssen der Schule auf sein inneres Leben wissen wir erst recht nichts zu sagen. Gewiß fiel, was Busch betont³⁾, seine Jugend in eine Zeit, wo der Rationalismus noch viele Kreise beherrschte, wohl auch die Plamannsche Anstalt, die er zuerst besuchte; aber daraus zu schließen, daß auch er eine rationalistische Periode durchgemacht habe, ist übereilt. Auch zu seinem Gymnasium, dem grauen Kloster in Berlin, hat er keine innerlich beteiligte Stellung und keine Erinnerung an entscheidende Einflüsse gewonnen. Weder das klassische Altertum noch die realistischen Sächer sind für ihn eine Lebensmacht geworden; weder die Antike noch der moderne naturwissenschaftliche Geist haben ihn in Konflikt mit dem Christentum gebracht. Er hat der Schule eine tüchtige formale und inhaltliche Schulung, aber keine wirklich bestimmende Bildung seiner Seele verdankt. Auch von den deutschen Klassikern hat er ihr Wesentliches, das Ideal der Persönlichkeit und das Weltbild des Idealismus, nicht in sich aufgenommen; sie wurden nicht mächtig über seine Seele, die neben ihren Idealen herlebte. „Er hat die großen Dichter, wie alles, was ihm begegnete, so weit für sich verarbeitet, als er sie brauchen konnte; seine Herren wurden sie nie“⁴⁾. Und zwar ist es in der Tat auffallend und doch begreiflich, daß diesem Realisten Goethe weniger nahe trat als der eigentlich wesensfremde Schiller: „Schillers kriegerische Männlichkeit und sein historisch-politischer Schwung tat es ihm lebenslang an, stärker als Goethes inneres Ringen und seine Schönheit und Weisheit.“

Auch unsere Erwartung, daß ihn Schleiermachers Unterricht packen müßte, wird nicht erfüllt. In ihm war doch der auf die verschiedenen Berliner Kreise sich verteilende Aufklärungs- und der mystische phantasievolle romantische Geist, die einzeln dem Heranwachsenden nichts zu sagen hatten, zu einer imposanten Tiefe und Freiheit vereinigt. Und wenn auch der gealterte Theologe nicht mehr das Feuer des einstigen Redners über die Religion besaß, konnte er wirklich die Jugend so kalt lassen, wie es Bismarck von sich bekennt? „Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16. Geburtstage, keinen andern Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb.“ Ist Bismarck denn unempfänglich gewesen für das ganz neue gewaltige Gemütsleben, das den Propheten der großen geistigen und vaterländischen Erhebung über allen Rationalismus und Supernaturalismus hinweg zu einem ganz innerlichen, ganz persönlichen Verkehr mit Gott führte? Aber Bismarck hat überhaupt, wie sich noch zeigen wird, nicht von literarischen und politischen Helden gelernt; sein ursprüngliches Genie lebte nicht von Menschen- und Ideen-kultus. Er hat als Politiker keine Fühlung verraten mit dem eigentlichen Geist der großen preußischen Erhebungszeit; er ist auch von Goethe, Schiller, Schleiermacher kaum in seinem Eigenleben berührt. Denn bedarf es fremden, Spinozistischen oder Schleiermacherschen Einflusses, um zu erklären, wie er „ungefähr“ um die Zeit seiner Konfirmation sich sagte, „daß entweder Gott selbst nach seiner Allgegen-

wart alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen hervorbringe und so gewissermaßen durch mich selbst zu sich bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und von einem Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses zeuge, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben“? Ist das nicht der logisch konsequente Pantheismus, zu dem gymnastiale formale Denkbildung den Durchschnitt befähigt?

Uebrigens betonte Schleiermacher gewiß im Unterricht seiner älteren Jahre die läuternde Wirkung des Gebets auf den Betenden selbst mindestens so stark, wie er die Einwirkung auf den vollkommenen, unveränderlichen Schöpfer als „einen Uebergang in das Magische“ ablehnte.

Das allerdings mag zutreffen, daß der Schüler nach seiner damaligen Geisteslage den religiösen Gehaltsinhalt des Unterrichtes Schleiermachers nicht beachtete und nur das Gerippe übrig behielt. Für uns ist das Wichtige, daß die Wärme und Gemütskraft des Neubegründers unserer Religiosität eine innerliche Macht auf ihn nicht ausgeübt hat⁵⁾.

Wenn er nun auch, wie der alte Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ eingangs urteilt, als „normales Produkt unseres staatlichen Unterrichtes“ — warum eigentlich die Animosität? — die Schule als Pantheist verlassen hat, Atheist war er deshalb noch lange nicht, so wenig als Republikaner. Denn der Konsequenz der Gedanken stand in ihm die Macht der angeborenen Gefühle und geschichtlichen Sympathien gegenüber; sie hielten ihn fest auf Seiten der Autorität, der theistischen und monarchischen Traditionen.

Der feste, lebenslustige, ins Leben hinausstürmende Jüngling ist sich jedenfalls der Schwere der religiösen und politischen Probleme durchaus nicht bewußt gewesen.

2. Studentenleben und Referendarzeit.

Ueber sein Studentenleben sind wir nun durch Marcks' Forschungen zu völliger Klarheit gekommen. Wir sehen nun überaus deutlich, daß ebensowenig des Politikers Dahmann wie des Historikers Heeren Vorlesungen noch sonstige akademische Einflüsse irgend erheblich auf ihn einwirkten, wie er wesentlich als junger Edelmann die freie Luft der Universität und das Burschenleben genoß und die Vergewaltigung seines Geistes durch das ihm Fremdartige, durch den literarisch und politisch idealistischen Zug der Zeitbildung einfach von sich ablehnte: „die deutsche Universität seiner Jugend hat ihm von ihrem Eigensten in Wahrheit nichts übermacht“⁶⁾. Wie in Göttingen ist auch in Berlin, wo doch ein Hegel gefeierter Lehrer war, von einem Eindruck irgendwelcher akademischen Lehrer, gar irgendeiner bestimmten wissenschaftlichen Richtung, nichts wahrzunehmen; nur von der wirksamen Nachhilfe eines Repetitors erfahren wir. Auch dort ging er lustig seinen Weg, ohne das praktische Ziel aus dem Auge zu verlieren. Man kann höchstens stärkere Beeinflussung seines Stiles und seiner Umgangsformen durch angelsächsische Beziehungen beobachten.

Von dem Grafen Keyserling erfahren wir über seinen damaligen nahen Freund einmal, daß er die körperlichen Kräfte, die in ihm schäumten, austoben ließ, „in der Liebe

dem Naturtrieb ohne große Strupel folgte“, sodann aber, daß Bismarck „als Student skeptisch war bis zum Exzeß“. Wenn er aber geschwäteweise für seine künftige Laufbahn „innerlich fromm sein“ als Bedingung hinstellt, so muß das im Munde eines jungen Menschen, der sich selbst „ein so unheiliges Individuum“ nannte, doch nicht notwendig als Spott gedeutet werden; es kann bei der bekannten Scheu der Jugend, Gefühle anders als ironisierend zu äußern, das eine wie das andere Wort auf etwas zurückweisen, das in ihm damals zuzeiten, vielleicht als Gefühl, vielleicht nur als Gedanke sich regte⁷⁾. Seine religiöse Skepsis war aber doch im ganzen die der völligen Gleichgültigkeit.

Zu diesen Eindrücken würde nun die eine seiner Referendararbeiten einen starken Gegensatz bilden, wenn uns Marcks nicht über ihre gerade in dem, was uns hier interessiert, wesentliche Abhängigkeit von einer Vorlage überzeuge. Die von einem Konsistorialrat gestellte Aufgabe: „Ueber die Natur und Zulässigkeit des Eides . . . aus den Gesichtspunkten der philosophischen Rechts- und Tugendlehre, mit Berücksichtigung der Lehre des Christentums“ nötigte den Examinanden geradezu in Gedankengänge hinein, die ihm sonst fern lagen, wie man das seiner zumeist wenig Bismarckschen Sprache anmerkt. Dagegen erfreut auf den ersten Blick die Farbe des persönlichen Bekenntnisses in der religiösen Grundlegung seines Kampfes gegen die sittlich abstumpfende, religiös vergröbernde Häufung des Eides. Da wird die Unwandelbarkeit, Vollkommenheit, Allmacht Gottes mit großer Energie gegen jede vermenschlichende Auffassung verteidigt; die ganze Beweis-

führung geht darauf aus zu zeigen, wie es mit der allmählichen Läuterung der Gottesidee zu der Ueberzeugung kommen müsse, daß „durch den Eid nicht Gottes Aufmerksamkeit auf den Schwörenden, sondern die des Letzteren auf Gott gelenkt werde“. Man muß und darf wohl schwören, als Zeichen dafür, daß der Schwörende seines Glaubens an die göttliche Vergeltung und seiner Wahrheitspflicht und Verantwortlichkeit vollkommen eingedenk sei. Aber man darf Gott nicht zum Zeugen und zum Rächer aufrufen wollen: als sei es dem menschlichen Willen anheimgestellt, ob Gott Gerechtigkeit üben und strafen wolle; als müßten wir ihm erst ausdrücklich unsere Seele verpfänden; das streitet wider „den Glauben an die Allmacht Gottes“ ebenso wie wider „die Begriffe von seiner unendlichen Gnade“. „Die göttliche Gerechtigkeit kann nicht nach menschlichem Willen gelenkt werden.“ „Gott bedarf auch keiner menschlichen Versprechungen und schließt keine Verträge mit uns.“

Wenn uns nun nachgewiesen wird, daß in der Hauptsache Stoff und Gedanke dieser flugen Ausführungen, öfters auch der geeignete Ausdruck dem Buch eines bayrischen Richters Bayer entnommen sind, nur mit derjenigen Freiheit verarbeitet, worauf das Examen Wert legt, so dürfen wir kaum ein wirkliches eigenes Bekenntnis mehr darin erblicken. Zu solcher Ueberschätzung hat mich früher wesentlich auch das groß gedachte, echt Bismarcksche Bild veranlaßt: „Die Sonne geht täglich auf und erleuchtet die Welt; aber nur wenigen fällt es ein, daß dieses wunderbar sei, und nur selten nimmt jemand davon Veranlassung, an die Allmacht des

Schöpfers zu denken; erschlägt aber der Blitz einen Menschen, so werden die, welche es sehen, mit Staunen und Gottesfurcht erfüllt und preisen die wunderbaren Wege des Herrn.“ So zeigt er die abhärtende Wirkung täglicher Gewöhnung, die eines künstlichen Reizes bedarf, um auf Augenblicke das ursprüngliche Gefühl wieder zu beleben; „dieser Reiz verliert wiederum seine Kraft, sobald er zu häufig angewendet wird. Eine zu große Dervielfältigung der Eide ist daher aus Gründen der Klugheit sowohl als der Religion zu verhindern. Sie gewöhnt den Menschen, indem er sich des göttlichen Namens häufig und zu unbedeutenden Zwecken bedient, das Heiligste mit Leichtfertigkeit zu behandeln.“ Aber ich muß zugeben, daß wahrscheinlicher als die Annahme eigenen Bekenntnisses die Vermutung ist, daß er sich nur auf den Standpunkt der christlichen Anschauung stellt und von ihr aus argumentiert. Darum spricht er gern vorsichtig von „dem Glauben an“ die Allmacht oder den „Begriffen von“ der „unendlichen Gnade Gottes“, von der Wahrheit für „den, welcher an einen gerechten Gott und an Fortdauer nach dem Tode glaubt“. Und wenn er gelegentlich sagt: „die Gründe der Religion reichen für viele nicht mehr hin“, mag er sich selbst damit salviert haben.

Ueberhaupt aber gewinnt die ganze biblische Sprechweise einen anderen Beigeschmack, wenn man bedenkt, für wen die Arbeit geschrieben ist. Immerhin kann von unwahrhaftiger Anpassung nicht geredet werden; daß der Kandidat keineswegs das landläufige Bekenntnis aufnimmt, sondern sich selbst treu bleibt und seinen freieren Standpunkt mit ehrfurchtsvoller Kritik auch der Bibel vertritt, sollte

nicht bestritten werden. Wenn nun auch gerade der Abschnitt, worin ich früher seine gesunde, freie, doch pietätvolle Stellung zur Schrift erkannte, aus Bayer übernommen ist, so bleibt doch erfreulich, daß die gesunden Bayerschen Gedanken bei ihm auf einen so gut vorbereiteten, kritischen Boden fielen und er sich dazu bekannte. Es klingt ja etwas kühl und fernstehend, ist aber doch Bismarcks Ueberzeugung bis zu Ende geblieben: „Wenn Christus in der Bergpredigt sagt: ihr sollt ganz und gar nicht schwören, so muß dieses scheinbar unbedingte Verbot gleich anderen hyperbolischen Ausdrücken der Heiligen Schrift gedeutet werden; dieselben stecken ebenfalls ein entferntes Ziel auf, welches nicht gerade erreicht werden, sondern nur dem christlichen Wandel dienen soll, um die Richtung danach zu nehmen.“

Von großer Bedeutung für die Beurteilung der eigenen religiösen Stellung des Referendars ist das Zeugnis seines Werbebriefs über die Zeit von 1832—1839: „Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Ueberdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Altertums, unverständene Hegelsche Schriften und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist.“ Wir wissen nun nicht, ob jene philosophischen Studien bereits vor dem Examen einsetzten, was mir unwahrscheinlich ist; wir wissen aber, daß zumal das platonische und Hegelsche Philosophieren bei dem durchaus unphilosophischen Kopf nie tief und anhaltend

sein konnte. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß Spinozas mathematische Klarheit und kühle, unendlich folgerichtige Schlußweise den Skeptiker anzog und länger festhielt. Spinozas pantheistischer Gottesbegriff, wonach Gott nur nach den Gesetzen seiner Natur handelt, als vollkommen in sich ruhend der Beeinflussung von außen her unzugänglich ist, kam seiner eigenen unlebendigen, persönlich nicht erlebten Gottesidee entgegen. Ich kann nun zwar nicht zugeben, daß jener Gottesbegriff, den auch Schleiermacher festhielt, notwendig unlebendig und praktisch unwirksam sein muß; aber daß er für einen so praktisch aktiven, plastisch und leidenschaftlich empfindenden Mann wie Bismarck nichts sein konnte, ist zweifellos. Und auch darin kann ich Marcks nur beipflichten, daß die große innere Ueberlegenheit dieser kirchenrechtlichen über die andere staatsrechtliche Examensarbeit einen Hinweis darauf gibt, wie die geistigen Fragen, die Fragen der Weltanschauung, obwohl er auch sie nicht eigentlich wissenschaftlich und zentral ergriff, ihm damals doch immer viel näher lagen als die staatlich=beruflichen, zu denen er schlechterdings kein eigentlich persönliches Verhältnis, keine eindringende seelische Hinneigung zeigte.

Wie wenig lebendig und persönlich, wirksam und beherrschend aber seine Religiosität in dieser und der folgenden Zeit seines Referendariats in Aachen war, beweist die berühmte Stelle in dem Brief an seine junge Frau vom 3. Juli 1851⁸⁾, die ich bisher in Analogie zu Augustins selbstvernichtenden Bekenntnissen als den Gegensatz von Einst und Jetzt überspannend und deshalb das Einst zu schwarz färbend beurteilte, nun aber nach Marcks' Aktenbelegen

als durchaus zuverlässig bezeichnen muß. Er schreibt ihr da vom Rheine aus, er habe mit einem Gemisch von Wehmut und altfluger Weisheit die Stätten früherer Torheit angesehen:

„Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen Isabella Lorraine und Miß Russel jetzt leben; wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebte, beehrte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind . . .! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguierten und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. — Schließe nicht aus diesem Ge-

Schreibsel, daß ich grad besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelb werdende Laub betrachtet: gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste, Dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt."

Dieser Rückblick trifft auch die Studentenzeit, vornehmlich aber die Referendarzeit in Aachen. Da bildete sich in Zusammenhang mit schon von Göttingen nach Berlin, von da nach Aachen mitgebrachten, hier aber stark vermehrten Spielschulden, mit einem in jedem Sinne exzentrischen Verkehr der Ruf seines Leichtsinns. Da begab er sich nicht bloß einmal in den Strudel erschütternder Leidenschaft, von der er hinterher mit fataler Blasiertheit redet. Da versäumte er die elementarsten Pflichten seines Vorbereitungsdienstes in besinnungsloser Hingabe an die gemischteste Gesellschaft, lauter vornehme junge Herren, von denen ein Genosse urteilte: „Nichts für Geist und Herz, nur viel Menschengestank.“ Und wie er dann endlich ohne Urlaub und Plan 2 Monate lang „einer jungen Britin, von blondem Haar und seltener Schönheit“ nachzog und sich, nachdem er sich eben mit ihr verlobt hatte, alsbald wieder von ihr löste, das läßt uns die ungeheure Stärke seiner physischen und sittlichen Natur bewundern, die eine solche wilde Gärung all seiner jungen Kräfte herausforderte und wieder niederkämpfte, ohne darin unterzugehen. Eine gewisse Bändigung dieser ungestümen Krafnatur erzwang in seiner Potsdamer und Greifswalder Referendar- und Einjährigzeit weder die Rücksicht auf den Dienst noch

eine innerliche Befehung, sondern der Ehrgeiz, sich zur Geltung zu bringen.

In dem Brief an seine Cousine, die Gräfin Bismarck-Bohlen, worin er seinen Entschluß, den Staatsdienst zu quittieren, mehr vor sich selbst begründet, zeigt sich so recht die ungebändigte Herrennatur. Er fragt nichts nach den Leuten, nichts nach allgemeinen Gewalten, nach weit gespannten Idealen, nichts nach einem heiligen Willen; er folgt lediglich dem Drang der eigenen Persönlichkeit. Mit der monumentalen Aufrichtigkeit⁹⁾, die seine klassischen Briefe auszeichnet und die nicht immer mit Unbefangtheit im Bunde geht, spricht er, der es nicht nur im kleinen „schwer ertrug, in irgendeiner Beziehung hinter jemand zurückzustehen“, von der Macht dieses Ehrgeizes, dem „Wunsche, zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden“, „dieser Leidenschaft“, von der auch er „nicht frei“ sei, die ihn in großen Dingen mitreißen würde, sonder Ueberlegung mit einer Zwangsgewalt, wie sie „das Licht auf die Mücke“ übt. Der Trieb der Selbstbehauptung und Selbstentfaltung kann in bureaukratischen Gleisen nicht zu seinem Recht kommen; darum treibt es ihn, dem die Pflicht gegen den Staat, der Gedanke der Dienstbarkeit noch ferne steht, aufs Land: da herrscht noch Herrenrecht. Dem Herrenmenschenrang muß diese elementare, wildgeniale Kraftnatur die Zügel schießen lassen, ehe eine innerlichste Befehung sie frei zum Dienste macht.

3. Der tolle Junker.

Bismarck tut sich selbst gewiß Unrecht, wenn er 1851 von sich urteilt, er sei nun „zwölf Jahre lang ein unab-

hängiger Landjunker, das heißt bodenlos faul gewesen.“ Denn er hat den Kniephof durch eigene Arbeit in die Höhe gebracht, daneben als Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins, als Kreisdeputierter und Stellvertreter des Landrats mehr geleistet als die meisten seiner Berufsgenossen. Er hat dabei seinen Leuten ein warmes Herz gezeigt, jedem seine Schuldigkeit getan und gerechtes Gericht gehalten. Er hat dabei seinen Wirklichkeitsinn und Tatsachengeist be-
tätigt und entwickelt, auch jene wunderbar anschauliche Bildersprache aus Natur, Landwirtschaft und Jagdleben geschöpft, die uns immer neu entzückt. Aber er hat allerdings daneben den Herrenmenschen unbeschnitten auswachsen lassen, sich den Ruf des „tollen Bismarck“ reichlich verdient, nur nicht in niedrigen, ihn selbst entwürdigenden, andere schädigenden Abenteuern. Mancher kühner Ritt auf wildem Roß, manche durchzechte Nacht, mancher derbe Scherz mit Pistolenknall, auch manche galantes, aber landsknechtartig inszeniertes Liebesabenteuer wurde ihm nachgeredet, mehr noch hinzu erfunden. Doch wagte man ihm Niedriges, Unedles nicht nachzusagen; das hätte auch seine Stellung in der Öffentlichkeit kaum ertragen. Und hinter der überschäumenden Kraft lag gewiß viel Selbstbetäubung, selbst Trübsinn. Seiner Braut hat er das gewiß zutreffend so geschildert: „ich war in der Tat schon sehr gealtert, als ich dreiundzwanzig Jahre zählte, jedenfalls unendlich viel blasierter als jetzt, und fühlte mich recht unglücklich, fand Welt und Leben fahl und unersprießlich“. Das geht freilich aus den Briefen an den Vater, Schwester und Cousine nicht so hervor, wo er sich mehr übermütig gibt. Aber muß

man annehmen, daß das Erinnerungsbild später nachgedunkelt ist?

Wir dürfen ihm jedenfalls glauben, was der Werbebrief weiter berichtet, daß er erst in der Einsamkeit des hinterpommerschen Gutshofes zu nachhaltendem Nachdenken über sich selbst gekommen, zu einem Nachdenken, das zunächst die Traurigkeit und Skepsis nur steigern, die sittliche Umkehr nicht bewirken konnte. Wer darf dagegen den kraftstrotzenden, übermütig scherzenden Verkehr mit dem munteren, arglosen Badfisch, seiner Schwester Malwine anführen? Auch darüber lag der Schleier der Melancholie. Und wenn er 1844 einem alten Freund¹⁰⁾ bekennt, er finde das Landjunkerleben unerträglich, das Beamtendasein „gerade so schal und unerisprißlich wie früher“, einstweilen triebe er willenlos mit dem Strome des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblicks und sei es ihm ziemlich gleichgültig, wo er ihn ans Land werfe, so liegt in dieser Mattheit des Strebens bereits die Andeutung einer wirksamen, umbildenden Melancholie. Sein anhaltendes Nachdenken hat seine Ansichten zunächst nicht erheblich geändert; aber die Selbstkritik war erwacht und der Drang nach wertvollerem Lebensinhalt. Abgeschnitten von der Welt des Handelns, die den Mann der Wirklichkeit erst schuf, der selig nur werden konnte in seiner Tat, verrannte er sich nur tiefer in seine lähmende Skepsis: „Immer indes“, fährt er im Werbebrief fort, „blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur in die Sackgasse des Zweifels.“

Es war ihm eben nicht gegeben, durch rein philosophische Spekulationen, abstrakte Konstruktionen, selbst spinozistische Kontemplationen sub specie aeterni Herr zu werden der Hamletschen pessimistischen Anwendungen. Es ist seltsam, wie wenig ihm am Ende die Straußschen und Feuerbachschen und Bruno Bauerschen Schriften über Christus und das Christentum von ihrem Eigensten zu sagen wußten. Denn diese radikalen Zerstörer des gläubigen Christentums haben wahrlich etwas anderes sagen wollen, als was Bismarck aus ihnen herauslas: „Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde.“ Statt solcher demütigen Resignation auf volles Erkennen und Ergebung in den Willen einer verborgenen Gottheit lehrten jene Schüler Hegels ja, daß die Menschheit als Gattung unser Gott, unser Christus, unser Wundertäter sei, der uns befreie von den trüben und beängstigenden Gottesvorstellungen der Väter und diesseitsfroh mitschaffen heiße an den universalen Interessen der Menschheit. Es gehört zu den Grundzügen der Bismarckschen Denkart, daß seinem gegenständlichen Denken der reine Hegelsche Begriff und so auch der Begriff der Menschheit unvollziehbar war; sein scharfer Wirklichkeitsinn lehnte die Auffassung der Menschheit als Gott, die Begeisterung für die Menschheit als Gattung, man kann wohl sagen: alle religiöse Begründung der demokratischen Weltanschauung energisch ab. Jene

drei universalistischen, kosmopolitischen, naturalistischen Anbeter des Gattungsgesistes begegneten bei ihm dem starken Selbstgefühl des Individualisten, der nur in der einzelnen Menschenseele eine Offenbarung des an sich unerforschlichen, unnahbaren, übermächtigen Gottes finden konnte. Dazu war er durch seine scharfe Kritik des Durchschnittsmenschen vorausbestimmt für die Lebensanschauung Carlyles, für die der Heldenverehrung, für die Annahme einer Auslese die ewige Gottheit in sich verkörpernder Menschen. Diese Anschauung ist ihm freilich, soviel ich bisher habe finden können, niemals näher getreten, wie denn auch Carlyle Bismarck nicht so erfaßte, daß er ihn in seine Heldenverehrung aufgenommen hätte.

4. Die B e f e h r u n g.

Meinecke hat in seinem vorzüglichen Aufsatz über „Bismarcks Eintritt in den christlich-germanischen Kreis“¹¹⁾ darauf hingewiesen, wie ganz anders Bismarck als Gneisenau und die anderen Helden der Erhebungszeit von dem Prinzip des Gewissens berührt wurde. Jene fanden in dem Grundsatz der inneren sittlichen Autonomie ihr völliges Genüge; denn sie konnten, aufgewachsen in der Welt Goethes und Kants, den Gott, den sie dachten, noch fühlen, also als Eigentum erleben. Bismarck konnte ihn nur denken. Wahrhaft Trost und Frieden hat ihm, so bekennet er im Werbebrief, auch die Stimme des Gewissens, welches Gott uns als Süßhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe, in die gähnende, trostlose Leere in ihm und um ihn nicht geben können. Denn: „Immer blieb mein Streben nach

Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt". Daß die freiere, liberale Weltanschauung ihm in ihrer intellektualistischen und kritischen Verdünnung durch Strauß und Feuerbach nahe trat, hat seinen kräftigen Wirklichkeitsinn, seinen Widerwillen gegen vages Speculieren und Irrlichterieren, gegen den subjektiven Uebermut des Intellekts aufgereizt und ihm geholfen, seine freiere Religiosität, soweit sie denn seinem Wesen entsprechender war, zu überwinden. Zwar nicht völlig; denn Spuren seines früheren dogmenfreien Protestantismus blieben lebenslänglich sichtbar. Es handelt sich in der That um einen Kampf um die Weltanschauung, der aber nicht mit den Mitteln philosophischer oder theologischer Wissenschaft und Speculation, sondern durchaus persönlich-gemüthlich, mit Herz und Verstand durchgefochten wurde. Mit dem ganzen Willens- und Tatendrang der noch gebundenen Kräfte verlangte Bismarck nach dem Erleben einer höheren Wirklichkeit, die ihm den Sinn des Lebens sicher stellen sollte.

Was ihm große Denker und Systeme nicht zu bieten vermochten, das bot ihm die Wirklichkeit der Religion in einem Kreise, der zugleich seinem starken Bedürfnis nach Herzenswärme und Liebe Genüge tat. Während er in seinem einsamen, unbefriedigten Ringen um einen Lebensinhalt von Byronschem Weltschmerz über die Oede des Daseins erfaßt war, brachte ihn sein alter Freund Moritz v. Blankenburg in den Kreis seines Schwiegervaters v. Thadden-Trieglaff¹²⁾, in dem er sich bald heimisch fühlte und „ein Wohlsein empfand, wie es ihm bisher fremd gewesen

war, ein Familienleben, das ihn einschloß, fast eine Heimat" ¹³).

Es ist doch wohl zu reden von einer *B e f e h r u n g*, die mit seiner Verlobung gleichzeitig war. Er selbst empfand so die Entfernung, die zwischen seinem früheren Unglauben seiner Rousseauschen Tugendhaftigkeit, und seinem nunmehrigen inneren Reichtum bestand. „Mir ist die glückliche Ehe... wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Veröhnung nach der Sintflut von Verwilderung und Liebemangel gibt, die meine Seele in früheren Jahren bedeckte" ¹⁴). Dies spätere Wort klingt doch nicht viel anders als das Geständnis an die Braut: „Ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Ueberlaufen voll Wehmut und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleuderte, bis ich Dir, mein Herz, zumutete, das Wrad, dessen reiche Ladung ich im Uebermut mit vollen Händen über Bord geworfen hatte, in den Hafen Deines unentweihten Herzens aufzunehmen" ¹⁵). Er denkt da offenbar an die Leere, Oede, Gleichgültigkeit und Langeweile — dies Wort begegnet besonders oft — eines ziel- und ideallosen Lebens, wie es auch sein Freund und Schwager führte, von dem er einmal schreibt: „Er langweilt sich noch einmal tot, wenn er nicht andere Ansichten über Christentum und Lebensstimmung gewinnt" ¹⁶).

Man hat das Wesentliche der Veränderung in der Aufhebung der ziel- und planlosen Junggeselleneexistenz gesucht, die ihn bei jeder Rückkehr mit trostloser Stumpf-

heit in den lautlosen Räumen angähnte. In der Tat betrachtet er nun alles mit anderen Augen, seine ganze Lebensanschauung ist eine andere; selbst Deich- und Polizeigeschäfte betreibt er nun mit Heiterkeit und Teilnahme: „Diese Aenderung, dies neue Leben danke ich nächst Gott Dir, die Du nicht als Spiritusflamme an mir gelegentlich kochst, sondern als erwärmende Sonne in meinem Herzen wirkst“¹⁷⁾. Noch reicher spricht er das Glück der Liebe aus in den Worten¹⁸⁾: „Vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.“

Aber der Wandel kam nicht bloß aus der Fülle des Liebesglücks. Dies erblühte ihm erst, nachdem eine innere Umkehr ihn auf den gemeinsamen Weg mit der Geliebten geführt hatte. Denn sie hätte¹⁹⁾ ihn „forbbeladen“ abziehen lassen, wenn sich Gott nicht seiner erbarmt und ihn „wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadentür“ hätte sehen lassen. Nachdem bereits Herr v. Keudell uns in seinem trefflichen Buch über „Fürst und Fürstin Bismarck“²⁰⁾ intime Mitteilungen Moriz v. Blankenburgs über religiöse Gespräche mit dem „wildem Bismarck“ weitergegeben hat, erlauben die reichen Entdeckungen Marcks' nunmehr einen vollen Einblick in Bismarcks Weltanschauungskämpfe. Moriz v. Blankenburgs Braut, Marie von Thadden, berichtete ihrem Verlobten Februar 1843 von

einem ungemein eindringenden Religionsgespräch, das Bismarck mit ihr und ihrer Mutter geführt hatte. Sie spricht von seinen „traurigen Ansichten“, in denen er sich selbst so gar unbefriedigt fühle: „Ich habe noch nie jemanden seinen Unglauben oder vielmehr Pantheismus so frei und klar auseinandersetzen hören.“ Sie spricht aber auch von seiner verheißungsvollen Aufrichtigkeit und von einer gewissen Scheu, womit er von dem blauen Dunstgebilde von Gott rede, das er sich gemacht habe. Neu und angenehm von der spürbaren Liebe zu seiner Seele berührt, öffnete er sie den Frauen ganz, sprach mit Ernst von der Nacht in seinem 16. Jahr, wo er zum letztenmal gebetet und danach es wissentlich gelassen habe, bekannte seinen „vollständigen Pantheismus“, sprach von der Anmaßung der Gläubigen, ihre Ansicht für die rechte zu halten, von der Größe seines Gottes — also einen solchen hatte er noch immer! —, der sich um ein solches Stäubchen wie er nicht befummern könne, dann wieder von seiner vollen Glaubenslosigkeit, verbunden mit Sehnsucht nach Glauben, wohl um seine völlige Gleichgültigkeit gegen Freud' und Schmerz, seine stete bodenlose Langeweile und Leere zu überwinden. „Wie kann ich denn glauben, da ich doch einmal keinen Glauben habe; der muß — sprach er aufgeregt, dunkelrot — entweder in mich hineinfahren oder ohne mein Zutun und Wollen in mir aufschießen.“ Marie hatte dergleichen nie gehört, zumal von einem so Nahestehenden, „und dem es selbst Ernst ist, wenigstens doch manchmal Angst“. Seine einnehmende Persönlichkeit bestach sie so

sehr, daß sie „immer nicht recht an sein wüstes Leben glauben“ konnte, wenn sie ihn sah.

Zweifellos gingen diese so von Ernst, ja auch Angst um sein Seelenheil getragenen Selbstenthüllungen weit hinaus über die uns bekannten philosophischen und leise religiösen Anwendungen im Verkehr mit Keyserling. Gewiß spricht da noch immer der Pantheist, der die Annahme einer persönlichen Fürsorge der Gottheit für dies Stäubchen als Anmaßung abweist; aber er fand bei diesem unpersönlichen Gott, der den Frauen begreiflicherweise nur als „blaues Dunstgebilde von Gott“ erschien, obschon er ihm wieder mit einer gewissen „Scheu“ begegnete und ihm Selbstbewußtsein zuschrieb, keine innere Befriedigung. Damit stimmt durchaus die Darstellung seines Zustandes im Werbebrief: „Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder.“

Es scheint mir unerheblich, ob man hierin mehr Deismus oder mehr Pantheismus zu finden hat, da wir bei dem gegenständlich denkenden und stark fühlenden Genie überhaupt mit solchen, streng einheitlichem, philosophischem Denken entsprechenden Kategorien nicht auskommen. Die Hauptsache ist vielmehr, daß ein Gott, dessen Größe ihm zwar imponierte, dessen Erhabenheit über ihm und seinem Einzelschicksal ihm aber kein persönliches Verhältnis ermög-

lichte, sein durchaus nicht theoretisch-kausales, sondern durchweg praktisches Bedürfnis nicht befriedigte, das nach Zweck, Sinn, Bedeutung im allgemeinen und im eigenen Leben zu suchen genötigt war. Und daß diese mangelnde religiöse Befriedigung nicht etwa bloß mit all den anderen Erregungen, Verstimmungen, Enttäuschungen dieser öden Junggesellenzeit zusammenhing, vielmehr eine eigene Seelenbewegung für sich war und die allgemeinste von allen wurde, das dürfte Marc's Darstellung schlagend erwiesen haben.

Die Sehnsucht fand volle Befriedigung in dem „christlich-germanischen Kreis“, in den er eben durch Blankenburgs eingeführt ward. Es gehört zu dem Anziehendsten und Interessantesten in Bismarck's Leben, diese innige Berührung mit den charaktervollen pietistisch-freikirchlichen Kreisen Pommerns, deren geistiges Haupt der ungemein willens- und gefühlsstarke Thadden-Trieglaff war. Man muß sich von der Fürstin Reuß in ihrer unaufdringlichen Art erzählen lassen, wie sich in seinem durchaus nicht spezifisch lutherischen Christentum der männlich-tapfere Ton der Freiheitskämpfer mit den weichen Gefühls- und Phantasiebedürfnissen der Romantiker verband und eine religiöse Erweckung nun nicht mehr englischer und demokratischer, sondern spezifisch preussischer und aristokratischer Herkunft hervorrief, wie sich um ihn ein gleichgestimmter Kreis aus kleinem, zumeist Offiziers-Adel sammelte, der wie er zugleich das reaktionäre Hallersche Staatsideal vertrat, wie sich in seiner Predigtstube, wo zumeist Laien die Gabe eines erweckten, biblisch gesättigten

Betens und Redens übten, allmählich die Gesundheit seines Wesens gegenüber puritanischen und weltfremden, nivellierenden Tendenzen durchsetzte und zu weltlichem, unbefangenen, heiterem, zärtlichem Verkehrston führte, alle anmaßliche Ekstase in ruhig gemessene Gleichmäßigkeit in Gott froher Zuversicht sich auflöste. Von der weiter greifenden Bedeutung dieses Kreises für das kirchliche und staatliche Leben Preußens kann zunächst noch geschwiegen werden; sie spielte bei Bismarcks Befehrung keine Rolle.

Es war nun für ihn von größter Bedeutung, daß das erste ekstatische Stadium, wobei Dienstboten sich zum Beten und Reden vordrängten, bereits überwunden und auch des Schwagers Ludwig v. Gerlach „Kopfhängen und Sauersehen“ zurückgedrängt war durch Thaddens gesunde Mischung von geistreich fröhlichem Witz und gesammeltem Ernst. In seiner Tochter Marie verband sich damit noch ein alle pietistische Enge sprengender Schwung der Seele, während ihr Bräutigam propagandistischen Eifergeist und Angriffslust mit ungeheurer Gutmütigkeit und Seelenwärme zu einem echten Typus jungerlicher Christlichkeit vereinte. Wie schade, daß Blankenburg die Gegenbriefe des Jugendfreundes in einer Anwendung von Zorn über seinen Abfall in den 70er Jahren sämtlich vernichtete, so daß wir sie nur aus den vielen Blankenburgschen rekonstruieren können. Jedenfalls hat die derbe, engkreisige und weichherzige Befehrungssucht des selbst erst Befehrten an Bismarcks klarem, selbstbewußtem Denken unwiderstehlichen Widerstand gefunden. Da er als bewiesen voraussetzte, was der andere leugnete: sowohl die Richtigkeit seines Glaubens als auch

die Möglichkeit, ihn durch Willensentschluß oder Willenshingabe zu erringen, so mußte alle Diskussion ergebnislos bleiben. Aber schon, daß Bismarck den Freunden sein Inneres eröffnete, sie in sein „leeres Herz“ blicken ließ, ihnen seine trostlose Skepsis, seine blasierte Langeweile, seine Unfähigkeit zu lieben bekannte, wirkte befreiend.

So ist denn durch eine lange Folge gleichzeitiger Zeugnisse die wesentliche Richtigkeit der Darstellung des Werbebriefs erwiesen, wonach er bei Blankenburg und durch ihn bei Thaddens in Trieglaff die Anschauung eines Familienglücks und zugleich eines Glaubensglücks gefunden habe, das ihn mit bisher fremdem Wohlsein umfing. Zunächst freilich habe der warme Eifer der lieben Blankenburgs vergeblich versucht, ihm durch Ueberredung und Disputation den Glauben zu geben, der ihm fehlte. Dann aber habe er im Trieglaffer Hause und dessen weiterem Kreise Leute gefunden, vor denen er sich schämte, daß er mit der dürftigen Leuchte seines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahmen. „Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihrem äußeren Wirken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt; aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde.“

Inzwischen, fährt die Beichte fort, sei er von Ereignissen berührt worden, bei denen er nicht handelnd be-

theiligt war und die er als Geheimnisse anderer nicht mittheilen dürfe, die aber erschütternd auf ihn wirkten. Wir wissen nun ziemlich zuverlässig, worauf sich diese Andeutung bezieht: Blankenburg hatte es gewagt, „aus fast rasendem Vertrauen und unerschütterlichem Glauben“ auf der Freundschaftsinsel in seinem Park dem Freunde mitzuteilen, daß eine dem sicheren Tode entgegengehende Freundin, die ihn mit ebenso großer Glut wie Entagung liebte, nicht ruhig sterben könne, ehe sie den Ungläubigen bekehrt wisse. Da nun auch des „wilden Bismarck“ Seele von der weichen Luft der Romantik umflossen war, verletzte ihn die Indiscretion über die rührend selbstlose, überschwengliche Sorge einer liebenden Seele um ihn keineswegs, ließ vielmehr einen Stachel in seiner Seele, gegen den er vergebens löckte. Als faktisches Resultat dieses Erlebnisses stellt der Werbebrief fest, „daß das Bewußtsein der Gluckheit und des Unwertes seiner Lebensrichtung in ihm lebendiger wurde als je“. Ein unbestreitbares Zeugnis für die innere Güte und Zartheit seiner wahrlich nicht erstorbenen und blasierten Seele!

Ebenso sympathisch berührt uns nun, aus Blankenburgs Antworten zu ersehen, wie Bismarck gegen dessen zudringliche, aufredende Befehrungssucht bei aller Anerkennung seiner liebevollen Absicht seine innere Würde und Selbständigkeit gewahrt, zunächst seine Gegen Gründe gegen die Anmaßung der Christen, Gott kennen zu wollen, gegen die Vielfältigkeit ihrer Bekenntnisse, die doch so anmaßend sicher auftraten, gegen den theatralischen, ja an die Komödie erinnernden Charakter der Rechtfertigungslehre mit Schmerz-

licher Aufregung zur Geltung brachte und schließlich, das „Mitleid“ des Freundes als geringschätziges Mitleid empfindend, den geistlichen Briefwechsel auf lange Jahre abbrach. In dieser Zeit setzte sich das stille Ringen der ersehnten Gewißheit mit den treu festgehaltenen Zweifeln seiner Wahrheitsliebe fort und führte wiederholt zu Paroxysmen der Skepsis. Gelegentlich eines bei Blankenburgs Hochzeit ausgebrochenen Brandes werden uns Äußerungen des Unmuts gemeldet gegen eine falsche, lähmende oder selbstsüchtige Frömmigkeit, zugleich gegen eine naive Vermenschlichung der Gottheit. Dem christlichen Zweifel an der Zulässigkeit der Feuerversicherung, die Gott eines Züchtigungsmittels beraube, habe er entgegengeworfen: „das ist ja die reine Blasphemie; denn er kann uns doch kriegen“. Gelegentlich erfahren wir auch von lebhaften Diskussionen über religiöse Fragen, so daß ein Gutsnachbar sich höchlich wunderte „über den pietistischen Streit des wilden Bismarck“. Die feinfühlige Marie v. Blankenburg hatte zweifellos richtig gesehen: der Freund hatte unter der Kälte des Unglaubens etwas sehr Melancholisches. „Klagen hat er genug, Schmerz über das eigene und der Welt Elend, Sehnsucht nach Frieden, und doch kann und will er nicht glauben.“ Und Marc's resümiert diese Kämpfe durchaus zutreffend: „Dieser Mensch sehnte sich nach einer Weltanschauung, die seinem Herzen etwas wäre, und diejenige, die er besaß, tat ihm weh. Er war weder durch die Philosophie noch durch die Naturforschung im strengeren Sinne hindurchgegangen: keine Richtung des eigentlich wissenschaftlichen Denkens hat ihn jemals, auch später,

wirklich ernsthaft an sich heran- oder gar in sich hineinziehen können." Der bürgerliche Radikalismus stieß nicht bloß seinen Wirklichkeitsinn, auch seine aristokratische Natur ab. In der Zeit, wo er sich politisch seinem adligen Stande einreihete, kamen ihm auch aus diesem Stand und Lebenskreis die besonderen religiösen Empfindungen entgegen, denen er sich dann später hingeben konnte. Und doch mußte er sie erst seiner starken Natur entsprechend in langem Prozeß eigenartig umbilden, ehe er sich ihnen unterwerfen konnte, da in ihm doch einmal das Persönliche stärker war als alle Einflüsse ringsum. Ich halte die folgenden zusammenfassenden Sätze Marcks' für den besten Schlüssel zum Verständnis der Bismarckschen Religiosität:

„Schon in den Jahren, die wir durchschritten, ein starkes, aber ebenso weiches Gefühl, elementare Kräfte, ein elementarer Drang, sie zu betätigen; weder Spekulation noch Resignation bringen diese Kräfte zur Ruhe. Er brauchte für sein Herz, dessen er schon bewußt war, und für die Riesengewalt seiner Fähigkeiten und seines Willens, deren er noch unbewußt war, etwas Wärmeres, Greifbareres, mit dem er wirklich und persönlich verkehren, dem er sich anvertrauen, auf das er sich stützen, sich entlasten, bei dem er Befreiung und Verständnis und Hilfe und auch Bindung suchen konnte; er fand keine Ruhe, ehe er dies gefunden. Entgegengesetzte positive Ueberzeugungen standen ihm nicht im Wege, nur der Zweifel, der seine Sehnsucht fesselte, der Widerstand der eigenen Ehrlichkeit, die erst erlebt haben mußte, wonach er sich sehnte und was er sich nicht geben konnte, die Schwere und Wucht seiner Natur, die erst eines

mächtigen Stoßes bedurfte. Aber es ist schwierig zu denken, daß er sich jemals bei etwas minder Elementarem wahrhaft beruhigt haben würde als bei dem persönlichen Gott. In ihm selber wirkten zeitlose Gewalten: diese Stärke der persönlichen Kraft und der eine ewige Urtrieb des Menschentums, der immer wieder über alle Dämme und jeden Kunstbau des Denkens und der Kultur hinweggedrungen ist und gerade das Starke und die Starken gepackt und an sich gerissen hat, der religiöse Otto von Bismarck fühlte ihn, widerstrebend, in sich, schon all sein Philosophieren war dadurch gefärbt worden; sein ganzes Leben hat es bewiesen: er brauchte den persönlichen Gott und kam zur Vollendung und zum Frieden erst, als er ihn hatte.“

Zum vollen Verständnis seiner religiösen Entwicklung gehört auch die richtige Bestimmung des Grades, in dem er für die Romantik des neuen Kreises empfänglich war. Daß dieser, zumal der weibliche Teil, tief in einer sentimental spielerischen, Gefühle auskostenden Romantik steckte, die nach Arndts treffendem Wort auf Superlativen herumflettete und sogar den Schmierstiefel idealisieren wollte, ist erwiesen; charakteristisch dafür ist die ziemlich gleichmäßige Verehrung Jean Pauls und des Evangeliums, während Goethes klare Tiefe abschreckte. Der junge Bismarck ließ sich von den feinen Schwingungen des Gefühls, von den Gefühligkeiten des freundschaftlichen Verkehrs mit schönen Seelen erfassen, zum „Speziellen“ oder „Platonischen“ oder gar zu „Ademar“ befördern und auch in die literarischen Delikatessen des Kreises hineinziehen. Er kannte und besaß Anastasius Grün, Freiligrath, Lenau,

Sallet, E. Th. A. Hoffmann, auch George Sand, de Digny, Rückerts Gedichte und des Sartorius „Lehre von der heiligen Liebe“, er verschlang Eugène Sue und Bulwer, dessen Pelham er oft zitiert; Byrons düsterer, dämonischer Welt Schmerz und gigantisches Naturgefühl, seine heroische, geniale Romantik, die allein seinem inneren Sturm verwandte Töne lieb, erfaßte ihn zeitweilig noch stärker als Shafespeare, der doch seiner heroischen Denkart auf Lebenszeit am verwandtesten blieb, ohne deshalb als Bildner und Lehrer Bismarcks bezeichnet werden zu dürfen. Und dann hat sein stets fortgesetztes Studium von historischen, besonders biographischen Werken, an denen sich sein staatsmännischer Gedankenausdruck bildete, seine helle und gesunde Art trotz aller Wehmut und Schwermut gefeit gegen die Ueberflutung durch dies romantische Uebermaß, das ihm bei dem viel bewunderten Jean Paul begegnete. Wenn er Malwine gegenüber spottete über den „ästhetischen Thee in Kardemin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle“, so lag darin doch wohl mehr als unwillkürliche Anpassung an die wenig schwärmerische Art der Schwester; es darf freilich auch nicht als sein letztes Wort über diese Zusammenkünfte im „Shafespearekränzchen“ aufgefaßt werden. Der Romantik kam entgegen die fast „künstlerhaft feine Reizbarkeit seines von so viel Kraft und so viel Wärme des Gefühls durchströmten Wesens“; von ihr trennte ihn dauernd, auch in der Zeit innigster Berührung, die Klarheit und Ehrlichkeit seiner Anschauungen.

Während er nun seinen Freunden als ein Ungläubiger auf dem Wege zur Bekehrung galt, frei über ihnen stehend

und doch stark beeinflusst von ihrem Lebensinhalt, nahte sich ihm „die liebenswürdige Freundin Johanna von Puttkamer aus Hinter-Hinterpommern“, wie Marie v. Blankenburg sie nennt, deren Eltern der weltfremdesten, stillsten Gruppe der Erweckten in Pommern angehörten. In des Vaters Briefen begegnet viel Sprache Kanaans, viele Schrift- und Gesangbuchzitate, durchweg religiöse Selbst- und Weltbeurteilung, daneben aber auch herzliches Behagen, während die Mutter neben größerer Lebendigkeit auch durch krankhafte Erregbarkeit und eine ewige Selbstquälerei um das eigene und anderer Seelenheil ausgezeichnet war. Die Tochter zeigt das Erbe beider Eltern; originell ist sie aber in ihrer quellfrischen Unmittelbarkeit des Empfindungsausdrucks. Daß ihrem tief frommen Herzen alle Pietisterei fremd gewesen, wie Blankenburg behauptet, wird durch ihre Briefe nicht bestätigt; immerhin ist sie gesund und wahr in ihrem religiösen Erleben gewesen. Nachdem Johanna Bismarcks Herz gewonnen, hat er auch dem alten Freund gegenüber „selbst die Vorhänge vor den Fenstern seines Herzens zurückgeschlagen und ihn einen vollen Blick hineintun lassen“, ihm insbesondere das 18. Kapitel des Lukas kommentiert, und zwar so, daß der Freund ihm antwortet: „Sahre fort, mit deiner ganzen Kraft aufrichtig zu forschen; den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.“ Es ist eben so, wie der Werbebrief fortführt: „durch Rat anderer und durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urteils in der Schrift zu lesen“. Dann befruchtete wiederholtes Miterleben von in christlicher Ergebung und Zuver-

sicht des Wiedersehens getragenen Todesfällen die Schriftforschung. Als nun aber seine Freundin Marie vom Sterbebett aus ihm „mit tiefem Ernst bestellen ließ, daß er sich jetzt befehren müsse, es sei die höchste Zeit“, als er sie „mit ungetrübter Heiterkeit“ ihrem Tode entgegengehen sah und „die wunderbare Gefaßtheit beider“ beobachtete, „ihre beneidenswerte Zuversicht, mit der sie diesen Tod als kaum etwas anderes wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehen über kurz oder lang folgen muß“, da erfaßte ihn angesichts der „ersten großen und unerwarteten Lücke“ ein ganz neues Gefühl der Leere, aus dem ihn nur der Glaube erretten konnte. „Jetzt glaube ich an eine Ewigkeit — oder es hat auch Gott nicht die Welt geschaffen.“ Die Stunde der Befehrung, pietistisch gesprochen: des Durchbruchs lag aber schon früher, am 25. Oktober 1846, wo er gleich nach der Nachricht von Mariechens Todkranksein auf der Eisenbahn zum erstenmal wieder gebetet hat. Freilich dauerte es noch einen vollen Monat, bis er die Wandlung dem allzu begierig darauf wartenden Freunde eingestand und sich seiner ungestümen Freude darüber aussetzte. Aber das Entscheidende war geschehen, seit dieser zähe Zweifler an der Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zu Gott sich gezwungen gesehen, dasselbe durch ein flehendes Gebetswort anzuerkennen. Es ist genau so, wie er es im Werbebrief beschrieb: „Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unserer verstorbenen Freundin in Kardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß.“ Der

tiefe Eindruck von der Wirklichkeit und Ueberlegenheit christlicher Lebensrichtung hat den prinzipiellen Verzicht auf die Zweifel hervorgebracht und, wenn man von einer blitzartigen, plötzlichen Befehrung hier nicht sprechen kann, so kann man die entscheidende Wendung doch von jenem Gebet an datieren, wie er denn selbst bekennt: „Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen; denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.“

Noch einmal ist festzustellen, daß durch die mitgeteilten Zeugnisse es schlechthin verboten ist, die Liebe zu Johanna zu der entscheidenden Triebkraft dieser Befehrung zu machen, obschon sie den Durchbruch gewiß erleichtert, die Sehnsucht danach als nach der Voraussetzung voller Lebensgemeinschaft mit ihr, ja ihrer Zusage gestärkt, die Fähigkeit dazu vermehrt, überhaupt die Lebendigkeit und Wärme seines ganzen Empfindungslebens und so auch seines ganzen Gefühls für die Nähe und Wirklichkeit der höchsten Macht gesteigert hat. Mag nun aber auch das Liebesglück mächtig mitgewirkt haben zur Ueberwindung der Verstandesriegel wie später zur Fortbildung der Gemeinschaft mit Gott, die Grundlage der Befehrung wie Entfaltung seines Innern ist in der spezifisch religiösen Anlage zu entdecken, die in seinem bisherigen Leben sich längst als starke Gewalt angekündigt, nun aber in der Blütezeit aller seiner Gemütskräfte als alle beherrschend erwiesen hat.

5. Die Wahrhaftigkeit der Belehrung.

Es bedarf für alle, die mir bis hieher gefolgt sind, eigentlich keines weiteren Beweises dafür, daß Bismarck in seinem Werbebrief kein Wort zu viel über sein Glaubensleben gesagt hat. Diese wunderbar tiefe und durchsichtig klare, objektiv ruhige und überzeugende, doch von subjektiver, ehrlicher Herzenswärme durchzogene Ueberschau über seine ganze religiös-sittliche Entwicklung hat sich uns Stück für Stück als der treffendste Ausdruck seiner verschiedenen inneren Stadien erwiesen. Wie sollte das Zeugnis von dem Abschluß, der ihm zugleich die Gewißheit seines Rechtes zur Werbung gegeben, auf Selbsttäuschung, geschweige Anpassung an die Forderungen der anderen Seite beruhen? Gewiß hätte er einem anderen, weniger christlichen und überzeugten Schwiegervater nicht so geschrieben; aber daß er diesem so schreiben durfte, das hat sich uns fortgesetzt bewährt. Es hieße doch auch, aus dem Manne, der sich zu einem ersten und einmaligen Eröffnen seines Herzens entschlossen hat, der selbst betont, „mit unumwundener Offenheit und Treue“ gesprochen zu haben, „soweit ich mir selber klar geworden bin“, der im zweiten Brief versichert, bei seinem früheren Schreiben Gott angerufen zu haben um Klarheit in der Prüfung seines Innern und um Wahrheit seines Worts, einen abscheulichen Heuchler machen, wenn man darin eine mehr oder weniger bewußte Akkommodation an die bekannnten geistlichen Uebertreibungen des Schwieger-elterlichen Hauses suchte.

Sreilich es fehlt nicht ganz an störenden Aeußerungen

älteren Freunden, ja nächsten Verwandten gegenüber. Sein Freund Ramin raunte ihm zu: „Na, in Reinfeld würde ich an deiner Stelle auch so sprechen; aber daß du glaubst, deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, ist lächerlich.“ Auch seinen Schwager Arnim fand er voller Sorgen, er möchte „fromm“ werden; sein Blick ruhte mit mitleidiger Besorgnis auf dem alten Freund, den er fast für verloren hielt. Ueber beide Kameraden berichtet der Verlobte der Braut: „es gibt doch wunderliche Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten“. Aber auch dem über alles geliebten Schwesterherzen entdeckt Bismarck seine Befehrung nicht. In seinem ersten Briefchen versteckt er sogar alle seine innere Bewegung unter allerlei Scherzen. Im folgenden Brief erklärt er es nur für sehr angenehm, verlobt zu sein; „ich sehe seitdem mit ganz anderen Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut zu leben.“ Er nennt seine Verlobung einen verständigen und glücklichen Schritt, ein sehr ernsthaftes Geschäft; immer mehr leuchte ihm ein, wie er Gott zu danken habe, daß er den blinden Eifer unschädlich machte, mit dem er eine nach Gemüt, Bildung und Gewohnheiten ungeeignete Dame heiraten wollte. Man kann die gar andere Abstimmung der religiösen und menschlichen Töne im Briefwechsel mit den Reinfeldern und mit seinen eigenen Leuten aber besonders in dem Brief an den Bruder²²⁾ beobachten. Welche seltsame Wiedergabe des Werbebriefs! „Zu Weihnachten schrieb ich dem Vater, der ungemein entsetzt darüber war, weil ihn die Idee, seine Tochter werde heiraten, an und für sich erschreckte, besonders aber in Ver-

bindung mit meiner Person, von der er viel Uebles und wenig Gutes gehört hatte.“ Und wie weit rückt er von dem Pietisten ab, wenn er fortfährt: „Indessen erhielt ich bei meiner Ankunft hier ein Schreiben von ihm, worin eigentlich nichts stand als einige Bibelstellen, die ihn in seiner Niedergeschlagenheit getröstet hatten. . . .“ Zurückblickend auf die vollendete Tatsache charakterisiert er die Braut wesentlich als ebenbürtige Frau und, was er nach der religiösen Seite bemerkt, betont mehr den Abstand als die Gemeinschaft den neuen Verwandten gegenüber. „Im übrigen glaube ich ein großes und nicht mehr gehofftes Glück gemacht zu haben, indem ich, ganz kaltblütig gesprochen, eine Frau von seltenem Geist und seltenem Adel der Gesinnung heirate; dabei lebenswürdig sehr (sic) und facile à vivre, wie ich nie ein Frauenzimmer gekannt habe. In Glaubenssachen gehen wir, mehr zu ihrem als zu meinem Leidwesen, etwas auseinander, wenn auch nicht so sehr, als du meinesteils glauben magst; denn mancherlei innere und äußere Ereignisse haben in der letzten Zeit Veränderungen in mir hervorgebracht, durch die ich mich, was früher, wie du weißt, nicht der Fall war, berechtigt halte, mich den Bekennern der christlichen Religion beizuzählen. Wenn ich auch in vielen Lehren, vielleicht in denen, die jene für die Hauptsache halten, soweit ich mir selbst klar bin, lange nicht auf gleichem Standpunkt mit ihnen stehe, so ist doch stillschweigend eine Art von Passauer Vertrag zwischen uns zustande gekommen. Uebrigens liebe ich den Pietismus an Frauen und verabscheue weibliche Lichtfreunde.“

Damit vergleiche man die Art, wie er an Herrn von

Senfft-Pilsach, der dem Trieglaffer Kreise zugehörte, seine Verlobung anzeigte: „Ich sehe mit froher Hoffnung einem Bunde entgegen, der nicht ohne mannigfache wunderbare Sügungen herbeigeführt werden konnte, und zu dessen Segnungen ich um so größeres Vertrauen hegen darf, als seine Anknüpfungspunkte rein innerlicher und unvergänglicher Natur sind.“ Man sieht deutlich, wie der Neubefehrte seine veränderte innere Lage nur solchen gegenüber rückhaltlos, obschon maßvoll und bescheiden bekennt, denen er dafür ein volles Verständnis zutraut, solchen gegenüber aber, denen seine frühere Stellung sympathisch und allein verständlich ist, seine „Veränderung“ zwar nicht verschweigt, aber deren tiefsten Inhalt verschleiert. Das braucht wirklich nicht als Diplomatie oder unaufrichtige Anpassung beurteilt zu werden; es ist nur der Ausdruck einer sehr feinfühligem und keuschen Seele, der alles Aufdrängen von Bekenntnissen fern liegt, und die ihr Innerstes anderen nur gerade so weit öffnet, als sie zu dessen vollem Verständnis vorbereitet sind. Pietistischer Bekennerdrang wohnte nicht in seiner Brust, wenn er auch ²³⁾ einem aufrichtig Getreuen wie v. Dewitz eine durchaus befriedigende „dogmatische“ Auskunft gab. Der hatte die Wehmut und das leise Mißtrauen, womit der alte Freundeskreis seinen Eintritt in den neuen, überall als extrem pietistisch bekannten Kreis beobachtete, ehrlich ausgesprochen und darauf ein ebenso ehrliches Bekenntnis seiner religiösen Sinnesänderung erhalten. Uebrigens steht ein solches Bekenntnis doch auch in dem Brief an den Bruder. Daß er aber den Geschwistern gerade hierüber zurückhaltender schreibt, erklärt Mards überzeugend aus „jener Scheu vor

einer Entschleierung des tieferen Empfindens, wie sie gerade unter solchen, die miteinander aufgewachsen sind, nicht selten sein wird". Er will in der Tat ganz „kaltblütig" reden, das bewegte Gemüt zurückdrängen; wer die eben erschienenen „Briefe Bismarcks an Schwester und Schwager" ²⁴⁾ durchliest, der versteht sich auf diesen scherzenden Ton, hinter dem doch eine ungemeine Wärme der Liebe steckt. Jedenfalls wäre es durchaus verkehrt, den echten Bismarck in diesen verhüllenden, scherzenden und souveränen Berichten an die Genossen des verlassenen Lebenskreises statt in den aufgeschlossenen, tiefsten und doch gehaltenen Zeugnissen gegenüber den Genossen des neuen christlichen Lebenskreises zu erkennen.

Den Charakter der zuverlässigsten, nichts übertreibenden, von pietistischer Süßlichkeit und eifernder Heilsgewißheit sich völlig fernhaltenden Eigenart Bismarcks trägt aber der ganze weitere Briefwechsel mit den frommen Leuten. Schon der zweite Brief an den übrigens höchst schwierig zu behandelnden zukünftigen Schwiegervater beseitigt alle Bedenken wegen einer Haltung, wie sie ihm Ramin zutraute: „Sie fragen mich, ob meine Süße gewisse Tritte getan haben; ich kann darauf nur mit Bejahung Ihrer nächsten Frage antworten, daß ich fest und männlich entschlossen bin, nachzujagen dem Frieden gegen jedermann und der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn sehen wird. Ob meine Schritte so gewiß sind, wie ich wünsche, daß es so wäre, wage ich nicht zu behaupten, betrachte mich vielmehr als den Lahmen, der straucheln wird, den die Gnade des Herrn aber halten wolle."

Ueberschauen wir diese uns mit einer seltenen Vollständigkeit und Offenheit vorgelegte Befehrun= geschichte noch einmal, so werden wir dabei bleiben können²⁵⁾, daß Bismarcks Befehrun= g wesentlich Abkehr von einer skeptischen, negativen Lebensanschauung war, wenn wir auch die Abkehr von einer sittlich unterchristlichen Lebensführung nicht so rund ablehnen dürfen. Abwendung von trasssem Leichtsin= n, wildem Leben, niedriger Sinnlichkeit hatte der „tolle Bismarck“ zwar nicht nötig. Er hielt sich in den Grenzen, die ihm die charaktervolle Haltung eines Landedelmanns, Kreisdeputierten, Deichhauptmanns und stellvertretenden Landrates bei allen wilden Streichen doch vorschrieb. Er durfte sich der Braut gegenüber im Hinblick auf die entweder geschäftsuntüchtigen oder mattherzigen Junker ringsum rühmen, daß er alle ihre Fehler in geringerem Maße besitze. Immerhin beurteilte er selbst seine sittliche Lebensführung als eine sehr reformbedürftige. Trotzdem lag die Umstim= mung wesentlich auf dem Gebiete der religiösen Welt= und Selbstbeurteilung: der an jedem idealen Lebenszweck, an einem jenseits sich erfüllenden Lebensberuf, an einer göttlichen Weltregierung, an der Macht des Gottvertrauens über die Lebensführung zweifelnde Einsiedler ist zu einem von der lebendigen Gegenwart Gottes, von der Kraft des vertrauensvollen Gebetes, von den heiligen und ewigen Zielen des Menschenlebens überzeugten Glied einer stillen Gemeinde gläubiger Christen geworden. Und damit hat sein Leben und sittliches Streben einen ganz anderen Inhalt erhalten: an Stelle der Oede, der Langeweile, der Planlosigkeit seines Landlebens ist ein großes, hohes, un=

endlich fernes Ziel der Selbstbildung getreten, gewiß auch an Stelle einer leicht wechselnden Laune, einer starken Abhängigkeit von Sym- und Antipathien gleichmäßiges Gottsuchen in Selbstzucht und Teilnahme am Leben anderer.

Drei Jahre nach seiner Heirat läßt er seine Schwiegermutter in diese Kämpfe mit dem alten Adam hineinschauen: „Gott ist mein oder eigentlich dein Zeuge bei mir, daß ich dir wohl oft vor Ihm Unrecht abzubitten hatte, und daß ich von Ihm die Kraft erbeten habe, mein trotziges Herz mit Demut und Frieden zu füllen; möge Er mir darum mit Seinem heiligen Geiste beistehen; dann werde ich von dir im nächsten Jahr weniger Verzeihung zu erbitten haben als in diesem.“ Wie stolz und wahr klingt bei aller Demut der Fortgang des einzigartigen Beichtbriefs: „Ich glaube, wir haben auch beide erfahren, daß der Herr uns hilft die Ecken abzuschleifen, die in jedem sich neubildenden Verhältnis zwischen Personen, die nicht mehr in dem leicht sich formenden und schmiegenden Alter der ersten Jugend stehen, abgeschliffen werden müssen. . . . Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelänge, den jähen Zorn aus meinem Herzen zu bannen und die Unfreundlichkeit zu bemeistern, die zufälliger Verdruß leicht in meinem äußeren Wesen zutage treten läßt . . . aber nur Gottes Gnade kann aus den zwei Menschen in mir Einen machen und sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschrägt; kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir. Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt dich innig, wenn dich der Knecht des Teufels auch anfährt, und der erstere ist von Dankbarkeit für alle deine Güte, Treue und

Verföhnlichkeit voll, wenn der andere sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß er Herr im Hause bleibt und der andere sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirt wäre.“

6. Die Ablehnung des Pietismus.

Wie der alte Adam, so blieb auch der alte gesunde Verstandes- und Weltmensch in Kraft während der ersten Zeit nach der Bekehrung. Es gilt, sich von vornherein die Grenzen des Einflusses klar zu machen, den der Kreis, unter dessen Einwirkung sich diese Bekehrung vollzog, auf Bismarck ausüben konnte. Das macht zugleich seine Stellung zu Staat und Kirche klar. Es wäre doch auch wunderbar, wenn dieser Mann in der Vollkraft der Jahre mit seiner souveränen Unabhängigkeit, die er so oft in der nachlässigen Erfüllung seiner bureaukratischen und gesellschaftlichen Pflichten bewiesen hatte, nun auf einmal der untertänige Diener gebundener Leute geworden wäre, wenn der in vieler Hinsicht liberale Mann zum Anhänger der junckerlichen Reaktion geworden wäre. In den „Gedanken und Erinnerungen“²⁶⁾ bezeichnet sich Bismarck damals selbst als „ständisch-liberal“: „Ich wurde zur Kritik geneigt, also „liberal“ in dem Sinne, in welchem man das Wort damals in Kreisen von Gutsbesitzern anwandte zur Bezeichnung der Unzufriedenheit mit der Bureaukratie, die ihrerseits in der Mehrzahl ihrer Glieder liberaler als ich war, aber in anderem Sinne.“ Jedenfalls war er nicht prädestiniert für den dem König Friedrich Wilhelm IV. nahestehenden Kreis, der

durch die Gebrüder Gerlach mit ihrer Reaktion in historischer, poetischer, religiöser Hinsicht am meisten gekennzeichnet war. Zwar sympathisierte er lebhaft mit der obrigkeitlich-erziehlichen Tendenz der den Kreis bildenden Gutsherren, die das christliche Verantwortlichkeitsgefühl innig mit dem ritterschaftlichen Standesgefühl vereinte. Aber er empfand mehr wie der realistische, kerngesunde Herr v. Bülow-Cummerow, der sich über „die Krankheiten der Ruhe“ ereiferte, als da sind Schlaffheit, Philanthropie, religiöse Schwärmerei, politische Ueberspannung und Administrationsluxus. Bismarck konnte es nun wohl vertragen, daß Thadden jene Gutsherrenpflichten aus der edelsten Rechtsquelle, dem göttlichen Willen, herleitete. Aber in einem Artikel über die Parforcejagden befundete er doch mehr den Edelmann, den leibhaften Junker, der Junker sein will, in leidenschaftlichem Gegensatz gerade gegen das bürgerlich werdende Zeitalter. Mit seiner nüchternen, realistischen Art stieß Bismarck immer wieder gegen die überstiegene, orthodoxistische Romantik, insbesondere Ludwigs von Gerlach: einmal ²⁷⁾ meinte er, daß die Stellung des Staatsbürgers nicht von seiner Glaubensmeinung abhängig gemacht werden dürfte; Gerlach warf ein: „Dann ist es auch wohl Grundsatz:

Erfülle deine Bürgerpflicht,

Nach deinem Glauben frag ich nicht?“

„Allerdings.“ „Dann müssen Sie auch für die Emanzipation der Juden eintreten.“ „Keineswegs“, beendete Bismarck schlagfertig die unbehaglich werdende Diskussion: „die frage ich nicht; denen sehe ich's an“.

Ein andermal bekämpfte er hierarchische, katholische

rende Anschauungen mit dem Hinweis auf die Schranke zwischen Gott und Mensch, die der Priester aufrichte, und auf die Selbstwidersprüche der Kirchenzucht. Jedenfalls hat er gerade in der Zeit der Annäherung an den „christlichen“ Kreis, da all die Stützen von Thron und Altar, die Gerlach, Below, Puttkamer, v. Senfft-Pilsach,²⁴ Wagener, Wangemann, v. Kleist-Rekow, „der Kern der konservativen Heerschar von 1848“, ihm nahe getreten, „dem christlichen Juristen gerade in den Dingen lebhaft widersprochen, die diesem, geistliche wie staatliche, zu allernächst am Herzen lagen“.

Andererseits gehörte er mit Leib und Seele dieser ganzen adlig-patriarchalischen Richtung der ostelbischen Junker zu, für welche die Einmischungen des staatlichen Bureaukratismus in die ständisch gegliederte Landwirtschaft ebenso unerträglich sind wie die Ansprüche des Bürgertums auf Selbstregierung; ein gut Stück obrigkeitlicher Stellung gehörte für ihn zur Würde des Gutsherrenstandes, man darf wohl sagen: zu den gottgegebenen Abhängigkeiten. Die Verhandlungen über die Patrimonialgerichtsbarkeit sind äußerst interessant; sie zeigen sein Hauptbestreben, den „Mangel an Korporationsgeist und ständischem Leben in unserer fornbauenden Ritterschaft“ zu beheben, um deren Selbstständigkeit der zentralisierenden Bureaukratie gegenüber zu sichern. Man sieht, es fehlt hier alle romantisch-sentimentale, alle religiös-theokratische Verbrämung des ständischen Ideals; es wird rein aus den Bedürfnissen der Lage gefolgert.

So ist es denn überhaupt nicht sowohl die reaktionäre Politik, das Staatsideal und das Kirchenideal der späteren

Kreuzzeitungsleute, sondern das Lebensideal und im letzten Grunde die Lebendigkeit des Christenglaubens, Liebe und frohe Ergebenheit, was Bismarck an diesen Kreis heranzog. Und wenn sie alles um die Erfahrung der Sündenvergebung und der Erlösung in Christi Blut gruppierten, so kam dem bei ihm die Erfahrung seiner Oede und Liebesleere fern von Gott und Christus entgegen. Endlich stieß ihn auch die ablehnende Haltung gegenüber der Mehrheit der Geistlichen und der Kirche als Institution nicht ab. Er hatte selbst dort wenig gefunden für seinen inwendigen Menschen, und außerdem stand bei ihm der Erbauung durch Prediger und das Independentistische seines religiösen Wesens, die Stärke seines persönlichen Erlebens entgegen. Seine spürbare Kühle gegen die Geistlichen als solche, gegen die Kirche als Anstalt mit gewissen Observanzen, Heilmitteln, Sakramenten, öffentlichem Gottesdienst und Predigt erklärt sich also nicht bloß aus der Art seiner Befehrung und aus dem Christentum der Kreise, die ihn ergriffen mit ihrem Laienzeugnis für Christus, sondern viel tiefer aus der Stärke und Selbständigkeit und wunderbaren Aeußerungskraft seines eigenen religiösen Erlebens.

Aber gerade diese stolze Unabhängigkeit seines inneren Lebens ließ ihn schon in den ersten Tagen, da er mit festen, sicheren Tritten in den neuen, Friede und Liebesglück verheißenden Kreis eintrat, charaktervoll sich selbst behaupten und durchsetzen ohne Opfer seiner Persönlichkeit und ließ ihn von den Schätzen des Glaubens, die jener Kreis ihm darbot, nur gerade so viel annehmen, als er brauchte, um den Ausweg aus der Leere und Oede des Lebens ohne Gott

und Heiland zu finden. Fast anziehender noch als die Zeugnisse von der innersten Einheit mit seiner frommen Braut sind die unverhüllten Befundungen seiner anderen Art, religiös zu denken und zu urteilen.

Wir haben nun durch Marcks²⁸⁾ in den Briefwechsel des Brautpaares einen Einblick gewonnen, der die bisherigen einseitigen Eindrücke etwas zugunsten der Braut korrigiert. Sie begegnet uns als die stets Stimmungsvolle, oft Wehmütige, nie selbst sich Ueberhebende, die jeweils den Augenblick rückhaltlos empfand, um ihn dann des öfteren hinterher religiös=strupulös zu zerpfücken. Wir erleben im Verkehr mit ihr etwas von „jenem je ne sais quoi, jenem duftigen Hauche aus den unergründeten innersten Tiefen des Gemüts, der weder Poesie noch Liebe noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht, da, wo er weht“; wir erleben aber auch „das Zerrbild davon, die Sentimentalität“. Trotzdem bleibt es dabei, daß er sie wesentlich erzieht, entfaltet, ihr nie weicht. Mag sein unablässiger Kampf gegen die Seelenkrankheit der Braut diese in seinen Briefen kränker erscheinen lassen, als die ihrigen sind, da jene Krankheit bei ihr mit hell-sprudelnder Natürlichkeit wechselt, so bleibt es doch bei unserem ersten Eindruck von ihrer pietistischen Gefühlsbetontheit. Der Bräutigam hat sie kaum lange in ihrer religiösen Gewißheit und Klarheit überschätzt. Es ist ja sehr anziehend, wie sie von der Angst berichtet, die sie zuerst erfaßt habe, daß Otto sie für religiös weit klarer und fester halte, als sie sei, daß er sich dann an dem in Wahrheit allzu dünnen Saden hätte halten wollen und „wir wären am

Ende beide gesunken, tiefer und tiefer, ohne Begehren nach des Heilands Hand"; es ist rührend, wie er dann einmal den „häßlichen Traum“ schildert, daß sie ihn von der Planke stieße, die er im Schiffbruch gefaßt hatte, in die rollende See, „aus Furcht, sie möchte uns beide nicht tragen“. Der überwiegende Eindruck aber ist, daß der Bräutigam bei allem Sich=Einleben in Johannes Welt doch völlig frei ihr gegenübersteht und weit weniger empfängt als gibt, eigentlich nur Wärme, die seine Klarheit durchleuchtet. Er verleugnet nirgends den Einfluß der freieren geistigen Strömungen, von denen er sich in seiner Besehrung abgewandt. Und er konnte die Geltendmachung dieser eigenen Welt wagen; schrieb ihm doch die Schwiegermutter: „Reinfeld ist eine Republik, obgleich jedes einzelne Individuum darin bigott aristokratisch ist. Doch schmeckt das Ganze nach einer freien Verfassung.“

Und so kämpft er denn ehrlich um seine vernünftige Weltanschauung. Er schreibt einmal sehr launig:

„Ich bin ein Altmärker, der Gründe wissen will, seit meinem zweiten bis zum siebenten Jahre in Pommern erzogen; darum verstehe ich mitunter keinen Spaß.“ Er war nie orthodox im pommerschen Sinn, nie schlechtthin bibelgläubig; seine Kritik konnte er nicht zum Schweigen bringen. Einmal dankte er der Braut für ihre Nachsicht und Duldung gegen seine etwaigen Glaubenschwächen und Zweifel, für ihre Bereitwilligkeit, ihn zu lieben, wenn auch Gott ihre Herzen verschiedene Wege führen sollte. In keinem Felde sei der Spruch: Richtet nicht! anwendbarer als in Glaubenssachen, die für irdische Verbindungen überall

kein Hindernis sein dürften, sobald beide keine Spötter und Verächter, sondern „gläubig“ wären, worunter er nicht verstehe, daß beide gerade dasselbe glauben und genau und wörtlich sich demselben formulierten Bekenntnis anschließen, sondern nur, daß beide in Ernst und Demut forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheimstellen. Johanna war darüber erschrocken gewesen, daß er nicht mit ihrer Lebhaftigkeit in die Verwerfung des Unglaubens an den Sündenfall einstimme. Da muß er ihr erklären, daß auch er bisher nicht alles habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Er glaube zwar, daß sie Gottes Wort enthalte, aber doch nur so, wie es uns durch Menschen hat übermacht werden können, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständnis unterworfen waren, zumal es ihnen erst durch mehrfache menschliche Vermittlung zugeing und von ihnen nach ihrer menschlichen Eigentümlichkeit aufgefaßt wurde. Er gibt zu, daß es vermessen erscheinen könne, auf diese Weise nach menschlichem Ermessen die Schrift beurteilen zu wollen; er will die Braut auch durchaus nicht irgendwie hinüberziehen zu Glaubensregungen, wie sie in ihm gerade arbeiten, würde es sich vielmehr zur Sünde anrechnen, wenn durch seine Schuld das Mindeste in ihr wankend würde; er betont auch, daß er das Vorstehende nicht als ein Resultat, sondern als eine Station mitteile, von der ihm Gott weiter helfen werde. Aber indem er sie bittet, sich nicht zu bekümmern um etwas, das ihr in seinem Bekenntnis etwa verletzend oder ungläubig erscheinen möchte, weil darin schon der Anfang des Richtens über

ihn liegen würde, zeigt er deutlich, daß er fern ist von engherzigem Streben nach Rechtgläubigkeit.

Wir wissen nun aus den Briefen Blankenburgs, daß Bismarck ihm in bezug auf Sündenschmerz und Gnadenbewußtsein vollauf genügte, durch Bekenntnis der Sünde und Verlangen nach der Gnade ihm von den Kindern der Welt getrennt galt, daß er aber doch noch recht fehlsame Auffassungen befundete, nicht bloß über den Teufel, auch über die Gottessohnschaft Christi, sogar über die Dreieinigkeit, und sich von dem Freunde nicht hinwegheben ließ über seine Bedenken gegen den Sündenfall, gegen die Widersprüche der Bibel, gegen die Uneinigkeit der Konfessionen und Sekten. So hat er nicht bloß das spezifisch Pietistische, auch das Orthodoxe ihres Standpunktes mit der souveränen Entschiedenheit der Persönlichkeit abgelehnt.

Ueberhaupt aber sucht er die Braut zu heilen von der Enge ihres Standpunktes. Er liest aus der überaus fleißig, ja systematisch studierten Schrift etwas anderes heraus als ihr enger Kreis: „Wie habt ihr doch meist so wenig Vertrauen in euren Glauben und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, andere aber an euch sich ärgern und euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern usw. berührt zu werden. Wenn jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaubt, und viele, ernste, aufrichtige, demütige Sucher glauben es doch wo anders oder in anderer Gestalt zu finden, zu welchem pensylvanischen Zellengefängnis würde Gottes Erde werden, in tausend

und aber tausend exklusive Koterien durch unübersteigliche Scheidewände eingeteilt." Man lese einmal die Stellen nach, die Bismarck gegen diese Engherzigkeit ins Feld führt, so wird man staunen über die Energie seiner Prüfung der Schrift. Sie verleugnet sich nie in seinem Leben, würzt selbst seine politischen Reden, ist aber durchaus zugänglich für freien Humor und selbst für spaßhafte Anwendung. Auch daran muß sich die kleine Pietistin gewöhnen. „Apropos, von dem D —“, schreibt er ihr einmal, „ich kann in der Bibel keine Stelle finden, wo es verboten wäre, den Namen des Teufels zu mißbrauchen; weißt du eine, so sage sie mir.“ Oder er sagt zum Wetter: „ach, daß du kalt oder warm wärest, aber du stehst fortwährend auf Null“, oder er schreibt: „Wenn ich dich um etwas bitte, so sage ich dabei (nimm es nicht für Lästerung oder Spott!): dein Wille geschehe, der deinige nämlich, und liebe dich nicht weniger und bin dir keine Sekunde gram, wenn du meine Bitte nicht erfüllst.“

Aber das ist nur die Kehrseite seines tiefen Lebens in der Schrift. Welcher Theologe könnte ernstlicher eindringen in das Problem der Werkheiligkeit? Er hält es für einen Vorzug der evangelischen Kirche, daß da auch Laien die Schrift lesen und auslegen dürfen, lebenslänglich beschäftigt mit dem Studium der Quellen. Denn auf die Auslegung komme zuletzt alles an. Welcher Auslegung ist nicht schon allein das Wort Glauben in sich selbst und in bezug auf das, was die Schrift zu glauben befiehlt in jedem einzelnen Fall, wo sie das Wort gebraucht, fähig. Er will sie nur nicht mit Schriftstellen überschwemmen, ihr nur aus einer

vortrefflichen Auswahl: Matth. 25, 34. Röm. 2, 6. 2. Kor. 5, 10. Röm. 2, 13. 1. Joh. 3, 7 nachweisen, daß seine Vorliebe für die herrliche Epistel Jakobi guten, allseitigen Schriftgrund habe. Es sei zwar unfruchtbar, mit abgerissenen Sätzen der Schrift außer dem Zusammenhang zu rechten; „aber es gibt viele, die aufrichtig streben und dabei auf Stellen wie Jak. 2 Vers 14 (kann auch der Glaube ohne Werke selig machen'?) mehr Gewicht legen wie auf Ev. Mark. 16, 16 (wer da glaubt und getauft wird, wird selig werden,) und für letztere Stelle Auslegungen geben und für richtig halten, die mit der deinigen buchstäblichen nicht übereinstimmen.“

Aber der Streit über den Wert des Jakobusbriefes greift viel weiter; er wächst sich aus zu einem scharfen Gegensatz gegen den romantischen Quietismus der pietistischen Kreise. Johanna hatte geschrieben, sie Sorge und kummere sich um niemand. Er meint, das sei gar nicht wahr, so romantisch es ihr vorkomme; ja, es sei zu langweilig, als daß es ein Mensch, selbst mit dem Trost des Christentums auf die Länge aushalte; „denn ich glaube, daß es in direktem Widerspruch mit demselben steht und letzteres da verdunkelt ist, wo jener Ausspruch wahr werden kann. Das kommt wieder auf den Streit über Glauben und Werke hinaus. Ein Glaube, der dem Gläubigen von seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolierten Beziehung zu dem Herrn allein, in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein toter Glaube, was ich, wenn ich nicht irre, in einem früheren Briefe als Quietismus (von quies die Ruhe) bezeichnete, ein meines Erachtens

irriger Weg, auf den der Pietismus leicht und häufig führt, besonders bei Frauen. Ich meine damit, mit dem Absondern, durchaus nicht den geistlichen Hochmut, der sich heiliger dünkt als andere; sondern ich möchte sagen: das stillstehende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, aber ohne das, was mir die rechte Liebe scheint."

Wie unendlich gesund ist Bismarcks männliches, resolutes Christentum alsbald nach der Erschütterung durch die Befehung! Er wendet sich in einem der ersten Briefe gegen jene „nebligen schweblichten Phrasen“, bei denen es schwer sei, sich eine bestimmte Vorstellung zu machen und die nicht selten Böses wirken, wenn sie, namentlich von Frauen, die als Mädchen das Leben fast nur durch die Brille der Dichter geschaut haben, aus der Poesie als Maßstab in die Wirklichkeit übertragen werden. Dabei begrüßt er doch wieder ihren Fortschritt in der Empfänglichkeit für und im Verständnis der Poesie, und zwar gerade der traurigen Dichtungen. Denn „tief in der menschlichen Natur, ich möchte sagen, in der unbewußten Erkenntnis des irdischen Elends und Jammers und der unklaren, aber mächtigen Sehnsucht nach besseren, edleren Zuständen liegt es wohl, daß bei nicht ganz leichtfertigen, oberflächlichen Menschen das Hervorheben der Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anflang findet als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit, deren heimischer Boden nur die Kindheit ist, in uns vorübergehend hervortreiben."

So erklärt der Mann, der in der Stille so wunderbar

gereift, in unübertroffener Weise, warum jeder von Verstand und Herz gebildete Mensch von allem, was Trauerspiel ist in Bühne und Leben, auf eine Weise ergriffen und bewegt wird, die das Idyllen- und Lustspielartige in der vollkommensten Form nie erreichen kann. Denn, fährt er fort, nur in seltenen, bevorzugten Zeiten und Gestalten strahle der Mensch schwach den Begriff der Majestät, des Göttlichen wieder, den Erhabenheit auf dem Boden der Heiterkeit und Zufriedenheit gibt. Das irdisch Imponierende und Ergreifende kann mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich nur als gefallener Engel dargestellt werden, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. „Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden.“ Und nun das Schönste, was Bismarck je geschrieben: „Ueber die Kinder, äußere und innere, wie über die kleinen Bäume im Walde geht der Sturm hinweg, der in den Kronen der Alten braust und sie beugt und bricht; wenn sie größer werden, wachsen sie in die Sturmschichten hinein, und ihre Wurzeln müssen kräftiger werden, wenn sie nicht untergehen wollen . . . Wenn Bäume im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Tränen aus ihnen und heilt; wenn sie aber gegen derlei Risse nicht Schutz in eigener Festigkeit, sondern immer wieder das Heilmittel der Harzträne (welcher zufällige Doppelsinn!) suchen, so erschöpfen sie den Quell und trocknen aus.“

So wendet er sich denn gegen die sentimentale Tränenfülle, die Johanna mit Moriz Blankenburg teilt. Mit dem Glauben, wie er ihn versteht und um den er bittet, ist ihm die Trostlosigkeit ganz unvereinbar. Grundsätzlich kämpft er in sich „gegen jede düstere Aussicht der Zukunft“, wenn er ihrer auch nicht immer Herr wird; er bemüht sich, unter allen Umständen, das Beste zu hoffen mit dem Grundgedanken des Vaterunsers: „Dein Wille geschehe!“ „Das Leiden macht sich bei seinem Eintritt zeitig genug fühlbar; ich will es nicht durch Furcht noch vorwegnehmen.“ Die Braut aber schafft sich, um die ihrer Konstitution angemessene Konsumtion von Kummer und Sorge zu haben, da die reellen fehlen, mit ihrer Phantasie welche oder vielmehr, da sie das nicht fertig bringt, läßt sie sich von dem trauernden Freund aus Welterschmerz, aus allgemeiner, unverstandener Weinerlichkeit in sein Tränenmeer herabziehen. Den hat er Lust, beim Schreiben an beide Schultern zu greifen und recht herzlich zu schütteln, damit er die freudige, vertrauensvolle Fassung wiedergewinne, die er im Anfang zeigte. „In diesem nicht zu stillenden Schmerz liegt ein ganz entschiedener Mangel an Glaube und Ergebung“ . . ein Zweifel am Wiedersehen, am ewigen Leben, an Gottes Liebe. Uebrigens aber schmecke ihre trübsinnige Interesselosigkeit mehr nach Byron als nach Christentum, d. h. nach Ergebung in Gottes Willen; denn in Gottes Willen könne es nicht liegen, daß man sich so von der Hoffnung, von dem Wunsche löse, besser zu werden leiblich und hier auf Erden Gottes Segen zu erleben, so lange es nach seiner Sügung noch sein kann.

Vortrefflich stellt er dem echt Byron'schen Lieblingsgedicht der Braut (O do not look so bright and bless'd), diesem feigen Gedicht, den Vers des Reiterliedes entgegen: „und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein“ — „was ich mir so erläutere in meiner Art: In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stoß und Bloß, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig.“ Und nun folgt eine Zerpflückung jener Lieblingsverse von einziger Schärfe. „Wenn grief near ist, nun so let him come on; aber bis er da ist, look nicht bloß bright and blessed, sondern sei es auch, und wenn er da ist, trag' ihn mit Würde, d. h. mit Ergebung und Hoffnung. Vorher aber will ich mit Mister Grief nichts zu tun haben, nichts weiter, als was mit dem Ergebensein in Gottes Willen gesagt ist. Wenn fairest things soonest flat and die, so ist das ein Grund mehr, die Zeit ihrer Anwesenheit nicht durch Selbstquälerei über die Möglichkeit ihres Scheidens zu verderben, sondern dankbar und empfänglich für sie zu sein. Uebrigens ist es auch nicht wahr, und daß fair things uns so flüchtig erscheinen, hat bloß seinen Grund in unserer Ungenügsamkeit, die, anstatt Gott zu danken für das Gute, das wir gehabt haben, nur daran denkt zu lamentieren, daß wir es nicht mehr haben, während andere es nie besaßen.“

Aus den Aeußerungen der Briefe, die den künftigen Staatsmann weissagen, ist neben dem wundervollen Zeug-

nis über das heroische Gottvertrauen, das wir schon hörten, jenes andere Wort zu beachten über den „Grundsatz, sich niemals voreilig durch selbstgemachte Befürchtungen erschrecken zu lassen“. Aber kaum ist ihm der Grundsatz entfahren, so korrigiert er sich: „an Grundsätzen hält man nur fest, solange sie nicht auf die Probe gestellt werden; geschieht das, so wirft man sie fort wie der Bauer die Pantoffeln und läuft, wie einem die Beine von Natur gewachsen sind.“ Da haben wir den ganzen Bismarck mit seiner starken, selbstvertrauenden Persönlichkeit, die doch nicht ohne das Gottvertrauen zu denken ist. Und dann wieder die ihn stets begleitende Herabschätzung der Wirkungsmöglichkeit, auch der Besten! Er schreibt einmal von der Unfruchtbarkeit im Wirken auch „des höchsten und mächtigsten Lenkers eines Volkes“, von seiner Unfähigkeit, Glück zu verbreiten und Elend zu mildern, und beruft sich dafür auf Lenaus „trostloses Lied“:

„Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten
Und grauend seine Gipfel starren an. —

Das und alles sei eins und sei nichts. So hat er zeit-
lebens die Tragik alles tieferen und feineren Menschentums
gefühl, das schön und groß, aber ohne Frieden und Glück,
„stolz und traurig“ ausgeht. Und dabei wieder dieser ko-
lossale Eigensinn, den die Braut immer noch steigen sah.
„Sei nicht so gewaltig stolz!“ muß sie ihm wohl zurufen.
Ein andermal: „Deine Handschrift ist jetzt eigensinniger
geworden; ist's mit dem Herzen ebenso?“ . . Er gibt es zu,

will nur Frauen gegenüber weniger dazu versucht sein. Sie aber tröstet sich: „Es schadet auch nichts; ich werde um so fügsamer sein, Geliebter, und zu biegen versuchen, was ich nicht brechen kann; und sollte auch das nicht gehen, so werde ich still sein und tun, was du willst.“ So läßt uns gerade dieser Briefwechsel der ersten Zeit hineinblicken in einen wunderbaren Reichtum von Seelentönen, die oft auseinander zu streben scheinen, am Ende aber doch sich zusammenschließen zu dem vollen und tiefen Akkord einer ungeheuer starken, eigensinnigen und zugleich gott sinnigen, selbst- und gottvertrauenden Persönlichkeit.

Während der langen Trennung, die die ersten Jahre den Liebenden brachten, hat er Anlaß genug gehabt, sein durchaus männliches gegenüber ihrem mehr dulddenden Christentum zu realisieren. Dankbarkeit für das unverdiente Glück, so viel Liebes zu besitzen, wenn auch in der Ferne, beherrscht ihn, und frohe Hoffnung auf ein Wiedersehen. „Möchte die Dankbarkeit dafür doch mein troziges und weltliches Herz so empfänglich machen für die Gnade des Herrn, daß Er nicht nötig hat, mich zu züchtigen in dem, was ich liebe; denn davor fürchte ich mich mehr als vor jedem andern Uebel.“

In demselben Brief begegnet nun aber auch ein Ton, der zum Wertvollsten und Eigenartigsten der Bismarckschen Frömmigkeit gehört, der Frau aber und ihrem Kreise fremd war: das starke Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl. Er weiß, daß er den Posten beim Bundestag in Frankfurt nicht gesucht hat, ja nicht eine Silbe geredet hat, um dahin zu kommen. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich

zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin.“ Er bittet die Eltern immer in Gedanken um Vergebung, daß er durch Annahme der Berufung ihnen die Freude und das Glück ihrer alten Tage nahm; aber er sieht doch keinen anderen Ausweg, der nicht unnatürlich, sogar unrecht wäre, „und der starke Arm, der uns trennte, als wir Vereinigung hofften, kann uns auch vereinigen, wenn wir es am wenigsten glauben“. Der Glaube hatte für ihn, wie Keudell aus Privatgesprächen berichtet, seinen Hauptwert darin, daß er die Pflichterfüllung heiligte; ehe er glaubte, hatte das Leben wenig Wert für ihn, weil es heiliger Pflichten bar war. Er haßte die Leute, die das Pflichtgefühl verweichtlichten. Bei der Frage nach Abschaffung der Todesstrafe betonte er, es äußere sich darin eine weitverbreitete Krankheit unserer Zeit: die Furcht vor Verantwortlichkeit, namentlich vor der Verantwortung, ein Todesurteil auszusprechen. Er dagegen schreibt in dem Briefe, worin er seiner Frau zuruft: „Lichte die Anker deiner Seele und bereite dich, den heimischen Hafen zu verlassen“, die für ihn bezeichnenden Worte: „ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschneidet, wie Er es braucht.“

Er reflektiert wohl auch einmal, ganz verblüfft, darüber, wie ihn so plötzlich das Rad des Lebens gefaßt, aus allen seinen ländlichen Träumen gerissen und nach Frankfurt geworfen hat, um dort ein regelmäßiger, trockener Geschäftsmann zu werden; aber er hält sofort inne: „ich

muß mir die Sache erst zurechtlegen, um zum Bewußtsein meines neuen Lebensplanes zu kommen.“ Und der Schluß der Reflexion ist: „Gott hat mich auf den Sled gesetzt, wo ich ein ernster Mensch sein und dem Könige und dem Lande meine Schuld bezahlen muß. Seinen Willen nach besten Kräften zu tun bin ich entschlossen, und wenn mir Weisheit mangelt, werde ich Ihn bitten; Er gibt reichlich und rückt es niemand auf.“

Aber durchaus frei ist dieser Gehorsam gegen Gottes Willen von allem Fatalismus. Solcher herrschte auch im schwiegerelterlichen Hause. Sie gehörten zu den Gläubigen, für die der Satz: „Der Herr ist mein Arzt“ die Ablehnung aller ärztlichen Hilfe zur Folge hat. Bismarck muß darum schon der Braut schreiben: „Das Verfahren deiner beiden Eltern in bezug auf ärztliche Hilfe, die hartnäckige Ablehnung deines Vaters und das damit verwandte willkürliche Wechseln und Aburteilen der Mutter in Dingen, die beide nicht verstehen, erscheint mir unter uns gesagt unverantwortlich. Wem Gott ein Kind anvertraut hat und obendrein ein einziges, der muß auch zu dessen Erhaltung alle Mittel anwenden, die ihm Gott erreichbar gemacht hat, und sich nicht in Fatalismus oder Ueberhebung dagegen gleichgültig machen“ . . . Allerdings entscheide Gottes Hilfe; aber gerade Er habe uns die Arznei und den Arzt gegeben, damit durch sie uns seine Hilfe zukomme, und diese in der Gestalt ablehnen, heiße ihn versuchen, als wenn der Schiffer in See sich vom Steuermann losjagen wollte, in der Meinung, daß Gott allein helfen könne und werde. „hilft er uns durch die Mittel, die er in unsern Bereich ge-

stellt hat, nicht, so bleibt allerdings nichts übrig, als sich still unter seine Hand zu beugen.“

Es wäre nun aber völlig gefehlt, wollte man dem jungen Bismarck irgendwelchen Zug zu einem stets der natürlichen Zwischenglieder bewußten, wunderfreien Standpunkt zutrauen. Sein reges Gebetsleben rechnet durchweg mit der Möglichkeit des göttlichen Eingriffs, zu unserer Züchtigung und Erziehung. Zu seinen festesten Ueberzeugungen gehört das Hamletsche Wort, daß es zwischen Himmel und Erde viele Dinge gibt, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen lassen; „im tieferen Sinn gehört alles in uns und außer uns in diese Kategorie, und der Ausdruck „ein Wunder“ entlockt mir immer ein inneres Lächeln über den Mangel an Logik; denn in jeder Minute sehen wir Wunder und nichts als solche. Die, gegen welche wir durch die tägliche Gewohnheit abgestumpft sind, rechnen wir als den natürlichen Lauf der Dinge, denen jeder altfluge Tor auf den Grund zu sehen meint; tritt uns aber etwas Neues, dem bisher beobachteten, aber doch unerklärten Lauf des großen Räderwerkes anscheinend Fremdes entgegen, dann rufen wir über Wunder, als ob nur diese Erscheinung uns unbegreiflich wäre.“ Man beachte, daß hier die naturwissenschaftlich-methodische Wunderfrage nicht berührt, nur die allgemein-religiöse Anschauung in glücklichster Weise wiedergegeben ist. Sie ermöglichte aber ein völlig naives Bitten um Gottes Beistand, wie es vielleicht am charakteristischsten in der Stelle hervortritt: „Möchte doch Gott mich nicht auf diesem Wege — am kranken Kinde — für meine Sünden strafen und dich nicht entgelten lassen,

was ich reichlich verschuldet. Empfehlen wir uns seiner Barmherzigkeit!" Bald darauf kann er der gar besorgten Gattin schreiben: „Sei also getrost und vertraue Gott dem Herrn: er zeigt uns die Zuchtrute wohl, die er für uns in Bereitschaft hat; aber ich habe das feste Vertrauen: er steckt sie wieder hinter den Spiegel.“

Wenn wir also im vorigen den charaktervollen Widerspruch der gesunden, männlichen, weltoffenen und tatkräftigen Religiosität Bismarcks zu dem quietistisch-gefühligen, sauertöpfigen und engen Pietismus des Puttkamer-schen Hauses hervorgehoben haben, so muß doch ebenso betont werden, daß irgendwelche Hinneigung zu liberalem protestantischem Denken ihm völlig fernlag. In Hinsicht auf die großen Hauptpunkte der Lehre stand er durchweg auf altgläubiger Seite. Nicht bloß, daß er in dem Konflikt des bekannten Lichtfreundes Uhlich mit dem Magdeburger Konsistorium durchaus auf des letzteren Seite stand, ja ihm Glück wünschte dazu, wenn es sich zu entschiedenem Auftreten entschließen könne; nur müsse man dann auch mit energischer Konsequenz durchführen, was man beginnen wolle; Halbheit habe noch keiner Sache genützt. Nein, er hielt sich in Berlin durchaus zu den Vorkämpfern des schärfsten Altluthertums, zu Gofner, Knaß, Büchsel. Büchsel hört er aber lieber als Knaß, der ihm doch zu aufgeregt ist, die Saiten überspannt, nicht nur alles Tanzen, auch jegliches Theatergehen und alle Musik, die nicht zur „Ehre Gottes“, sondern nur zum Vergnügen gemacht wird, sündlich und „Verleugnung Gottes“ findet, wie Petrus sagt: „ich kenne des Menschen nicht.“ Dieser Zelotismus

geht ihm zu weit. Und doch liebte er Knaf nicht bloß persönlich, sondern wollte sogar, es gäbe mehr solcher Zeloten, wenn er seine Anschauung auch nicht teile. Seltsam, da er ein andermal bekennt, Knaf mache ihn, wenn er ihn gehört oder gesprochen habe, so mutlos, daß sein ganzes Christentum in Gefahr komme zu wanken: „ich kann ihn nicht vertragen; was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch Seinen Geist; denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande Seiner Wasser, das sehe ich klar, und kann mich auch nicht ermannen, daß es anders werde.“

Eine tiefe Sündenerkenntnis und ein starkes Gnadenbewußtsein verbindet ihn aufs innigste mit dem Kreise seiner Frau. Wir sind ja durch die Preisgabe seiner intimsten Bekenntnisse in den Stand gesetzt, seinen innern Kampf zu belauschen. Wir wollen nur noch ein Zeugnis desselben ins Auge fassen. Bismarck litt geradezu an Wutanfällen. Nachdem er sich wieder einmal ausgetobt, schreibt er darüber der Frau, er habe Gott am Abend seine Ungeberdigkeit abgebeten und sich in seinen Willen ergeben. „Vielleicht ist es gerade nur ein gnädiger Blick von Ihm, um mir in meiner aufgeregten Unzufriedenheit über unsere Trennung zu zeigen, daß es mit großer Leichtigkeit noch übler sein könne, und wir wollen auch mit Ergebung tragen, was Er uns auferlegt, und uns nicht gegenseitig trauriger machen. Ich will dankbar und zufrieden sein, daß Er uns alle lebend und gesund sein läßt und mich nicht härter straft für meine viele Sünden.“ Das ist ein oft wiederkehrender Gedanke. Der liebe Gott, meint er, müsse ab und zu die Kinder aus

dem Geleise bringen, ähnlich wie jener General des Strafbataillons, der seine Leute jeden zweiten Tag fuchteln ließ, weil sie dann an den freien Tagen so vergnügt waren. Denn wir werden zu leicht undankbar für alle Seine Wohltaten, wenn wir nicht an die Möglichkeit des Verlustes erinnert werden.

Sast scheut man sich, einen Gang zum Abendmahl zu belauschen, wie er ihn der Frau schildert. Aber nun er allen vorliegt, ist er nicht zu umgehen. Er ist im höchsten Grad charakteristisch. Bismarck wünscht ihr, daß ihr „unser Sauerchen ebenso in die Tiefen des Herzens gegriffen habe wie mir Knaß; ich war fast hoffnungs- und hilflos, als es soweit kam, und wollte die Kirche verlassen, weil ich mich der Feier nicht wert fand; aber im letzten Gebet vorm Altar gab mir Gott doch Erlaubnis und Beruf dazu, und ich war recht froh hernach.“ Und das Resultat ist, daß er seinen Aerger über Hans von Kleists so sehr verschiedenes Wesen wenigstens nicht mehr herausläßt.

So geben uns die Briefe überreiche Beweise für die tiefen Seelenkämpfe, die der leidenschaftlich Hoffende und Liebende mit seinem alten Adam führt. Denn von ihnen gilt wahrlich: „So sollen ja Briefe sein, wenn sie wahr sind: Abdrücke augenblicklicher Stimmung, wobei freilich die tiefere Grundmelodie nicht immer deutlich durch die Variationen der Oberfläche flingt.“ Wie demütig mahnt er die Braut: „Sei niemals kleinmütig gegen mich, und erscheint dir etwas in dir unverständlich, sündhaft, niederdrückend, so bedenke, daß all dergleichen in mir tausendmal mehr vorhanden ist, und ich davon viel zu sehr und innig durchdrungen

bin, als daß ich dergleichen bei andern geringschätzig betrachten sollte, bei dir mein Herz aber anders als mit Liebe, wenn auch nicht immer mit Duldung wahrnehmen könnte. Betrachte uns als gegenseitige Beichtväter, als mehr wie das, die wir nach der Schrift „Ein Fleisch“ sein sollen.“ Und als einer, der um seine eigene Seele als wahrer Priester sorgt, kann er auch der beste Seelsorger sein. So schreibt er der Braut einmal: „Bemühe dich nicht, eine steife, glatte Hecke zu werden von Hause aus. Die kann kräftig und grün nur dann dastehen, wenn sie wild herauswächst und vom Gärtner mitten durchs Leben beschnitten wird, und das werde ich ja doch nicht über mein Herz gewinnen; wachse beliebig als Waldrose; das häßliche Moos und die allzu scharfen Dornen wollen wir uns beide bemühen, schmerzlos oder doch vorsichtig zu entfernen.“

Aber fast schöner noch ist das Bild für die Arbeit an der Seele, das er im nächsten Briefe entrollt: „Sindet sich Unkraut im Acker unseres Herzens, so wollen wir gegenseitig bemüht sein, ihn so zu bestellen, daß sein Same nicht aufgehen kann; tut er es doch, so wollen wir es offen ausziehen, aber nicht unnatürlich mit Weizenstroh zudecken und verstecken; das schadet dem Korn und zerstört das Unkraut nicht. Deine Meinung war nun wohl, es allein auszuziehen, ohne mich durch den Anblick zu verletzen; aber laß uns auch darin ein Herz und ein Fleisch sein, und wenn mich deine kleinen Disteln auch mitunter in die Finger stechen sollten, kehre dich nicht daran und verbirg sie mir nicht. Du wirst an meinen großen Dornen auch nicht immer Freude erleben, so großen, daß ich sie nicht verstecken kann, und wir müssen

gemeinschaftlich daran reißen, wenn auch die Hände bluten. Uebrigens blühen Dornen mitunter recht hübsch, und wenn auf den deinigen Rosen wachsen, so werden wir sie doch wohl mitunter stehen lassen. Le mieux est l'ennemi du bien, sonst ein sehr wahres Sprichwort; deshalb mach dir nicht gar zu viel Skrupel über all' dein Unkraut, welches ich noch gar nicht entdeckt habe, und laß mir wenigstens die Probe davon übrig. Mit dieser salbungsvollen Ermahnung will ich schlafen gehen . . ."

7. Das allmähliche Abdrücken von den hochkirchlichen Legitimisten.

Im Jahre 1847 stimmte Bismarck noch wesentlich der echt junckerlichen Restaurationsstimmung zu, die in den beiden Gebrüdern v. Gerlach, Ludwig, dem Kreuzzeitungs-Rundschauer, und Leopold, dem Generaladjutanten, so eigenartig, dilettantisch-theologisch und doch energisch, charaktervoll vertreten ist. Einen bezeichnenden Niederschlag hat diese Zugehörigkeit zu den Kreisen der konservativen Ultras in einer feurigen Rede gefunden, die der hochkonservative Abgeordnete, der echte Junker, im Vereinigten Landtag am 15. Juni 1847 hielt²⁹⁾. Die Tendenz seiner zorngefüllten Rede war, den „sentimentalen Salbadereien“ der „langweiligen Humanitäts-Saseler“ zugunsten der politischen Gleichberechtigung der Juden entgegenzutreten, nicht aus rohem Rassenhaß noch aus Unduldsamkeit gegen die Nichtchristen, sondern aus der unwillkürlichen, hergebrachten Abneigung des Landedelmannes gegen die Wucherer und Ausfauget des Landes³⁰⁾. — „Ich bin der Mei-

nung, daß der Begriff des christlichen Staats so alt sei, wie das *ci-devant* hl. römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in dem diese Staaten Wurzeln geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser Grundlage sich bewegen muß. Für mich sind die Worte „von Gottes Gnaden“, die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, das Gott ihnen verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so kann, glaube ich, diese Grundlage nur das Christentum sein. Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nur ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle übrig, ein Begriff, den die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regenerieren, sondern aus den engen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich in den Köpfen derjenigen, die gerade an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. des Kommunismus über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Dieb-

stahls als eines Versuchs, die angeborenen Rechte der Menschen wiederherzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie dazu die Kraft in sich fühlen, ist mir nicht klar. Denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten, ja als die erste Blüte der Humanität angesehen. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber gleichgültig sei, nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezweckt, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freude und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin."

Mit diesen Anschauungen, wenn sie auch die abstrakte philosophisch-theologische Doktrin Stahls nicht durchweg ins Praktisch-Gegenständliche übersetzten, fühlte sich Bismarck zunächst heimisch im Kreise der Kreuzzeitung. Man kann sich Ludwig v. Gerlachs Wohlgefallen daran denken, gegen den er noch vor kurzem die volle Trennung von Staat und Kirche vertreten hatte: „Hier ist nur Eine Stimme, daß er auf das Entschiedenste dem König und Christo gedient“³¹⁾. Doch trat auch jetzt die Kirche in seinen Argumenten zurück und hielt er auch bei den Vorverhandlungen für die Begründung der Kreuzzeitung „das Vermeiden jeden Scheins

und Rufs des Pietismus“ für nötig³²⁾. Auch hören wir nur selten von einer Annäherung an diesem Kreise nahe=stehende Kirchenleute. Sehr bezeichnend ist der Brief an den alten Gofzner³³⁾: „Euer Hochwürden! Obschon ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, so gründe ich doch auf den Umstand, daß wir manche gemein=same Freunde haben, meine Hoffnung, daß Sie es nicht ablehnen werden, meinen erstgeborenen Sohn zu taufen.“ Weil es dem uralten Herrn aber schon schwer wurde, die liturgischen Formulare dabei zu lesen, so übernahm dies Ludwig v. Gerlach, der ebenfalls Pate war, und infolge=dessen wurde scherzhaft behauptet, Herbert sei von Gerlach getauft worden. So weit von hier aus bis zu der Absage war, die Bismarck im Kulturkampf dem kryptokatholischen Gegner des Evangeliums entgegenschleuderte, so weit war der Abstand zwischen dem ursprünglichen Gefühl der inner=sten Gemeinschaft und dem zuletzt durchdringenden Be=wußtsein der entgegengesetzten Auffassung von Evangelium und protestantischem Staate, wie sich beide in den köstlichen Briefen des Bundestagsgesandten an den Generaladjutan=ten Leopold von Gerlach³⁴⁾ aussprechen, worin die ganze Genialität des kommenden Mannes in sprudelnder und doch disziplinierter Fülle sich ergießt. Zweifellos hat die intensive Berührung mit dem süddeutschen und wienerischen Katholizismus, seiner Bigotterie und Immoralität, und die Herausarbeitung des Ideales eines führenden preußisch=protestantischen Staates mit eigenständiger, weltoffener Moral, aber auch die gesunde Innerlichkeit und der realisti=sche Zug seines Wesens ihn immer weiter abgeführt von

den Vertretern der Legitimität, für welche „die Kirche“ im Dienste des Thrones eine ganz gesetzliche Institution göttlichen Ursprungs war.

Es war doch im Grunde eine durch gemeinsame Opposition gegen den verhaßten demagogischen, autoritätsfeindlichen Liberalismus genährte Selbsttäuschung, wenn dieser ganz auf innerliche, reelle Werte gerichtete Protestant eins zu sein glaubte mit dem Freunde des „Romantikers auf dem Throne“ der Hohenzollern, mit dem mittelalterlich-phantastischen Zielen zustrebenden Kirchenpolitiker. Er war doch durchaus auch schon damals „von individualistischem Persönlichkeitsgeist“ erfüllt, der, wie wir besonders aus den zuletzt zitierten Briefen ersehen können, alles auf Selbsterziehung, auf Selbstentwicklung ohne Selbstzwang³⁵⁾ abstellte. Zu den festesten Dogmen der Gerlach'schen Partei gehörte dagegen die Vorzüglichkeit der alten Zunftverfassung mit ihrer unduldsamen Ausschließlichkeit. Bismarck zeigt sich nun in einem Brief an den Redakteur der Kreuzzeitung³⁶⁾ außer Stande, dies Dogma entgegen der wirklichen Erfahrung zu behaupten. „Die korporativen Verbände sind hier weit entfernt, eine Grundlage christlicher Zucht und Sitte zu bilden; sie dienen vielmehr nur zum Tummelplatz untergeordneter politischer und persönlicher Zänkereien und als Mittel, die Ausbeutung des Publikums und den Ausschluß der Konkurrenz mit Erfolg zu betreiben. Ich entnehme aus diesen Erscheinungen noch kein Motiv, meine bisherige Ueberzeugung in diesen Dingen zu desavouieren . . . aber leugnen kann ich nicht, daß mich diese Erscheinungen stutzig gemacht haben.“

Immer schwieriger fällt ihm das Festhalten der bisherigen Ueberzeugungen, wie ein für die seltene Ehrlichkeit seines Denkens bezeichnender Brief an den General von Gerlach³⁷⁾ beweist: „Ich will nicht bestreiten, daß ich (die gemeinsamen Ziele und Grundlagen des Handelns) in der Verdunkelung der Leidenschaftlichkeit oft genug aus den Augen verliere, wenn ich sie auch täglich mit den Hilfsmitteln des Gebetes und der Ergebung in die Führung des Herrn, der mich auf diese Stelle gesetzt hat, wieder zu gewinnen und zu bewahren suche, und eine Meinungsverschiedenheit mit Ihrem Bruder, auf den als sicheren Führer zu sehen die Erfahrung mich gelehrt hat, veranlaßt mich zu ernstester Prüfung, ob die Richtung, in der ich „meines Amtes“ warte, Gott oder nur Menschen diene.“

Doch sind die Briefe an Gerlach Dokumente des Sieges eines genuin lutherischen, männlich starken, durchweg willensmäßigen Christentums über alle Anwendungen sentimentaler, legitimistischer, unfreier Junkerfrömmigkeit. Völlig ins Freie und Weite, zu klarer Unterscheidung von den Klerikal-Feudalen und ihren Velleitäten führt unsern Helden die Erkenntnis dessen, was dem Staate frommt und höher stehen müsse als ein selbsterwähltes Gottesurteil über alle Welt Dinge. Wie Karl Müller³⁸⁾ betont hat, tritt hier so recht hervor, daß „zwischen den beiden Welten, die durch Gerlach und Bismarck vertreten wurden, eine religiöse Entwicklung liegt, ohne die der gesunde Fortgang der Geschichte gar nicht zu denken wäre. Wie phantastisch und farblos, starr und doktrinär ist das Christentum, das aus Gerlachs Briefen spricht! Er hat der Politik das Mark

aus den Knochen gesogen. Und dagegen Bismarck!" Wie lebensvoll und wahr und frei schaut er vom Standpunkt eines beweglichen Gottvertrauens aus in die wirkliche Welt, in der er seinem Volk seinen Platz zu erkämpfen hat! Während für Gerlach das Prinzip feststand, daß das napoleonische Frankreich um seiner Illegitimität willen niemals als Bundesgenosse in Betracht komme, weil das hieße: an Einem Joche mit den Ungläubigen und Antichristen ziehen, ordnete Bismarck³⁹⁾ dies Prinzip seinem spezifisch preußischen Patriotismus, seinem Machtstreben unter. Er macht dem Freunde den Vorwurf, daß er „die Realitäten ignoriere“; ihn interessiert Frankreich nur „insoweit, als es auf die Lage seines Vaterlandes reagiert“; er kann Politik „nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen“. Als Romantiker könne er dem entsetzten legitimen Monarchen Frankreichs eine Träne nachweinen; für ihn als Politiker aber „zählt Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im gegenwärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. . . . Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühle von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat

meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es tut, und darum schweige ich über diesen Punkt". Es sei, während alle anderen Nationen lediglich ihr Interesse zum Maßstabe ihrer Handlungen nehmen, die Gefühlspolitik eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit, ohne alle Reziprozität. Die herrliche Durchführung dieser realpolitischen Grundsätze in der praktischen Politik der Gegenwart, in der Tat die Basis unserer ganzen politischen Größe, kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Noch in vier weiteren Briefen führt Bismarck gegenüber dem Prinzip des „Kampfes gegen die Revolution“ seine rein preußische Machtpolitik aus: „Mein Ideal für auswärtige Politik ist die Vorurteilslosigkeit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsere Truppen mit derselben Genugtuung auf die französischen, englischen, russischen oder österreichischen feuern sehen.“

Das Tiefste der berührten Differenzen ist im folgenden ausgesprochen: „Dem Standpunkt der politischen Nützlichkeit läßt sich hierüber disputieren; wie Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christen-

tum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichtes ist. Ich habe weder den königlichen Dienst noch eigene Ehre in demselben, letzteres wenigstens nicht vorbedachterweise gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was Seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden oder mir Freunde schicken, die das vermögen." — „Ich bin ein Kind anderer Zeiten als Sie, aber ein ebenso ehrliches der meinigen wie Sie der ihrigen. Mir scheint, daß niemand den Stempel wieder verliert, den ihm die Zeit der Jugendeindrücke aufprägt.“

Da steht sie vor uns, die selbstsichere Religion des Realpolitikers, der fest in seinem Erdreich wurzelt und mit dem reinsten, klarsten Gewissen seinen harten Dienst als Gottesdienst erfüllt.

8. Aus der Zeit der Ministerpräsidentenschaft.

Von nun an versiegt der Briefwechsel mit Gerlach, die Quelle der überraschendsten Einsichten in das innere Kämpfen des ebenso weiten und freien wie konservativen Geistes. Schwere gemüthliche Leiden brachte dann die Uebergangszeit vom alten zum neuen Kurs mit ihren Unsicherheiten, ernstestn Erkrankungen und langen Trennungen von der Familie. „Ich bin matt und erbittert“, schreibt

er da einmal der Schwester ⁴⁰⁾, „ich weiß nicht, worauf; aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben wenig gelegen war.“ Als endlich König Wilhelm mit Bismarck das Konfliktministerium bildete, da waren alle inneren Schwankungen beendet. „Gott der Herr hat mich“, schreibt er der Frau am 1. Oktober 1862 ⁴¹⁾, „noch in keiner unerwarteten und ungesuchten Lage verlassen, und mein Vertrauen steht fest, daß Er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zuschanden werden lassen, auch an Gesundheit nicht.“ Auch ohne Roon und seine Suchstute würde er sich wohl vereinsamt, aber nie allein ⁴²⁾, nie verlassen fühlen. Wir finden den kühnen, bestgehaßten Mann im vollen Besitz derjenigen Glaubenszuversicht, die auf Gott trotz gegen alle Menschenfurcht, ohne irgendwelche andere als innerliche Gebundenheit an sein Wort. Wie er dies meistert und stets gegenwärtig hält, weist auf eine intensive Beschäftigung damit in der Frankfurter Zeit.

Naturgemäß begegnen uns die Zeugnisse seiner Religiosität in der Zeit seiner Ministerpräsidentschaft seltener. Die bei dem nahezu ständigen Zusammensein mit der Frau fast ganz aufgehörnde vorzügliche Quelle zur Erkenntnis seines Innenlebens zeigt zwar, wo sie noch fließt, immer wieder die selbstverständliche stetige Rückbeziehung auf Gottes Gnade und Vorsehung für sein öffentliches und häusliches Leben. Aber die furchtbare Gewohnheit unausgesetzten Arbeitens, die angenommen zu haben er selbst beklagt ⁴³⁾, das „Sträflingsleben“ im öffentlichen Dienst, „der ununterbrochene Tintenstrom“ amtlicher Erlasse, „das

Elend dieser Stellung, daß jede Freiheit des Privatlebens aufhört“⁴⁴⁾, ließen nur selten Zeit zu Rückblicken und Enthüllungen seines Innenlebens, mit denen er uns bis 1862 verwöhnt hat. Er selbst erklärt sein Verstummen einmal⁴⁵⁾ damit, daß so viel Müssen in seinem Leben ist, daß er selten zum Wollen komme. Aus ihrem Sehnen darf gewiß kein Rückschluß auf das Versiegen des inneren Zustromes gezogen werden. Das Gegenteil beweisen kurze Bemerkungen der Briefe an seine Frau. Angesichts besorglicher Bedrohungen seines und des Lebens des Königs schreibt er ihr 27. Oktober 1863⁴⁶⁾: „Die Bedrohungen seines Lebens sind viel besorglicher als die gegen mich gerichteten, aber auch das steht ja nur in Gottes Hand.“ „Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen.“ Als Anlage findet sich Psalm 91, von Damenhand geschrieben. Nach dem Sieg über Dänemark berichtet er ihr⁴⁷⁾, der König habe ihm sehr bewegt gedankt und ihm alles Verdienst zugewiesen von dem, was Gottes Beistand Preußen wohlgetan hat. Er fügt hinzu: „Unberufen, Gott wolle uns ferner in Gnaden leiten und uns nicht der eigenen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so flug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle.“ Aus der Tiefe stammt das Zeugnis für sein häusliches frommes Glück, das er aus Ischl ihr am 21. August 1865 schreibt⁴⁸⁾: „Danke Gott mit mir für alles, was er uns seitdem Gutes getan hat, daß ich aus der Wüste des politischen Lebens im Geiste nach dem häuslichen Herde blicken kann, wie der

Wanderer in böser Nacht das Licht der Herberge schimmern sieht. Gott erhalte es so bis zur Einkehr!" Und 16 Jahre später schreibt er ihr am Hochzeitstag⁴⁹⁾: „Ich danke mit dir Gott für alle Gnade, die uns in diesen 34 Jahren widerfahren ist. Schon, daß Seine Barmherzigkeit uns und alle die Unsrigen bis heute erhalten hat, und wie ich fest vertraue, ferner erhalten wird, ist eine besondere und nicht häufige Wohltat, und wie wunderbar hat Seine schützende Hand über jedem von uns 5 wiederholt gewaltet. Ich habe viel Sorgen, Arbeit und Aerger gehabt; aber im Rückblick auf ein Dritteljahrhundert fließt mein Herz in demütiger Dankbarkeit über in dem Bekenntnis, daß es mir über alles Verdienst und Hoffen gut gegangen ist.“

In den Briefen an seinen kindlich frommen König tritt, solange dieser lebte, der gemeinsame Glaubensgrund deutlich hervor. Wir haben diese Äußerungen aber gewiß nicht als bloßes Eingehen auf die Stimmung des Monarchen zu beurteilen, so wenig als die verwandten Bekenntnisse an seine Frau als Akkommodationen an ihr starkes religiöses Bedürfnis mißdeutet werden können. Das verbietet allein schon die gewiß aufrichtige Bezeugung im Weihnachtsbrief von 1872⁵⁰⁾: „Verzeihen Ew. Majestät am heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zurückzublicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen.“ Aus derselben Zeit besitzen wir doch auch die unübertrefflich schönen Beileidbriefe an seine Geschwister von einer so stimmungs- und phantasievollen, biblisch-klassischen Sprache, daß — zumal er den Geschwistern sein Innenleben sonst scheu verhüllt hat —

seine eigenen Versicherungen dadurch eine erhebliche Stütze erhalten, wonach er seinen schweren Dienst in täglichem Aufblick zu Gott und in Demütigung vor seinem Angesicht verrichtet. Um so ergreifender ist das Bekenntnis, das er bereits 1869 dem geliebten Schwesterherzen macht⁵¹⁾: „Man verzichtet so spät auf die Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll, und hält sich so lange bei der Vorbereitung auf, daß es solcher Meilensteine von 25 Jahren bedarf, um sich durch die Rückblicke klar zu machen, wie lang die zurückgelegte Strecke ist und wie viele gute und schlechte Stationen man passiert hat. Ist es ein Beweis unserer Ungenügsamkeit oder der Dankbarkeit unseres **E r i n n e r u n g s**vermögens, oder ist es nur mein Fehler, daß mir die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren, und daß man nicht aufhört rastlos vorwärts zu treiben in Hoffnung auf eine bessere? Ich wünsche dir von Herzen, daß du wenigstens übermorgen dein Fest (silberne Hochzeit) mit der befriedigten Stimmung feierst, in der man dem Zeit-Postillon zurufen möchte: Schwager, fahre sachte! Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange und doch nach meiner eigenen Einsicht so viel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke, und vor allem an meine Schwester, und an so manches andere in Staat und Haus Erstrebte und, wenn es erreicht war, nicht Gewürdigte. Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin; darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben.“

Ja, politisch Lied ein garstig Lied — das empfindet

man bei Bismarcks Leben so oft trotz aller großen Gänge. Es ist auch für den edelsten, gehaltvollsten Staatsmann unendlich schwer, sein Innenleben ungetrübt zu erhalten. Die Kämpfe mit den reaktionären Jugendfreunden, späterhin mit den Hofpredigern haben Bismarcks Seele tiefe Furchen eingeschnitten. Während er aber Senfft v. Pilsach mit echt protestantischem Stolz das angemessene Gericht über seinen Glauben verwies, zeugt seine Antwort an Andrae-Roman mit ihrer Betonung der schweren Verantwortung seines diplomatischen Verhaltens von echter Demut und Willigkeit, sich strafen zu lassen durch Gottes Wort. Je mehr und mehr fanden alle Legitimisten, aber auch weitherzigere Bibelchristen Bismarcks vor seinen Mitteln zurückschreckende Gewaltpolitik gegen die Ultramontanen unvereinbar mit positiver Christlichkeit. Immer unmöglicher wurde für den Vertreter des resoluten Staatsegoismus die direkte Befolgung der biblischen Individualethik. Nachdem er in der gewaltigen Krisis von 1866 noch einmal die ganze Größe seiner protestantischen Selbstverantwortung, während des französischen Krieges mit seinen verbitternden Erfahrungen die Gewalt seines in Gott gegründeten Selbstvertrauens befundet hatte, führten die inneren Kämpfe der Friedensjahre um die Selbstbehauptung gegenüber der Kamarilla, um die Staatshoheit gegenüber der Kirche und der Arbeiterschaft und die immer stärker empfundene kalte Einsamkeit auf der Höhe der Beherrschung einer Welt unleugbar zu einer Verkapselung des religiösen Lebens.

Auch jetzt begegnen noch immer ergreifende Zeugnisse seines in der biblischen Anschauungs- und Sprachwelt

atmenden Gemüts. Aber es scheint jede Regelmäßigkeit und Stetigkeit in der Erneuerung des religiösen Lebens gewichen und manche einst gehegte positive Anschauung wie von der Erlösung durch das Verdienst Christi völlig verblaßt zu sein, nicht ohne daß die Verkennung derer, die diese Anschauungen in abstoßender Form vertraten, mit= schuldig daran wären. Als ihm gar unter dem jungen Kaiser eine christlich=soziale Fronde das Vertrauen seines Herrn zu rauben versuchte — Stöckers Scheiterhaufen= brief! —, da scheint ihm mit positiver Kirchlichkeit auch alle exklusive Christlichkeit innerlich entfremdet zu sein. Zum mindesten wird man sagen müssen, daß seine Erfah= rungen mit der Berliner Bewegung und Aehnlichem ihn nicht bloß in seiner Abneigung gegen ein starkes evangeli= sches Kirchentum, gegen die Bildung eines evangelischen Zentrums, in seiner Indifferenz gegen die Kirche als Heils= anstalt bestärkt, sondern auch in der freien und frohen Be= zeugung seines evangelischen Christentums beeinträchtigt haben.

So scheint auch an Bismarcks innerem Leben sich die Tragik des politischen Charakters zu erfüllen: die Ausschal= tung des Persönlichen im Dienst des Staatsgedankens führt zur Vereinsamung und Erfaltung der persönlichen, inneren Beziehungen.

9. Nach der Entlassung.

Es ist kein Zweifel möglich, daß wir in den letzten Jahren nach dem Sturz einen tragischen Helden in bitterem Kampf mit dem Unabänderlichen vor uns haben. Der

Gegensatz des Genies, das seine eigenen Gesetze hat und befolgt, zu der Allgemeinheit, die uns ihren Naturgesetzen unterwerfen will, spitzt sich tragisch zu, und wenn dies Ungeheure, das in ihm zur Tat und Wirkung drängte, auch sich bis zu Ende beugen wollte unter das höchste Gesetz, den heiligen Willen, so bäumte es sich doch täglich neu auf gegen die gemeine Wirklichkeit des Erdenlebens. In seiner Religiosität tritt darum der titanische Troß, der Selbstbehauptungstrieb fast ungehemmt von der religiösen Unterordnung unter das Allgemeine hervor. Das männliche Christentum wird, ganz unforrigiert von der christlichen Ergebenheit, allbeherrschend. Es ist gewiß gefährlich, aus dem Schweigen Schlüsse zu ziehen, zumal die früheren Anlässe zu Aeußerungen in Briefen an die Nächsten und an den Monarchen wegfielen. Aber die Vermutung liegt nahe, daß die tiefe Verbitterung, womit die aufgezwungene Entlassung ihn und noch mehr seine Gattin erfüllt hatte, und die stete rechthaberische Selbstbehauptung, wozu die Schar täglich zudringender Verehrer ihn drängte, alle weicheren Töne der Ergebenheit und Demut, davon seine Mannesbriefe so ergreifende Proben gaben, aus seiner Seele gedrängt haben; auch fand er in der innigst verbundenen Seele der treuen Genossin kaum mehr wie früher das Gegengewicht den Troß lösenden Verkehrs mit Gott. Doch wird über diese innersten Vorgänge der letzten Lebensjahre und ihren verbitterten Troß wohl stets ein heilsamer Schleier gebreitet bleiben.

Allerdings ist eine Trübung seiner sonst so klaren, objektiven Menschen- und Selbstbeurteilung in seinen viel-

fachen Rückblicken, wie sie im Bismarck-Jahrbuch uns aufbewahrt sind, nicht zu verkennen. Auch Marcks konstatiert ⁵²⁾ die mancherlei Verschiebungen, denen sein Drang, sich im Gedächtnis seines Volkes tadellos zu behaupten, auch seine „Gedanken und Erinnerungen“ aussetzt. So mischen sich in ihnen tiefe reife Weisheit mit zorniger, ungerechter Anflage und Verurteilung aus dem Gesichtswinkel der Strömungen der 90er Jahre, die sich mit seinen eigenen früheren Anschauungen oft nicht vertrugen. Man kennt die Klage, die nach Moritz Buschs Bericht ⁵³⁾ sein treuer Mitarbeiter Lothar Bucher gelegentlich der Vorbereitung der „Gedanken und Erinnerungen“ ausgestoßen hat: „Er fängt an, auch absichtlich zu entstellen, und zwar selbst bei klaren ausgemachten Tatsachen und Vorgängen. Bei nichts, was mißlungen ist, will er beteiligt sein, und niemand läßt er neben sich gelten als etwa den alten Kaiser und den General Alvensleben . . . Auch Falk wird jetzt gelobt, wahrscheinlich, weil er fürchtet, er würde ihm sonst darauf . . . mit Enthüllungen antworten. Am Kulturkampf will er keine Schuld haben; auch hat er nichts gegen die Unfehlbarkeitsabsichten Pio Nonos getan und ebenso wenig gegen Arnims ehrgeizigen Unfug, obwohl jedermann das Gegenteil weiß. Als ob nicht genug Licht um ihn und sein Volk wäre, um über solche Schatten hinwegsehen zu können.“

Von letzterer Ueberzeugung aus will ich nicht verschweigen, daß ich jahrelang unter dem Eindruck gestanden habe, den die Zusammensetzung seiner maßlosen Bewunderer und die Reden, die sie mit ihm wechselten, bestärkte,

daß unser Held in der Zeit nach der Entlassung durch die ihm notwendig undankbar erscheinende Verkennung seines Kaisers und der leitenden Kreise und die ungemessene Dankbarkeit der Leute von Bildung und Besitz nicht innerlich größer geworden ist, weder in monarchischer noch in religiöser Unterordnung. Sollte das auch zum Teil Alterserscheinung sein, wie einige Briefe an die Geschwister nahe legen ⁵⁴)? Der Schwester unterschreibt er sich „Dein etwas lebensmüder, aber Gott ergebener einziger Bruder“; dem Schwager nach ihrem Tod gesteht er: „Wir sind beide alt, matt und verdrießlich.“ Die Schwester aber läßt er den tiefsten Blick in sein altes Herz tun: „Und heut alles öde und leer; das Gefühl ist ungerecht; aber I can not help it. Ich schelte mich undankbar gegen so viel Liebe und Anerkennung, wie mir im Volke über Verdienst geworden ist; ich habe mich 4 Jahre hindurch gefreut, weil sie sich auch freute, wenn auch mit Zorn gegen meine Gegner, hoch und niedrig. Heut ist aber auch diese Kohle in mir verglimmt, hoffentlich nicht für immer, falls mir Gott noch Leben beschert; aber die 3 Wochen, die gestern verlaufen waren, haben über das Gefühl der Verödung noch kein Gras wachsen lassen.“

Freilich bleiben diesem schmerzlichen Eindrucke gegenüber genug Zeugnisse von seiner tiefen, nur verborgeneren Treue gegen die monarchische und christliche Weltordnung, daß wir unsern Zweifeln Schweigen gebieten können. Er blieb sicher wie 1847 davon überzeugt, „daß der Mensch sein Glück vergeblich sucht, so lange er es außer sich sucht“. Tief beglückend ist uns darum das gewiß aufrichtige Zeug-

nis, das Bismarck den Vertretern der deutschen Hochschulen gegenüber an seinem 80. Geburtstage ablegte⁵⁵⁾: „Ich bemühe mich, zufrieden zu sein und das Gebet im Vater= unser: „Dein Wille geschehe!“ ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehen, aber verstehen tue ich ihn nicht immer.“

Wer möchte nicht ehrerbietig schweigen vor diesem Kampf des tief verwundeten Helden mit seinem unverstandenen tragischen Geschick! Aber dankbar sind wir doch⁵⁶⁾, nun es aus dem Munde eines seiner besten Freunde, des Grafen Keyserling, zu wissen, daß er im tiefsten Grunde bis zuletzt der Alte geblieben ist. Der hat ihn 1890 aufs Gewissen gefragt, ob er noch die glaubensvolle persönliche Stellung zu Christus als dem Sohne Gottes und unserem Heilande einnehme wie in früheren Tagen. Darauf hat Bismarck erwidert: Leider sei er während der Kämpfe der letzten Jahrzehnte dem Herrn ferner gerückt; gerade jetzt in der schweren Zeit, die er durchlebe, empfinde er diese Ferne schmerzlichst. Er habe Gott gebeten, ihn nicht von der Erde zu nehmen, ohne ihm die innige Stellung zu Christo wiedergegeben zu haben; er hoffe in der Zurückgezogenheit den alten, kostbaren Besitz im Zusammenleben mit seiner Johanna zu erlangen.

Nun hat der frühere Gesandte Krauel⁵⁷⁾ aus der letzten Zeit der Krankheit des Fürsten nach Mitteilungen der nächsten Angehörigen berichten können, daß des Leidenden letzte Gedanken einerseits dem himmlischen Reich, wo alle irdischen Schmerzen und Leiden enden, andererseits dem Vaterlande galten, für das er seine Kräfte aufgerieben

hatte. So hat er auch bei dem gemeinsamen Abendmahl am 29. März 1898 sich „bereit zum Absatteln“ erklärt. Und wenn wir nun auch wissen, daß der Sterbende weder 1. Kor. 15, 53—55 und 57 sich zum Leichentext gewählt noch gesprochen hat: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben und laß mich eingehen in dein himmlisches Reich“, so hat sein Sohn doch bezeugt, daß er mit Bibelworten auf den Lippen durchs dunkle Tal des Todes ging. Der Sohn hat gewiß in seinem Sinn zum Leichentext 1. Kor. 15 gewählt. Denn das war und blieb des großen Kanzlers Lebenskraft auch im Alter: das Vertrauen auf den Sieg unseres Herrn über Sünde und Tod und die Zuversicht, daß seine Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn.

2. Kapitel.

Bismarcks Religiosität.

Nachdem bisher der Versuch gemacht ist, Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche in den verschiedenen Stadien seines Lebensganges darzustellen, gilt es nun, den durchgängigen Charakter seiner Religiosität, wie sie zumal den Neuschöpfer des Reichs erfüllte, zu erfassen. Denn davon haben wir uns wohl überzeugt, daß bei allen Veränderungen im Hervor- oder Zurücktreten die Beziehung zu Gott und zum Ewigen selbst in seiner Anlage tief begründet war und sein Innenleben wesentlich bestimmte.

1. Die Willensreligion des Staatsmannes.

Am wesentlichsten dürfte für Bismarcks religiösen Charakter der willentliche, der sittliche Grundzug seiner Religiosität sein: das religiös bestimmte Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein. In einem schönen Aufsatz hat Neubauer¹⁾ Stein und Bismarck zusammengestellt: „beide Männer der Tat und nicht des

Grübelns, beide Kampfnaturen, beide Männer der ungeheuren Kraft des Willens, von einer Reizbarkeit, die sich zuweilen in gewaltigen Entladungen Luft macht, zugleich aber von einer Opferfreudigkeit, die ihr ganzes Leben unbedingt in den Dienst des großen Ganzen stellt. Bei beiden ist das Pflichtgefühl eng verbunden mit einer tief religiösen Weltauffassung . . ." Mit Recht wird zum Beweis dessen fortgeföhren: „Diese Männer scheuen die Verantwortung nicht. Ja, sie bekämpfen die Furcht vor Verantwortung . . ."

Dafür bezieht sich Neubauer auf Bismarcks Verteidigung der Todesstrafe. Am 1. März 1869 ²⁾ erklärte er, die gegnerische Auffassung werde von einer gewissen krankhaften Neigung geleitet, den Verbrecher mit mehr Sorgfalt zu schonen und vor Unrecht zu schützen als seine Opfer. Eine weitverbreitete Krankheit unserer Zeit sei die Furcht vor Verantwortlichkeit, namentlich vor der Verantwortung, ein Todesurteil auszusprechen. 1851 aber ³⁾, da ihn das Rad des Lebens so plötzlich erfaßt und zum regelmäßigen trockenen Geschäftsmann gemacht hat, sagt er sich: „Gott hat mich auf den Sled gesetzt, wo ich ein ernster Mensch sein und dem Könige und dem Lande meine Schuld bezahlen muß. Seinen Willen nach besten Kräften zu tun bin ich entschlossen . . ."

Seine Frau äußert sich einmal überraschend abweichend darüber ⁴⁾: „Wenn er den Staub seiner lieben Süße über den ganzen nichtsnußigen Schwindel schütteln und all' dem Unsinn entrinnen wollte, in den er mit seinem ehrlichen, verständigen, grundedlen Charakter nicht hineinpaßt — dann wäre ich vollkommen glücklich und zufrieden! — Aber

— er wird's leider wohl nicht tun, weil er sich einbildet, dem „teuren Vaterlande“ seine Dienste schuldig zu sein, was ich vollkommen übrig finde.“

An der Folie dieser weiblichen Auffassung hebt sich die Bismarcksche, wie er sie Gerlach gegenüber ⁵⁾ energisch geäußert hat, besonders ab: „... in dem einen Punkte haben wir abweichendes Maß und Gewicht für die Pflichten des Berufs, den Gott mir, meinem Vaterlande gegenüber, wie ich glaube, auferlegt hat, indem er mir ohne mein Zutun ein Gewerbe anwies, welches ich mir nicht eigenmächtig gewählt habe. Wenn ich dasselbe nur äußerlich bekleide und tatsächlich leeres Stroh dresche, so leide ich am Gewissen und fühle mich deplaziert, ohne in der Befriedigung äußerlichen Ehrgeizes Ersatz dafür zu finden.“

Die glücklichen Zeiten waren ja vorbei, wo er schreiben konnte ⁶⁾: „Politisch geht mir bisher alles nach Wunsch und ich bin Gott recht dankbar, daß er mich gewürdigt hat, der guten Sache wieder mehrmals und heute noch erhebliche Dienste zu leisten.“ Er hatte zu klagen über das Elend ⁷⁾, unter einem Herrn seine Kraft verpuffen zu müssen, dem man nur mit Hilfe der Religion gehorchen könne. Er hatte seiner Gattin stark zuzureden, seine Frankfurter Stellung in richtigem Lichte zu schauen ⁸⁾: „Sasse Mut im Gebet und seh nicht scheel zu dem, was geschieht. Was Gott tut, das ist wohlgetan. Damit laß uns in die Sache hineingehen.“ Er durfte ihr aber auch bekennen ⁹⁾: „Gott hilft mir tragen, und mit Ihm bin ich der Sache besser gewachsen als die meisten unserer Politiker, die statt meiner in Frankfurt sein könnten, ohne Ihn. Ich werde mein Amt tun;

daß Gott mir den Verstand dazu gibt, ist Seine Sache.“ Und wiederum muß und darf er der ungeduldigen Gattin schreiben¹⁰⁾: „Wir sind nicht in diesem Leben zur Behaglichkeit, sondern schulden uns und unsere Kräfte dem Dienste Gottes, des Königs und des Landes.“

Bedeutender als diese gelegentlichen Zeugnisse ist, was er in den „Gedanken und Erinnerungen“¹¹⁾ ausführt: „Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwicklung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der richtige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eigenen Entschliessungen auf dieselben mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage, ob das eigene Augenmaß, der politische Instinkt, ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgültig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch die Königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifiziert, ist die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschliessung von aufreibender Wirkung.“

Es kam dem Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen“ offenbar sehr viel darauf an, seinem Volke das Bild des „für die Schlußergebnisse verantwortlichen Reichsfanzlers“¹²⁾ tief einzuprägen. Nicht genug warnen kann er vor den unverantwortlichen Ratgebern, die er schon in

den Gebrüdern von Gerlach kennen lernte. Er schildert einmal ¹³⁾ Leopold v. Gerlach: „in der Entschliebung über aktuelle Vorkommnisse mehr durch geistreiche Gesamtaufassung angefränfelt, eine edle Natur von hohem Schwung, doch frei von dem Fanatismus seines Bruders, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Phlegma gehemmt.“ Dann stellt er seinen praktischen Realismus den unpraktischen Wollungen der beiden gegenüber: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehn sehn, so wird der Herr Präsident daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der einzige sein, der hinunterginge oder Leute rief, um zu helfen.“

Nach einer etwas anderen Seite wendet sich dieser sittliche Wirklichkeitsinn in einer vortrefflichen Randbemerkung, die Bismarck zu dem Protest des Kronprinzen im November 1863 schrieb ¹⁴⁾: „Der Fehler der Situation liegt darin eben, daß auf das „Erscheinen“ so viel Wert gelegt wird; auf das Sein und Können kommt es an, und das ist nur die Frucht ernster und besonnener Arbeit.“ Solche Arbeit hat er wahrlich darangesetzt. Keudell ¹⁵⁾ wagt sogar das Gesamturteil: „Die Entscheidung politischer Fragen ist von ihm immer (sic!) durch kühle Berechnung gefunden, niemals durch augenblickliche Gemütsstimmung beeinflusst worden.“ Bezeichnend dafür ist besonders folgende Aeuße-

rung Bismarcks an Keudell¹⁶⁾: „Daß Sie, der Sie mich so lange und so gut kennen, denken, ich wäre in diese große Sache hineingegangen wie ein Fährich, ohne mir den Weg klar zu machen, den ich vor Gott verantworten kann, das vertrage ich nicht, das hat mir den Schlaf zweier Nächte gestört. Sie zu entlassen, liegt ja gar kein Anlaß vor. | Ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie die Kugel sitzt, die Sie mir in die Brust geschossen haben.“

Aber nicht die enorme Gedankenarbeit, sondern¹⁷⁾ „das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand“ — man denke an den Krieg 1866, wo er glaubwürdig¹⁸⁾ versicherte, bei unglücklichem Ausgang der Schlacht bei Königgrätz würde er sich einer Kavallerieattacke angeschlossen und den Tod gesucht haben — hat seine Gesundheit gebrochen. Denn „die Erwägung der Frage, ob eine Entschließung richtig sei und ob das Festhalten und Durchführen des auf Grund schwacher Prämissen für richtig Erkannten richtig sei, hat für jeden gewissenhaften und ehrliebenden Menschen etwas Aufreibendes; es wird verstärkt durch die Tatsache, daß lange Zeit vergeht, oft viele Jahre, bevor man in der Politik sich selbst überzeugt, ob das Gewollte und Geschehene das Richtige war oder nicht. Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl; die Verantwortlichkeit, ohne daß man zur Unterstützung der letzteren etwas anderes als die eigene Ueberzeugung und den eigenen Willen anführen kann, wie das gerade in den wichtigsten Krisen am schärfsten Platz greift“.

Das Pflicht- und Verantwortungsgefühl zieht sich durch das ganze politische Leben unseres Helden hindurch. „Ich weiß nicht, ob ich mich (über Mangel an Wahlausichten) freuen oder ärgern soll; es ist mir Gewissenspflicht, mich mit allem Nachdruck um die Wahl zu bewerben“, schreibt er bereits 1848¹⁹⁾. Seine Gewissenhaftigkeit stößt sich an der österreichischen Gewissenlosigkeit²⁰⁾: „Was der Hof lügt und intriguiert, den Rhein auf und ab, davon hat ein ehrlicher Altmärker gar keine Vorstellung; diese süddeutschen Naturfinder sind sehr verderbt.“ Er erkennt darin eine Folge der katholischen Erziehung²¹⁾: „Es ist ein Vorzug der katholischen Religion, daß sie es meinem Freunde (Thun) möglich macht, sich allen seinen (sinnlichen) Neigungen nachhaltig hinzugeben, ohne daß seine sehr lebendigen, mitunter an Bigotterie streifenden Beziehungen zur Kirche dadurch getrübt würden.“ Von sich selbst durfte er gegenüber den Anfeindungen, die ihn trafen, als er es nicht verhütet hatte, mit der Lucca auf einem Bilde vereinigt zu werden, aufs bestimmteste versichern, daß man ihm ebensowenig wie jener Dame jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt habe²²⁾. Demoralisierend fand er vorzüglich die Eitelkeit, die seinem selbstgewissen Wesen so ferne lag. So schreibt er seiner Frau einmal²³⁾: „Es liegt etwas recht Demoralisierendes in der Sommerluft; die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne, wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich produzieren.“

Ihn bestimmt zum Eintritt wie zum Bleiben im Dienst,

so weit er weiß, nur das Pflichtgefühl. „Ich bin Gottes Soldat“, schreibt er der Frau 1851 ²⁴), „und wo Er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß Er mich schickt und mein Leben zuschneidet, wie Er es braucht.“ Und in der Ministerkrise von 1862 schreibt er ²⁵): „Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon einen auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergibt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagen, wenn sie die Leine nehmen.“

Unser alter Kaiser hatte Recht, als er dem Kanzler bei Uebersendung des Ordens pour le mérite schrieb ²⁶): „Ich weiß in Ihnen so sehr das Herz und den Sinn des Soldaten.“ Der Soldat spricht so deutlich aus seinen größten Reden heraus, vielleicht am schönsten aus dem Brief an Wenzel ²⁷): „Es kann (die deutsche Frage), wie meine Gesundheit, Stillstand und Rückschritt gelegentlich durchmachen; aber im ganzen rückt es vorwärts, sobald wir mutig wollen und uns unseres Wollens nicht mehr schämen, sondern im Bunde, in der Presse, und vor allem in unsern Kammern offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen, und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals, mit dem Ende in ultramontanen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüüren warten.“ Der ganze Stil ist hier militärisch diszipliniert. Darin wußte er sich am meisten einig mit dem trefflichen Roon. Ihm schrieb er bei dessen Rücktritt ²⁸): „Wir werden, wenn Gott uns Leben gibt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gerne

erinnern, und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreißendem Diensteifer wohlwollend nachblicken."

Auf die letzten Stellen paßt in der Tat, was Graue über das Verhältnis von Sittlichkeit und Religion bei Bismarck bemerkt²⁹⁾: „Wie überhaupt eine gesunde und zum Bewußtsein ihrer selbst gekommene Persönlichkeit oftmals, auch ohne sich dessen zu erinnern, daß ihre Pflichten göttliche Gebote sind, auch ohne durch die Liebe zu Gott sich zum Guten getrieben zu fühlen, sich der unbedingten und unverbrüchlichen Gültigkeit des Sittengesetzes, der Absolutheit seiner Forderungen, des kategorischen Imperativs, um mit Kant zu reden, klar bewußt ist, so ist's auch bei dem Fürsten B. Wiederholt hat er, ohne ein religiöses Empfinden auch nur leise anklingen zu lassen, von dem „kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls“, dem „genötigt“ sein, zu wirken, geredet und bezeugt: „Ich habe einfach meine Schuldigkeit getan, niemand zu Liebe. Nichts weiter“ . . . „Meine Herren, wir haben . . . eine eigentümliche militärische Tradition, das ist die des Dienst- und Pflichtgefühls“."

Graue führt dann weiter aus, daß dies Gefühl durch seinen christlichen Glauben zu großer Höhe und zarter Empfindlichkeit gesteigert sei; ich glaube darüber hinaus, daß Bismarck selbst sich der Abhängigkeit seines Pflicht- von seinem Verantwortlichkeitsgefühl Gott gegenüber stark bewußt war. Busch erzählt, allerdings beide Male etwas verschieden³⁰⁾, wie der Kanzler im Januar 1871 eine Unterhaltung mit französischen Unterhändlern geschlossen hat mit den Worten: La patrie veut être servie et pas dominée. Als einer der Herren darauf doch bemerkte, das

„servio“ liefe freilich auf Unterordnung des genialen Individuums unter die Meinung und den Willen der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, Sachkenntnis und Charakter besessen, erwiderte der Kanzler sehr ernst, indem er das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorhob und dem *droit de génie* gegenüber, das der Franzose hochgehalten wissen wollte, das *devoir* als das Vornehmere und in ihm Mächtigere betonte. *La majorité n'est pas la patrie*, fügte er hinzu. Bei seiner Wiedergabe dieser Anekdote in „Graf Bismarck und seine Leute“ hatte Busch eingefügt: „Das Bewußtsein seiner (scil. des genialen Menschen, des Heros) Verantwortlichkeit.“ Bismarck hat die Parenthese bei der Durchsicht gestrichen; wie kommt Busch dazu, sie nun wieder herzustellen? Offenbar wollte Bismarck jede Sondermoral für sich als Genie ablehnen.

Ebensowenig kann man, wo doch die Verantwortlichkeit vor Gott daneben steht, das *devoir* als den kategorischen Imperativ auslegen. Dafür sprechen massenhafte Zeugnisse. Nicht bloß seinem König und Kaiser gegenüber³¹⁾ — da lesen wir einmal das schöne Gebet: „Möge Gott mir so viel Kraft geben, als ich guten Willen habe, den Stab, dessen Symbol mir Ew. Majestät als ein lebenslängliches teures Andenken heut schenken, nach Allerhöchst Ihrem Willen zum Heile unseres Vaterlandes zu führen“ — auch Roon³²⁾ und E. von Manteuffel³³⁾ gegenüber betont er die religiöse Wurzel seines Pflichtgefühls: „Ich diene Gott und nicht den Menschen, und bin oft genug in der Lage gewesen, den meinigen entgegengesetzte Ansichten des

Königs und der Majorität des Ministeriums mit Eifer und Freude auszuführen. Wollte ich in solchen Fällen mich für verbraucht erklären, so würde mir der äußerliche Friede des Privatlebens längst gewonnen, der innere, den ich aus dem Bewußtsein des Dienstes für König und Land schöpfe, aber verloren sein." So verteidigte er die sozialen Reformgesetze³⁴⁾: „Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre bestimmend für mich ist . . . Ich, der Minister dieses Staates, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich es glaube, vor Gott rechtfertigen zu können.“

Bismarck hat auch eine theoretische Einsicht in diesen Zusammenhang von Sittlichkeit und Religion befundet. Busch erzählt uns glaubwürdig³⁵⁾, daß Bismarck Ende September 70 sich geäußert habe: „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln erschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserem Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht.“ Als jemand ihn fragte: „Glauben Sie, Exzellenz, daß sie darüber nachdenken?“, gab Bismarck die vortreffliche Antwort: „Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinkt meinerwegen. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sich's aus.“ Daran schlossen sich folgende verwandte Gedankenreihen: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in

geordneter Weise — das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht . . . Wenn ich nicht Christ wäre, diene ich dem König keine Stunde mehr. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte sie nicht . . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht! . . . Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner . . . Ja, ich bin Republikaner — im höchsten Grade, und ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe, gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben . . . Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen, und schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gehe ich auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen;

aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen."

Das Impulsive und Massive dieser offenbar durch den Gegensatz zum Tone der Umgebung verschärften Kundgebung gestattet nicht eine Einzelanalyse; der Grundgedanke von dem entschlossenen Glauben, der das Gefühl der Verantwortlichkeit allen Gelüsten des Sichselbstaulebens entgegenstellt, ist trefflich ausgesprochen. Er klingt ebenso durch das epigrammatisch scharfe Wort, das er im kleinen, sympathischen Kreise gesprochen³⁶): „Die opferwillige Tapferkeit erwächst aus derselben Wurzel wie die Demut, aus der Gottesfurcht."

Ein gewichtiges Zeugnis für des Kanzlers vollbewußte Begründung des Verantwortungsgefühls auf den Glauben hat uns sein naher Vertrauter, v. Keudell, hinterlassen³⁷): „Bismarck hat bekanntlich in vielen veröffentlichten Briefen sowie in mehreren Parlamentsreden mit frohem Mut von seinem evangelischen Glauben Zeugnis abgelegt. In Privatgesprächen äußerte er, als Gesandter wie als Minister, mehrmals, daß früher, ehe er glaubte, das Leben wenig Wert für ihn gehabt habe. Der Glaube heilige die Pflichterfüllung. In der Zeit des Verfassungskonflikts habe er nur durch den festen Untergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen. Das Glück des Glaubens wünschte er jedem Freunde, ohne jemals danach zu fragen. Als aber einmal ein befreundeter Ausländer seinen Unglauben offen bekannte, sagte er: „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Gott Sie stark zu Boden wirft und durchschüttelt; das könnte Ihnen helfen."

Eine überraschende Seinheit in der psychologischen Betrachtung dieser Glaubensvorgänge befundete der Kanzler in einer Unterredung in Versailles³⁸). Einer aus dem Kreise meinte: Aber die Alten, die Griechen, hätten auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, hätten Vaterlandsliebe gehabt und Großes getan mit ihr: er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt gleiches täten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Darauf ließ Bismarck sich nicht weiter ein; nach seiner Ansicht sei diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube! . . . Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpactt und nach Darzin ausreißt und seinen Hafer baut.“

Gerade aus dem letzten Zitat folgt eine wichtige Einsicht in das oft Unbewußte, heute Zurücktretende, morgen wieder Hervortretende der Bismarckschen Beziehung zum letzten Grund aller Verantwortlichkeit. Jene Beziehung kann sehr wohl als durchgängige Richtung seiner Seele betrachtet werden, auch wenn in den Verwicklungen in das Leben des Tages und der politischen Arena vielfach mehr, oft lediglich das persönliche Ehrgefühl als Triebkraft seiner energischen Selbstdurchsetzung erscheint. Er selbst hat die Zusammengehörigkeit von Ehrgefühl und Verantwortlichkeit betont³⁹): sie sind die dem starken, überlegenen eigenen Ich und dem

höchsten Richter zugewandten Kehrseiten derselben inneren Freiheit gegenüber Welt, Masse und Natur, die wir stets bei dem genialen Staatsmann bewundern. Und wenn er zu Zeiten und Stunden sogar seinen Zynismus bis zur scheinbaren Verleugnung einer höheren Macht getrieben hat, darf uns das nicht irre machen an seinem immer bezeugten Zusammenhang mit Gott, als dem er sich verantwortlich wußte für dieselben Handlungsweisen, die er seinem Ehrgefühl schuldig zu sein glaubte.

2. Der Dorsehungs- und Wunderglaube des Starfen.

Dieser entschlossene, Verantwortungs- und Pflichtgefühl tragende Glaube war verbunden mit einem ganz zweifelsfreien Vertrauen in die speziellste Dorsehung Gottes, eine Dorsehung, die sich namentlich in der Führung des deutschen Volkes und preußischen Hauses zu Kraft und Wesen ausweise. Hier begegnen die ergreifendsten Zeugnisse seines starken Glaubens. So sprach er es einmal gelegentlich der Beratung des Sozialistengesetzes⁴⁰⁾ aus: „Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten (den Sozialdemokraten) beigebracht ist — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Tätigkeit, in einer wohlhabenden Situation; aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter sagt „an Gott und bessere Zukunft glauben“ nicht hätte.“ Im Jahre 64, da der erste Schritt zur Einheit gelungen war, schrieb er⁴¹⁾: „Ich kann mich darin allerdings täuschen; denn je länger ich in der

Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gerne mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung gemachte Stimmung ist, die sich darin (in einer Erklärung) widerspiegelt . . . Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung.“ 1868 sprach er gegen v. d. Heydt ⁴²⁾ die Hoffnung aus, „daß Gott die Feindesliebe, die wir vor 18 Monaten gezeigt haben, als wir augenscheinlich die Stärkeren waren, segnen wird; und fällt man uns doch an, so sind wir den Franzosen mit Gottes Hilfe noch heute überlegen . . .“ Wie wirksam dieses Rechnen mit Gottes Vorsehung auf Bismarcks große Politik war, zeigen zwei Äußerungen über die Verantwortung eines Krieges. 1875 ⁴³⁾ schrieb er dem Kaiser: „Ich würde noch heut wie 1867 in der Luxemburger Frage Ew. Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später besser gerüstet beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen.“ Und in den „Gedanken und Erinnerungen“ bestätigt Bismarck ⁴⁴⁾, daß er der Theorie, daß man wahrscheinliche Kriege antecipando herbeiführen solle, stets entgegengetreten sei „in der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verant-

wortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen“.

Graue hat hier schon das Beste gesagt, das ich darum gerne wiederhole⁴⁵⁾: „Zu diesem Glauben gehört ihm vor allem die Zuversicht, daß die göttliche Vorsehung das deutsche Volk zu etwas Gutem und Großem berufen hat, und daß das nationale Einheitsstreben des deutschen Geistes aus Gott geboren ist und deshalb zum Ziele gelangen muß. Der Glaube an eine göttliche Weltregierung im christlichen Sinne und der Glaube an die Zukunft des Vaterlandes ist für ihn unzertrennlich . . . Der Zug nach innen knüpft ihn immer fester an Beides zugleich, an seinen Gott und an sein Vaterland. Nicht als ob er Gott nur in dieser Welt gesucht hätte; er weiß von einem andern Vaterland, ohne welches dieses irdische Dasein „das An- und Ausziehen nicht wert wäre“. Aber mit sonnenheller Klarheit ist er sich dessen bewußt, daß, wie alle Frömmigkeit Gehorsam, Dienst, Gottesdienst ist, so insbesondere seine persönliche Frömmigkeit sich vornehmlich dadurch betätigen und sein persönlicher Gottesdienst darin bestehen muß, daß er seinem irdischen Vaterlande dient . . . sein staatsmännischer Beruf ist ihm der gottgegebene Boden, auf welchem er die Echtheit seines Christenglaubens und die Gewissenhaftigkeit seiner Gesinnung bewähren soll und will.“

Für diesen höchst persönlichen und speziellen Vorsehungsglauben will ich hier einige Zeugnisse in geschichtlicher Folge sammeln. 1851 schrieb er an seine Frau aus Frankfurt⁴⁶⁾: „Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom

ändern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stehe, wenn er's nur aussprechen wollte; und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dütken Sauer." 1860 schreibt er an den Bruder ⁴⁷⁾: „Wenn wir so vor dem Winde weiter treiben, so ist es Gottes Wunder und besondere Gnade, wenn wir nicht so fest laufen, daß die Fragen von Juden und Grundsteuern bald sehr nebensächlich erscheinen." 1863 an die Frau ⁴⁸⁾: „Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei mit Gottes Hilfe: aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem König Gesundheit schenken!" Immer häufiger begegnet von da an, offenbar unter dem Druck der enormen Verantwortung, der Seufzer: Wie Gott will! So im Briefe an Roon vom 21. Januar 1864 ⁴⁹⁾: „Wie Gott will. Nach 16 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgültig, für unsere Kinder nicht . . . Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will, Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott!" Eigenartig ist auch die Bemerkung an Roon ⁵⁰⁾: „Ich muß doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt." Aus dem Kriege 1866 schreibt er an die Frau ⁵¹⁾: „Wie wunderbar romantisch sind Gottes Wege. Uns geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden

erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn . . . Holen sie ihre Südararmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein . . . Es muß doch ein tiefer Sonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.“ Dem Bruder schreibt er 1870 ⁵²⁾: „Möge Gott dir verleihen, daß du dich mit den deinigen wohlbehalten des Sieges über die große Räuberbande freuen kannst, die vermutlich gerade morgen über unsere Westgrenze hereinbrechen wird.“ Am 13. Juni 1871 spricht er ⁵³⁾ dem deutschen Heere im Reichstag seinen Dank aus, „daß unser Volk geschützt worden ist vor den Leiden und Drangsalen des Krieges im Lande, vor dem Druck des Eroberers, ja daß darüber hinaus Gott seinen Segen gegeben hat, das deutsche Volk in diesem Kriege, wo man es böse mit uns vorhatte und es gut wurde durch Gottes Hilfe, zu einigen und ihm Kaiser und Reich wieder zu geben“. Nach dem zweiten Attentat auf seinen kaiserlichen Herrn schreibt er ihm ⁵⁴⁾: „Ich freue mich über jedes neue Jahr, welches Gott mir schenkt, um an dem Entwicklungsgange unseres Vaterlandes in Ew. Majestät Dienst weiterarbeiten zu können, und die Ueberzeugung in mir zu befestigen, daß Gottes Vorsehung die Deutschen gnädiger als andere Nationen der Zukunft entgegenführt. Möge Er zu diesem Zwecke uns Ew. Majestät erfahrene und väterliche Leitung lange erhalten und für heut die äußerliche

Verletzung bald und schmerzlos vorübergehen lassen.“

Eine zusammenhängende Aeußerung des Fürsten über Gott in der deutschen Geschichte, die ich selbst einst in Jena bewundernd entstehen hörte, führt zugleich das Verhältnis der göttlichen Vorsehung und der eigenen Leistung in erschöpfender Weise aus⁵⁵): „Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur eine besondere Vorherbestimmung erkennen. Selbst die Schlacht, die für ein preußisches Herz mit dem Namen Jena schmerzliche Empfindungen weckt, war notwendig, wenn die geistige Reaktion in Preußen erfolgen sollte, wenn das in Preußen überhaupt möglich sein sollte, was ich erstrebte, das heißt ein königlich preußisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Das alte friederizianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens geworden.“ Auch der österreichische und französische Krieg bildeten notwendige Vorbedingungen. „Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorauszuberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen oder vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen; aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung gemäß leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Ueberhebung, und zwar dies in höherem

Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht. . . . Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich möchte von mir nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nahm, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu tun habe, um meinem Vaterlande, und ich muß auch sagen, meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I., richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblick dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Wendungen in der Politik stattgefunden; aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig; aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht jeder."

Auch hier wieder will das Umbiegen des erhabenen Gedankens ins Zynisch-Selbstherrliche nicht so beurteilt

werden, als ob jener nur vorgeschobene Kulisse, dieses aber des Redners wahrer Geist war; umgekehrt dürfte dieser Schlenker nur ein durch den bitteren Groll hervorgereizter Tribut an den alten Adam sein, der prinzipiell schon überwunden war.

Und noch zwei Sätze aus der großen Marktrede in Jena! „Ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber: wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen.“ „Es gehört zu der göttlichen Führung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Rußland, der uns zur Zeit von Olmütz gegenüberstand, sprengten usf.“

Mit dem Glauben an die Führung der deutschen Nation gehörte unmittelbar zusammen der Glaube an eine spezielle Fürsorge Gottes für das angestammte Königtum. Wie wir schon aus der Rede über den christlichen Staat wissen, war Bismarcks Loyalität unmittelbar mit seiner Frömmigkeit geeint. „Sprich nicht geringschätzig von dem Könige“, mahnt er seine junge Frau⁵⁶); „wir fehlen beide darin und sollten nicht anders von ihm reden wie von unsern Eltern, auch wenn er irrt und fehlt, denn wir haben seinem Fleisch und Blut Treue und Huldigung geschworen.“ Wie sein Verhalten im Zustande der Gereiztheit durch den jungen Herrn sich damit verträgt, bleibt da freilich eine

offene Frage; es erklärt sich zum Teil aus der Gebundenheit an die Idee des Königtums, wie sie in dem alten Herrn verkörpert war, zum anderen Teil aus seiner eingelebten Herrschsucht. Durchaus wahr sind jedenfalls folgende Äußerungen an König Wilhelm ⁵⁷): „Angesichts des Weihnachtsfestes habe ich das Bedürfnis, Ew. Majestät zu versichern, daß meine Treue und mein Gehorsam gegen den Herrn, den Gott mir auf Erden gesetzt hat, auf derselben festen Grundlage beruhen wie mein Glaube.“ „Vielleicht ist meine Sorge töricht und sogar, wenn sie begründet wäre und Ew. Majestät darüber hinweggehen wollte, so würde ich denken, daß Gott Ew. Majestät Herz lenkt, und meine Dienste deshalb nicht minder freudig tun, aber zur Wahrung des Gewissens doch ehrfurchtsvoll anheimgeben uff.“ „Ew. Majestät wolle sich überzeugt halten, daß es meinem Gefühle, ich kann sagen, meinem Glauben widerstrebt, die höchsten landesväterlichen Entschließungen über Krieg und Frieden in zudringlicher Weise beeinflussen zu wollen; es ist das ein Gebiet, auf dem ich Gott allein getrost überlasse, Ew. Majestät Herz zum Wohle des Vaterlandes zu lenken, und mehr beten als raten möchte. Die Ueberzeugung darf ich dabei aber doch nicht verhehlen uff.“

Es ist wichtig, sich diese Gedanken- und Empfindungszusammenhänge noch mehr zu vergegenwärtigen, denen, wie zuzugeben ist, die oft beobachtete doppelte Polarität der Bismarckschen Gedanken besonders eignet. Ich reihe deshalb wieder in geschichtlicher Folge einige charakteristische Äußerungen aneinander. Nach dem Staatsstreich Napoleons schrieb Bismarck ⁵⁸): „Der erste Eindruck, den

mir der zweite Dezember machte, war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehößt eines mir benachbarten Demokraten und Leuteschinders brannte; der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ahriman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, und daß es gerade diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malstrom der Revolution anzuvertrauen.“ Von den Frankfurtern urteilt er ⁵⁹⁾: „Diese Feigheit hindert nicht, daß die Bevölkerung, der jedes innere Christentum, jede Achtung vor ihrer Obrigkeit abhanden gekommen ist, mit der Revolution sympathisiert.“ Man beachte hier die Gleichsetzung von innerem Christentum und Loyalität! Dann nennt er wieder ⁶⁰⁾ die Kammern „ein brauchbares und in ruhigen Zeiten gesundes Korrektiv für seine von dem Krebs republikanisch=heidnischer Bildung angefressene Bureaokratie.“ Etwas später ruft er in Verzweiflung über die romantische Politik des Königs aus ⁶¹⁾: „In meine Denkungsweise paßt eine direkte Opposition gegen den ausgesprochenen Willen meines Königs überhaupt nicht, besonders so lange ich in seinen Diensten bin . . . Ich gehorche, wenn Gegenvorstellung nicht hilft, auch dann, wenn ich Sr. Majestät Willen für unweise halte oder doch für abweichend von dem, was ich tun würde, wenn Gott mich zum Könige gemacht hätte.“ Dem König Wilhelm redet

er ⁶²⁾, gewiß mit Aufrichtigkeit, aber doch in Einseitigkeit, von den „Gefühlen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit, mit welcher bei uns im Lande Gott sei Dank jeder Mann von Ehre zu seinem Landesherrn aufblickt“. Gleichzeitig braust er auf ⁶³⁾ gegen die „Donquixoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe, den der Krone Preußens von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend, zu handhaben“. Aus dieser hohen Auffassung vom Beruf der Krone Preußens heraus überwand er bei der Uebernahme des Konfliktministeriums, dem König nach Jüterbog entgegenfahrend, die Mutlosigkeit des Monarchen durch den Appell an sein Pflichtgefühl ⁶⁴⁾: „. . . sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte.“

Dies Verhältnis zu dem König, mit dem er gekämpft und gesiegt hat, nahm immer mehr religiöse Innigkeit an. Bismarck schreibt ihm vor dem 70er Krieg ⁶⁵⁾: „Mein Herz ist noch mehr befriedigt in dem Gefühle, unter Gottes sichtbarem Segen einem angestammten Herrn zu dienen, dem ich mit voller persönlicher Liebe anhänge, und dessen Zufriedenheit zu besitzen für mich der in diesem Leben begehrteste Lohn ist.“ Und bald danach ⁶⁶⁾: „Für eine be-

sonders glückliche Sügung erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienst eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Untertanen unter Ew. Majestät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu geraten." Bei der nächsten Kabinettskrise äußert sich diese Loyalität ungeschmälert ⁶⁷⁾: „Ich fürchte, daß ich verbrauchter bin, als ich mir selbst eingestehen mag, und diese Sorge sowie das Gefühl der Beschämung darüber, daß ich in so wichtigen Momenten nicht auf meinem Posten und zu Ew. Majestät Dienst bin, drücken mich nieder, wenn ich mir auch sage, daß ich mich in Demut dem Willen Gottes zu ergeben habe, der meiner Mitwirkung nicht bedarf und meinen Kräften ihre Schranke zieht . . . Auf diese Weise wird meine Heranziehung, so lange mir Gott nicht zu bessern Kräften hilft, allein in Ew. Majestät gnädige und umsichtige Hand gelegt sein. Meine Hoffnung und meine Bitte zu Gott aber ist, daß mir bald wieder vergönnt sein möge, unter Ew. Majestät Augen selbst wieder meine Pflicht zu tun und die Beruhigung wieder zu gewinnen, die in der Arbeit liegt."

In heroischer Energie spricht sich diese fromme Treue samt dem Glauben an die göttliche Führung der preussischen Krone in dem Abschiedsbrief an den scheidenden Roon aus ⁶⁸⁾: „Gott hat die Sahrenflucht unserer Junter von Thron und Evangelium zugelassen und dadurch unser Rüstzeug schwer geschädigt, aber ich schöpfe auch hier wie 63, 67, 70 in all den Kämpfen, die wir, lieber alter Freund, Schulter an Schulter siegreich bestanden haben, Mut aus

dem mich tief innerlich berührenden und leitenden Worte: Gott widerstehet den Hoffärtigen, und auch im Kampfe mit Kleist, Waldow und Gerlach, wie mit den ehrgeizigen Priestern des römischen Götzendienstes, sehe ich die Hoffart zu meinem Trost im feindlichen Lager. Gefochten soll sein, das ist mir so klar, als ob Gott es mir auf deutsch direkt befohlen hätte, ich stehe dienstlich an der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagnmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justifiziert. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust... Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre tun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger, je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will.“

Noch einige Zeugnisse dieser Vasallentreue seien gestattet! Anlässlich des ersten Attentats schreibt der Kanzler seinem Kaiser ⁶⁹⁾: „In der Schlechtigkeit der Untreue liegt für treue Untertanen ein Sporn der Treue, und ich bitte Gott seitdem noch eifriger als früher, mir die Gesundheit zu geben, deren ich bedarf, um Ew. Majestät, so lange ich lebe, meine herzlichste Dankbarkeit und meine Treue als

geborner Dienstmann des brandenburgischen Herrscherhauses durch die Tat zu beweisen." Und nach seiner Wiederherstellung ⁷⁰⁾: „Ich vermag nur schriftlich Ew. Majestät den herzlichsten Wunsch zu Süßen zu legen, daß Gottes Segen in der wieder übernommenen Regierung Ew. Majestät Trost und Genugtuung gewähren möge für Verbrechen und Undank der Menschen, welche Ew. Majestät im Herzen ebenso schwer wie äußerlich haben verletzen müssen.“ Endlich zu Weihnachten 1883 ⁷¹⁾: „Ew. Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich einen höhern Wert als der Beifall aller andern. Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat; denn Ew. Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Ew. Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von mehr als 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eignen mir wohlbekanntesten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eigenen Gewissen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen ist mit Ew. Majestät Regiment gewesen und hat Ew. Majestät vor andern Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug gegeben, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Ew. Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener.“

Don da aus führt eine gerade Linie über die Jahre

nach des alten Herrn Tod hinweg zu der lehtwilligen Verfügung, deren grandiose Aufrichtigkeit in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie nicht sagt, uns alle erschütterte hat ⁷²⁾: „Als Grabschrift wünsche ich . . . den Zusatz: ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ Es gehört eben zur lebendigen Frömmigkeit des großen Mannes diese wohlverdiente Treue gegen seinen königlichen Herrn, auf den in der Tat ⁷³⁾ zutrifft, was Jesus Sirach im 10. Kapitel sagt: „Es stehet in Gottes Händen, ob es einem Regenten gerate; derselbe gibt ihm einen löblichen Kanzler. Einem weisen Knecht muß der Herr dienen, und ein vernünftiger Herr murren nicht darum.“

* * *

In dem speziellen Vorsehungsglauben, den Bismarck so auf seine Loyalität im Dienst von Volk und Fürst anwendet, wobei die öftere Gleichsetzung von Volkes- und Fürsten- mit dem eigenen Willen keinen Verständigen stören kann, steckt ein überraschend positiver Wunderglaube. Zwar hat Bismarck weder in seinem amtlichen Wirken noch in der Vorschau künftiger Entwicklungen je mit einer Durchbrechung der Flug und gewissenhaft zu erwägenden Gesetzmäßigkeit des Geschehens gerechnet. Er hat, wie wir des öfteren schon hörten, es für unbedingte Pflicht erachtet, alle möglichen Folgen zuvor zu erwägen. Aber im Rückblick und beim Sehlschlag von Unternehmungen hat er stets sich auf den Grundton seines Lieblingswortes gestimmt: es gibt viel zwischen Himmel und Erde, was unser Verstand nicht fassen kann. Freilich hat er den Begriff des Wunders stets flüchtig und weit, nie dogmatisch gefaßt, nicht als contra

naturam, sondern nur als contra expectationem, und die Gedanken seiner Referendararbeit ⁷⁴⁾ sind ihm stets gegenwärtig geblieben: Eigentlich ist alles in der Erfahrungswelt wunderbar; nur unsere Gedankenlosigkeit läßt uns vieles als gewöhnlich erscheinen, was im Grunde ebenso wunderbar d. h. von Gottes Weisheit und spezieller Vorsehung bewirkt ist wie das Seltsame, das uns auffällt. So nimmt Bismarck denn eine gewisse Mittelstellung ein zwischen dem naiven Wunderglauben und der vernünftigen Wunderscheu. Philosophisch-naturwissenschaftlich ist sein Wunderbegriff nicht orientiert, auch nicht gesichert.

In seinem Privat- und Familienleben gestattet unserem Helden sein ins Einzelne gehender Vorsehungs- und Wunderglaube eine ungemein weitgehende Inanspruchnahme Gottes für seine persönlichen Anliegen. Die Briefe an seine Frau sind fast auf jeder Seite Zeugen eines selbstverständlichen Gebetsverkehrs mit dem sorgenden Vater im Himmel. Allerdings fehlen uns die Beweise für die Fortdauer desselben während der schweren ministeriellen Krisen und nach der Entlassung. Aber es ist doch untunlich, an der Aufrichtigkeit so immer wiederholter Zeugnisse zu zweifeln, wie sie im folgenden gesammelt sind.

An die Braut schreibt er ⁷⁵⁾: „Im ganzen wird der Weg, den Gott mich geführt hat, doch wohl der beste für mich gewesen sein, . . . es macht sich dann stets die Ueberzeugung geltend, daß der Mensch sein Glück vergeblich sucht, solange er es außer sich sucht. . . In allem Gottes Segen genug, wenn wir verständig sind, so daß wir noch vielen Leuten Gutes tun können. . . doch, l'homme propose,

Dieu dispose. Wer kann in die Zukunft sehen, ob nicht auch uns einst äußere Sorge und Not hart antreten mag! Der Reichste kann sein Vaterhaus mit dem Rücken ansehen müssen. Dann wollen wir uns genügen lassen, wenn wir einander nur haben und auf Gott vertrauen . . . "Through joy and through sorrow, through glory and shame . . ."

Dem Schwiegervater kann er trotz dazwischen tretender Bedenken doch schreiben ⁷⁶⁾: „Es ist, glaube ich, das erste Mal, daß ich Frostwetter wünsche, und gewiß das erste, daß ich den lieben Gott darum bitte, eine Bitte, bei der mir aber das Herz sinkt, wenn ich bedenke, wie viel Gebete Armer das Gegenteil erflehen mögen.“ Bald darauf seufzt er ⁷⁷⁾: „Wenn Gott nicht den Frost schickt, so bekommen wir einen sehr gefährlichen Stand.“ So erstreckt sich denn seine Fürbitte auch auf Erholung Johannas von Zahnschmerzen ⁷⁸⁾, natürlich auf Erhaltung von Leben und Gesundheit von Frau und Kindern. Er muß und kann diesen speziellen Vorsethungs glauben sogar der weit gläubigeren, kindlicher vertrauenden Frau predigen ⁷⁹⁾: „Surcht bessert nichts in der Sache, macht verwirrt und hilflos, wenn Gefahr naht, und ist ein Mangel an Vertrauen in Gottes Vorsethung.“ „Also Mut und Geduld, mein Herz, in allen Fällen! Der Gott, der Welten dreht, kann auch mich decken mit seinen Flügeln.“ „Vorgestern war mir so etwas bange um dich, als ich im Bett lag, und ich hatte rechtes Heimweh, bat den lieben Gott recht dringend, daß er dich beschützen möge; ich hoffe, er hat es getan, wenn ich es auch nicht um ihn verdiene.“ „Wenn irgendwo, so ist bei Kindern der alte Nachtwächterspruch auch wahr:

Menschenwachen kann nicht helfen, Gott vom Himmel, sieh darein.“ „Mariechens in meinem Gebet zu gedenken, daran ist nicht nötig mich zu ermahnen; ich tue es täglich und vertraue dem Herrn, daß er uns nicht über unsere Kräfte prüfen werde.“ „. . . ich wurde so traurig und sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte, wie ich im Bett lag, und Gott recht innig bitten, daß er mir Kraft gebe, meine Pflicht zu tun. . . . Ich glaube fest, daß der barmherzige Gott dich und die Kinder schützt und uns froh wieder zusammenführt. . . . Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für alle mein Lästern über Geheime Räte straft.“ „Möge Gott uns immer unser täglich Brot und unsere zu zahlenden Zinsen bescheren und dich, mein süßes Herz, und Eltern und Kinder gesund erhalten und reichlich segnen mit seiner Barmherzigkeit; dann bin ich sehr zufrieden, sei es hier oder in Pommern.“ „Du wirst nach dieser Zeit der Angst doch in Sorge bleiben . . ., obschon du, ohne Scherz gesagt, eine tapfere und gottesfürchtige Frau bist; indessen doch mehr, wenn das Unglück da ist, als wenn die Furcht noch freien Spielraum in der Phantasie hat.“

Dies Vertrauen auf die göttliche Führung, das oft so überraschend bis in Kleinigkeiten geht, ist freilich meist auf die inneren Lebenswege gerichtet: der starke Mann wußte sich in seinem Privat- und öffentlichen Leben getragen von speziellster Fürsorge. Das ist gewiß später wieder mehr zurückgetreten, wo die Widerwärtigkeiten menschlichen Dazwischensäens von Untraut sich mehrten und die Klarheit und Heiterkeit seines Gottvertrauens der Verbitterung

über seine Verkennung wich. Aber in der Tiefe blieb der starke Ton, den seine Briefe an die Frau so ergreifend anschlugen ⁸⁰):

„Wie wunderbar hat mich Gott seitdem umhergeführt, nun hoffe und glaube ich, daß er mich nicht wieder losläßt.“ „Nun ist dies (die Berufung zum Bundestagsgesandten) über mein Erwarten und Wünschen eine plötzliche Anstellung auf den augenblicklich wichtigsten Posten unserer Diplomatie; ich habe es nicht gesucht, der Herr hat es gewollt, muß ich annehmen . . . aber es wäre feige, abzulehnen. . . Ich bete recht innig, daß der barmherzige Gott alles ohne Betrübnis für unser zeitliches Wohl und ohne Schaden für meine Seele einrichte.“ „Wer sieht Gottes Wege auch nur eine Minute voraus? . . . Die armen lieben Eltern tun mir leid . . .; aber es ist doch nach göttlicher und menschlicher Ordnung nichts anderes tunlich; ich habe mir die Sache nicht gemacht.“ „Aber wie Gott will; mir ist's schon zu viel, daß ich dem Wunsch nach Frankfurt Worte gegeben habe.“

Wohl das schönste Zeugnis seiner tiefen Ergriffenheit von Gottes Nähe und seiner Gewißheit der Erhörung enthält ein Brief aus Wien vom 19. Juni 1852 ⁸¹): „Warum denkst du mit Angst und Weh an die Erscheinung des neuen Kleinen? Ich habe das feste Vertrauen, daß der Herr unser Gebet erhören und uns nicht trennen wird! und ich hoffe auch dich davon zu durchdringen, wenn ich nun erst wieder bei dir bin, mein Liebling. Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die mir Gott geschenkt hat, wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündflut

von Verwilderung und Liebesmangel gibt, die meine Seele in früheren Jahren bedeckte. Schon, wenn ich einsam bin wie hier, tritt der alte trübe und trostlose Geist der Vergangenheit an mich heran, und ich fühle, wie wenig ich reif bin, ein äußerlich ödes Leben zu tragen. Die Gnade Gottes wird meine Seele nicht fahren lassen, die Er einmal ange- rührt hat, und das Band nicht zerschneiden, an dem Er mich vorzugsweise gehalten und geleitet hat auf dem glatten Boden der Welt, in die ich ohne mein Begehren gestellt bin. Vertraue freudig, mein Liebling, und bete gläubig, ich habe die Gewißheit, daß ich dich nicht missen kann, noch lange, lange nicht, und deshalb die Zuversicht, daß Gott mich dir läßt. Sei nicht bloß still und warte, sondern flehe in dringendem Gebet und vertraue auf Christi Verheißung der Erfüllung.“

Die Energie seines Abhängigkeitsgefühls von Gott, geht gelegentlich so weit, daß er sagen kann⁸²⁾: „ich war wie vernagelt. Gott mochte es nicht wollen“; durchweg aber hätte er bejaht, was er einst seiner Schwiegermutter schrieb⁸³⁾: „Ich gewöhne mich nachgerade, nicht Pläne über 8 Tage hinaus zu machen; denn der liebe Gott läßt sich doch nicht in Seine Karten sehen, und tut ohne Zweifel wohl daran.“ Und doch bleibt seine Frömmigkeit von phantastischer Ueberstiegenheit und Nichtachtung natürlicher Zwischenursachen frei. Wir hörten oben⁸⁴⁾, wie er diesem aller Natur und Aerkunft spottenden Gottvertrauen entgegentrat. Wir lesen später wieder mit Genugtuung⁸⁵⁾: „Du schreibst gar nicht, was der Doktor dazu sagt. Gebet ist freilich besser als Pillen; aber vernachlässige doch nicht

die Menschenhilfe, die Gott bietet, und scheue in diesem Sach keine Kosten!“ Wiederum stellt sein Vorsetzungsglaube Gottes Wundermacht unvermittelt neben die natürliden Zusammenhänge, z. B. wenn er über einen Freund berichtet ⁸⁶⁾ : „Ich glaube nicht, daß er Liebenstein lebend verläßt; die Symptome sind die des Endes; indessen Gottes Hilfe ist mächtig.“ Davon, daß späterhin, als Schweninger und Chrysanter zu seinem täglichen Umgangskreis gehörten, diese Grundanschauung verändert ist, wird uns nichts berichtet.

4. Bismarcks Realpolitik und Religiosität.

Vielen ernstesten Christen will es nicht gelingen, mit dem Bilde des in Gott gebundenen und im Vertrauen auf Seine Leitung freien Helden die Rücksichtslosigkeiten und Strupellosigkeiten der Bismarckschen Politik zu vereinigen. Es muß also versucht werden, die Bismarckschen Maximen aus seiner Religiosität und Gewissenhaftigkeit heraus zu begreifen — womit freilich keineswegs alle seine Praktiken gerechtfertigt werden sollen. Den Gefahren der Politik gegenüber war er keineswegs blind. Er schrieb seiner Frau aus Wien nach einem längeren politischen Erguß ⁸⁷⁾ : „Verzeihe, daß ich dir Politik schreibe; aber wessen das Herz voll ist usw.; ich trodne ganz auf geistig in diesem Gebiete und fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmaß daran.“ Bereits hatte 1865 der schon erwähnte strenggläubige Andrae-Roman ihn über seine Rücksichtslosigkeiten zur Rede gestellt; ihm erwiderte der Angegriffene ⁸⁸⁾ : „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichts-

los, meinem Gefühl nach eher feige, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen."

Keudell ⁸⁹⁾ stellt fest, bei Bismarcks Denkweise wäre es 1870 absolut ausgeschlossen gewesen, einen großen Krieg — und zwar nach seiner damaligen Auffassung den ersten einer Reihe von Rassenkriegen — herbeiführen zu wollen, um vielleicht einige Jahre früher die Frucht des Eintritts der Süddeutschen in den Nordbund zu pflücken, eine Frucht, deren natürliches Heranreifen geduldig und gern abwarten zu wollen er oft genug erklärt hat. Einen solchen willkürlichen Eingriff in die Geschichte zweier großer Völker würde er für ein vor Gott nicht zu verantwortendes Verbrechen gehalten haben.

Bismarck hat dagegen im Beginn des 70er Krieges M. Busch beauftragt, seine Ansichten über Moral und Politik in einem Artikel zu verarbeiten, worin es heißt ⁹⁰⁾: „Allerdings ist die öffentliche Meinung nur zu sehr geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise von privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter anderm zu verlangen, daß bei Konflikten zwischen Staaten der Sieger sich mit dem Moralkodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn für das, was er gegen ihn, womöglich auch für das, was er gegen andere begangen, zur Strafe ziehe. Ein solches Verlangen ist aber völlig ungerechtfertigt; es stellen heißt die Natur politischer

Dinge, unter die die Begriffe Strafe, Lohn, Rache nicht gehören, gänzlich mißverstehen; ihm entsprechen hieße das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Versündigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung, dem Lenker der Schlachten zu überlassen. Sie hat weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein zu fragen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten und fruchtbarsten wahr? Gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe.“ Damit vergleiche man die Auseinandersetzungen mit Gerlach (oben S. 83 ff.)!

Damit stimmt der ganze schwere Kampf, den der Minister mit der sentimentalischen Moral seines edlen Königs zu führen hatte, ein Kampf, der ihm schwerer fiel als alle Kämpfe nach außen ⁹¹). Schon 1861 klagt er darüber an Roon ⁹²): „Von den Fürstenthümern, von Neapel bis Hannover wird uns keines unsere Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Dendee, aber gegen alle andern fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Singer für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Räte seiner Krone geeignet finden wird.“ Es gehört zu dem dramatisch

Reizvollsten seines Lebens, wie er jeden Erfolg in der preußisch-deutschen Frage zuvor seinem geliebten Herrn und dessen vermeintlich idealerer Gesinnung abringen mußte. Bei der gewaltigen Szene in Nikolsburg erwiderte er dem gänzlich irreführenden Monarchen, der Oesterreich züchtigen wollte ⁹³): wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unsrige gegen Oesterreich; unsere Aufgabe sei Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen. „Ich wiederholte, daß wir nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben, sondern Politik zu treiben hätten.“ Auch die Annexionen von 1866 galt es zu rechtfertigen gegen diese moralische Gefühlspolitik ⁹⁴). „Der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, letzteres zu tun (Annexionen zu machen), und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungeteilt als solche zu leben und zu atmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurteilt werden kann.“ Ähnlich an Herzog Ernst ⁹⁵): „Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschert, einige Gewalttat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird.“ Dem Sohn schreibt er von Paris aus ⁹⁶): „Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes.“

Nun dürften wir uns in den auswärtigen Fragen wohl alle in diese gegen Gefühl und Moral gleichgültige Real- und Nützlichkeitspolitik, der wir das Reich und seinen

44 jährigen Frieden danken, eingelebt haben. Wir haben uns in die Argumentation hineingelebt, mit der Bismarck 1866 ⁹⁷⁾ einen Leitartikel bekämpft, der die Erwerbung Hannovers für nicht rechtlich und nicht moralisch erklärte. „Dies ist töricht. Eroberung in einem gerechten Krieg ist ein ebenso gerechter als moralischer Erwerbstitel.“ Wir haben uns gewöhnt, uns des flügsten Sachwalters zu freuen mit derselben Freude, die Jesus über den ungerechten Haushalter äußert, Luk. 10. Wir stimmen zumeist Neubauer zu ⁹⁸⁾: „Mit der sittlich religiösen Kraft eines in sich gefesteten Charakters, mit der Hochschätzung der sittlichen Idee, der Beurteilung der Dinge und Personen nach ihrem sittlichen Wert, ohne die er uns nicht der Große wäre, verbindet er ein tiefes Verständnis für die Realitäten des Lebens, eine überlegene, immer neue Gestalten annehmende Fähigkeit, sie zu benutzen und zu regieren. Dort Ajax, hier Odysseus, über dem die Wellen der Ereignisse nie zusammenschlagen, der mit souveräner Ruhe, mit überlegener Ironie die jeder Situation entsprechende Lösung findet, der im Sturm leidenschaftlicher Erregung, im Drange der Gefahr nie die kühle Klarheit des Denkens verliert. Ja, mit erbarmungsloser Logik zieht er aus den politischen Verhältnissen die Konsequenzen; seine Pflicht, seinem Lande zu dienen, vor Augen, nutzt er die Vorteile der Lage bis an die Grenze des Erlaubten aus, aber ohne sie zu überschreiten.“

Aber läßt sich das ebenso von der inneren, von der Kulturpolitik Bismarcks sagen? Wir denken hier nicht an die Härte seiner Gerechtigkeitsidee, die Bismarck gewiß

durchschlagend gegen alle sentimentalen Anwendungen der Bergpredigt verteidigte, wenn er der Schwiegermutter schrieb⁹⁹⁾: „Bei dir spuken Rousseausche Erziehungsprinzipien nach, die Ludwig XVI. dahin brachten, daß er aus Abneigung, den Tod auch nur Eines Menschen herbeizuführen, Schuld am Untergange von Millionen wurde. Du hast so viel Mitgefühl für die etwaige Familie Bathyanys; hast du denn keines für die vielen tausende unschuldiger Leute, deren Frauen und Kinder durch den wahnsinnigen Ehrgeiz oder die Selbstüberhebung dieser Rebellen, mit der sie wie Carl Moor die Welt auf ihre Weise beglücken wollen, zu Witwen und Waisen geworden sind. Kann die Hinrichtung Eines Menschen auch nur irdischer Gerechtigkeit genügtun für die eingeäscherten Städte, die verwüsteten Provinzen, die gemordete Bevölkerung, deren Blut dem Kaiser von Oesterreich zuruft, daß ihm Gott das Schwert der Obrigkeit verliehen hat? Das weichliche Mitleid mit dem Leibe des Verbrechers trägt die größte Blutschuld der letzten 60 Jahre. Du fürchtest, daß die österreichische Regierung den Demokraten den Weg weise; wie kann man aber eine rechtmäßige Obrigkeit und eine hochverräterische Partei auf gleiche Linie stellen? Jene ist den Untertanen, die Gott ihnen anvertraut hat, den Schutz ihres Schwertes gegen Uebeltäter schuldig; die Rebellen aber bleiben Mörder und Lügner, wenn sie jenes Schwert durch Gewalt an sich reißen sollten; sie können töten, aber nicht richten. Ich las vorhin Johanna die lutherische Predigt über Matth. 18, 21 (wieviel mal vergeben?), die ist voll Liebe und Vergebung; aber „weltliche Obrigkeiten sollen nicht vergeben, was man

Unrecht tut, sondern strafen“, sagt der alte Luther ausdrücklich am Eingang sollte ich jemals berufen sein, obrigkeitliche Gewalt zu üben, so möchte ich nicht, daß Johanna mich mit den Augen betrachtet, wie du Haymann.“

In der inneren Politik bemerkt man nur zu oft, daß Bismarck im Grunde Diplomat ist, wie er 1866 auch im Abgeordnetenhaus erklärte¹⁰⁰): „Mir sind die auswärtigen Angelegenheiten an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen. Denn in der auswärtigen Politik gibt es Momente, die nicht wiederkehren.“ Behandelt er nicht seine inneren Gegner wie äußere Feinde? Erweisen sich seine politischen Reden nicht am glänzendsten in Parade und Angriff? „Für vieler braver Deutscher Geschmack hat er dies ja nur zu oft und nachhaltig getan. Auge um Auge, Zahn um Zahn, auch nicht das Geringste hinnehmen, jeden Angriff auf seine Person und seine Sache zurückschlagen bis zur völligen Lahmlegung des Gegners — das waren entschieden seine parlamentarischen Losungen“¹⁰¹). Wir müssen doch sagen, er hat den Grundsatz: „ich schlage wieder, wenn ich geschlagen werde“, mit durch keine evangelischen Skrupel gemilderter Gewalttätigkeit durchgeführt, selbst kleinen Gegnern gegenüber mit wenig großmütiger Geiztheit. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ begegnet dieser nie rastende Haß, das gerechte Urteil trübend; ich erinnere nur an die ungerechten Urteile über die Parteien und die Kaiserin, an die Beurteilung der Frankfurter Professoren, der Roggenbach, Geffken, Lasker, Stöcker. Da fehlt alle objektive Größe, alle Großmut, alle Souveränität.

Aber die Folgen dieser Uebertragung der auswärtigen

Realpolitik in unser inneres Staatsleben sind noch viel bedeutsamer. Nicht erst die „Gedanken und Erinnerungen“ haben uns darüber belehrt, daß es Grundsatz bei Bismarck war, auch so tief ins Leben der Nation, in ihr Herz und Gewissen einschneidende Fragen wie das allgemeine Wahlrecht, den Kulturkampf, die Zivilehe, den Frieden mit Rom, die Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie und der Christlich-Sozialen, die Schulreform statt von prinzipiellen Gesichtspunkten der Volksmoral lediglich vom Standpunkte der augenblicklichen Opportunität zu behandeln. Besonders charakteristisch und zu einer gerechten Beurteilung anleitend ist hierfür Bismarcks Rückblick auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechts¹⁰²⁾: „Ich habe kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Zirkulardepeſche vom 10. Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, klar und stark genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen. Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampf gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampf gegen Koalitionen. In einem Kampf derart, wenn er auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man

greift, und die Werte, die man durch ihre Benützung zerstört, nicht an; der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit, nach außen; die Liquidation und Ausbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht aller zugrunde legt, so gerät man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Fraktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anflang auf der Tatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen. — Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einflusse der Gebildeten.“

Wir akzeptieren gern das Wort von den gottgegebenen Realitäten, die Bismarck, soweit es die Heimlichkeit der Wahl betrifft, ignoriert zu haben zugibt. Aber zu diesen gottgegebenen Realitäten gehören für uns neben dem Un-

verstand auch das religiöse Autoritätsbedürfnis der Massen, das Bismarck im Kulturkampf über der Polengefahr übersah, das Bedürfnis der sittlichen Zustimmung in Fragen der inneren Politik, das Bedürfnis des kleinen Mannes, nicht bloß sein Leben zu fristen, sondern sich selbst und seinen Stand geehrt zu sehen. Es soll wahrlich nicht verkannt werden, daß in gewissen Grenzen unser Bismarck wie Stein¹⁰³⁾ der Bannerträger des sittlichen Staatsgedankens ist; daß ihm auch der Staat „kein Verein zur Hervorbringung und Verarbeitung roher Produkte, keine landwirtschaftliche und Fabrikenverbindung, sondern sein Zweck religiöse, moralische, geistige und körperliche Entwicklung“ war. „Fürst Bismarck stellt dem Staat die Aufgabe der Uebung praktischen Christentums, d. h. der Betätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiete der Nächstenliebe¹⁰⁴⁾. Stein verkündet seinem Zeitalter mit den mahnenden Worten eines Propheten die sozialen Pflichten des Individuums. Bismarck hat die Wucht einer großen Persönlichkeit dafür eingesetzt, die sozialen Pflichten des Staates uns ins Bewußtsein zu graben.“ Es fehlen auch nicht unwillkürliche Zeugnisse Bismarcks für jene ethische Zielsetzung. Ich zitiere hier nur zwei. 1853 schreibt er an Ludwig von Gerlach¹⁰⁵⁾: „Es würde doch gerade wegen der Mißdeutungen, denen der Widerstand dagegen unterliegt, wünschenswert sein, daß bei Verhandlung über die Maischsteuer von der Ritterschaft jeder Verdacht fern bleibt, als sei sie nicht bereit, von diesem, christlicher Sitte ohnedem nicht unter die Arme greifenden Gewerbe jede Last zu tragen, welche der Staatshaushalt vernünftigerweise auf-

erlegen kann.“ Und 1877 während des russisch-türkischen Krieges schreibt er dem Kaiser ¹⁰⁶): „Es ist unmöglich, ohne bewegte Teilnahme das Unglück dieser tapferen und befreundeten Truppen zu lesen und ohne Erbitterung von den schändlichen Greuelthaten der Türken gegen Verwundete und Kranke Kenntnis zu nehmen. Bei solchen Barbareien ist es schwer, die diplomatische Ruhe zu bewahren, und ich denke, daß unter allen christlichen Mächten das Gefühl der Entrüstung allgemein sein muß. — Für die Russen liegt in diesen Erscheinungen ein Zeugnis, daß sie wirklich die Vorkämpfer christlicher Zivilisation gegen heidnische Barbarei in diesem Kriege sind.“

Die Erörterungen über Bismarcks Stellung zu den Kirchen werden weiteren Anlaß geben, die Klage über den in Bismarcks stärkstem Licht begründeten Schatten seiner Machtpolitik, die Uebersteigerung seines Realismus, auszuführen. Es soll hier zum Schluß nur nochmals hervorgehoben werden, daß ein rasches Verdikt aus der Höhe eines an der Politik unbeteiligten Idealismus nicht am Platze ist einem Manne gegenüber, der im übrigen sich als durch und durch ethische Persönlichkeit mit christlicher Basis erwiesen hat. Man müßte selbst wenig in den politischen Kampf sich eingelassen, sondern aus Sorge um eine blendend weiße Weste sich dem Parteileben ferngehalten haben, wenn man nicht die tiefe Berechtigung der Bismarckschen Warnung empfände: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schildert, tut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen.“

4. Der „Mystiker“ Bismarck.

Wir haben bisher mehr die stahlharten, sittlich-männlichen und rauhen Züge dieses heroischen religiösen Charakters ins Auge gefaßt. Aber sie sind überraschend verbunden mit weichen, gefühlswarmen und sogar mystischen Zügen eines phantasie- und stimmungreichen Lebens im verborgenen Gott. So viel bleibt wahr an der gesucht zugespitzten Charakteristik M. Buschs¹⁰⁷): „Der Reichskanzler gilt als ein eiserner Charakter, als ein selbstbewußter und seiner stets sicherer Geist. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Taten und Schöpfungen zurückschauen etwa wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffene Welt. Ich werde das nicht bestreiten. Allein er hat auch weiche Augenblicke, Augenblicke scheinbarer oder wirklicher Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksal, wehmütige oder sagen wir lieber schwermütige Stimmungen, die sich wie Weltschmerz ausdrücken.“ Busch läßt uns dann die Wahl zwischen der Erklärung aus einem mystischen Vorgang in seiner Seele und aus den Folgen körperlicher Prozesse, Ueberreiztheit, Ermüdung, einer Dissonanz seines nervösen Lebens.

Aus dem letzteren Gesichtspunkt müssen sicher eine Menge temperamentvoller Aeußerungen erklärt, darum dürfen sie nicht gepreßt werden. Ein Nervensystem, das so enorme Spannungen und Konflikte der peinlichsten Art — man denke an die Kämpfe mit dem Monarchen und den Einflüssen der Kaiserin auf ihn! — aushalten sollte, mußte zeitweilig den Dienst versagen. Busch hat uns kaum einen Gefallen damit getan, die Spuren solcher Ueberreiz-

heit aufzusammeln. Uebrigens hat nach H. Kohls Behauptung¹⁰⁸⁾ Bismarck stets bestritten, folgende als Beweis vorzüglich verwendete Aeußerung getan zu haben; sie sieht ihm auch sehr unähnlich. Der Fürst soll nämlich eines Sonntags 1877 eine Weile schweigend vor sich hingesehen und dann geklagt haben, daß er von seiner politischen Tätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe; niemand liebe ihn deshalb, er habe niemand damit glücklich, wohl aber viele unglücklich gemacht; ohne ihn hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen usf. Selbst wenn der Fürst derartiges wiederholt ausgesprochen hätte, bedeutet es nicht mehr als momentane Ueberreiztheit der Nerven, wie sie auch in der Mahnung an den Schwager¹⁰⁹⁾ sich ausspricht, er solle nur die Ohren nicht hängen lassen, es sei doch alles Kaff. Man darf solchen Aeußerungen gewiß entgegengesetzte zur Seite stellen. Dem Bruder schreibt Bismarck 1871¹¹⁰⁾: „Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat, und worin ich am eifrigsten auf Sortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind mir alle andere Sorgen leicht und alle Klagen frivol.

In dem Sinne nur erwähne ich, daß meine amtliche Stellung bei allem äußern Glanz dornenvoller ist, als irgend jemand außer mir weiß.“ Dieselbe Grundstimmung spricht er ein Jahr später dem Kaiser aus ¹¹¹⁾: „Ich habe im Rückblicke auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für Seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir nicht so gut bis zu Ende gehen.“

Es soll aber durchaus nicht geleugnet werden, daß „mystische Vorgänge in seiner Seele“ mitspielten. Der eiserne Kanzler hatte in der Tat jenen tiefen Zug zu den verborgenen Tiefen des Lebens, der nie durch äußere Erfolge befriedigt werden kann. Man hat mit Recht gefunden ¹¹²⁾, daß die Natur Bismarck eine wundervolle Gabe in die Wiege gelegt hat, die sie einem Stein versagte, den aus der Tiefe des Gemüts herausgeborenen Humor. Die frohe Bilderkraft seiner stimmungreichen Seele und das wundervolle Vermögen, intime Vorgänge in seiner Seele zu schildern, wir hatten schon öfters Gelegenheit, beide zu bewundern. Man lese nur in den „Gedanken und Erinnerungen“ die Erzählung seines Traumes an den König vom Jahre 1863 ¹¹³⁾: „Mir träumte, und ich erzählte es sofort am andern Morgen meiner Frau und andern Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Ab sitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem

Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunigst Ew. Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.“

Die von Bucher und Busch kolportierten Aeußerungen eines unvernünftigen Aberglaubens ¹¹⁴⁾ scheiden für uns nach Bismarcks eigenen Erklärungen ¹¹⁵⁾ aus; es bleibt dagegen eine von allem mysteriösen Mystizismus freie fromme Mystik, eine religiöse Innerlichkeit und Ueberveltlichkeit, die vielleicht die überraschendste Beigabe dieser genialen Anlage ist. Wie er bezeugt ¹¹⁶⁾, daß er sich in bezug auf Menschen oft und immer wieder von dem uns natürlich eingepflanzten Wahn enttäuschen mußte, der von äußerer Schönheit unbewußt auf ein entsprechendes Innere schließt, so fehlte auch seinem „weltflugen und weltliebenden Sinn“ nicht „jenes je ne sais quoi, jener duftige Hauch aus den unergründeten, innersten Tiefen des Gemüts, der weder Poesie noch Liebe noch Religion ist, der aber alle drei kräftigt, hebt und empfänglicher für sie macht da, wo er weht“. Wer könnte die mystischen Gemütstiefen wundervoller definieren? Nun könnte man sagen, daß in dieser Zeit die Romantik der Brautschast und die Einwirkung der gefühlvollen Braut stark mitspielten. Alles wies ihn damals „höher hinauf“ und auch seine Liebe fand er ¹¹⁷⁾ in ihrer Stärke gefahrvoll, „aber schön, so lange man die Hoffnung auf Wiedersehen nicht aufgibt“. Des öfteren lag auf seinem Innern eine Wolke ¹¹⁸⁾, „jener rätselhafte Trübsinn, der oft sans rime et sans raison in uns aufsteigt und den irgend

ein hübsches Gedicht, vielleicht von Lenau, darstellt als die unbewußte Reue über Sünden aus einem Leben vor diesem". In solchem Trübsinn stellt er Erwägungen an über irdisches und inneres, ewiges Wohlsein und Wohltun, die einen starken jenseitigen Ton anschlagen¹¹⁹): „Ueber die Unergiebigkeit amtlicher Wirksamkeit, um Glück zu verbreiten und Elend zu mildern. . . Nur der eigenen Seele kann das irdische Glück unverloren und folgenreich sein, indem sie ihre Heiligung erstrebt oder verliert. Ob man andern zu irdischem Wohlsein verhilft, ist im Vergleich dieses Daseins mit der Ewigkeit am Ende gleichgültig; nach Jahren ist das Staub und Moder, die Jahrtausende rollen fort, und für alle, die jetzt tot sind, kommt nichts darauf an, ob ihr hiesiges Leben Leid oder Freude war. Andern aber in höherem Sinne zu helfen, ist nicht möglich; da muß die Hilfe von innen kommen.“

Es ist interessant, das Ringen dieser pessimistisch-transzendenten mit der welt- und kulturfreudigen Stimmung des Staatsmannes zu beobachten. Aus dem Jahr 1850 haben wir zwei charakteristische Zeugnisse dafür¹²⁰): „Ich sollte nicht an dich gedacht haben am 11.? Es war hier wundervolles Wetter, und ich hatte eine 3 Stunden lange Waldpromenade gemacht, mit Gott und meinen Gedanken an dich und alles Gute, was er uns geschenkt hat, allein. Dann habe ich mit Hans (Kleist-Rehrow) Champagner auf dein Wohl getrunken.“ Dann im Zweifel, ob er mit dem König auf Jagd gehen oder zu ihr reisen soll: „Ich zählte eben an den Knöpfen, und wußte nicht recht, ob ich bei solcher Kinderei an Gott denken sollte oder nicht; aber im

Grunde bringt mich der Gedanke an Ihn doch zum Schluß, durch den einfachen Grund, daß ich die Einladung nicht ablehnen kann, ohne eine Unwahrheit zu sagen.“ Dieselbe Mischung der Elemente verrät der Petersburger Brief aus dem Jahre 1859 ¹²¹), in dem es heißt: „Heute begruben wir oder leichenfeierten wir mit Kaiser und Parade 1 alten Fürsten Hohenlohe. In der schwarzbehangenen Kirche, als sie leer war, blieb ich mit Gortschakow (dem Kanzler) auf dem Katafalk und der Totenkopfsdecke von Sammet sitzen, und politisierten, d. h. arbeitend, nicht schwäzchend. Der Prediger hatte über den Vergänglichkeitspsalm (Gras, Wind, verdorrt) geredet, und wir planten und plotteten, als stürbe man nie. Er rasselt wieder.“

Wie nahe ihm der Gedanke an die Ewigkeit lag, zeigt folgender kleine Zug ¹²²): „Ueber meinem Bette in Groningen hing ein Bild der Himmelfahrt mit der Unterschrift: Verreiẗniß van den Heyland. Möchten wir alle einmal in der Art verreisen!“ Von solchen Eindrücken aus möchte man geneigt sein, in den folgenden Aeußerungen aus Petersburg mehr zu erblicken als die Nachwirkung der Verstimmung über seinen hoffnungslosen Posten in Petersburg und über das allmähliche Hineingleiten der preußischen Politik in das österreichische Kielwasser ¹²³): „Man wird Gott, den Seinigen und sich selbst fremd und hat keinen Ton mehr, der einem selbst gefallen könnte auf der verstimmtten Seelen-Klaviatur. Diesem Leben fehlt, was ich das sonntägliche Element nennen möchte, nicht Frankfurter, sondern Kolziglower Sonntag; ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag

in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf dem Amboß menschlichen Unverständes hämmern. Man sagt sich wohl, die Welt geht doch Gottes Wege, und nach 30 Jahren ist es uns gleichgültig, vielleicht nach einem schon, ob es so oder so kam; aber man verliert den Atem, wenn man mithämmert, solange man sich nicht, wie mancher unserer Freunde, einen anständig aussehenden Hammer von Pappe und ein mäßiges Offenbacher Herzchen von gepreßtem Leder anschafft."

Und dann der grandiose Brief vom 2. Juli 1859: „Es ist recht merkwürdig, daß in solchen Krisen immer katholische Minister unsere Geschicke lenken, damals Radowiz, jetzt Hohenzollern, der gegenwärtig den Haupteinfluß hat und für den Krieg ist. Ich sehe sehr trübe in die Zukunft . . . Aber Gott, der Preußen und die Welt halten und zerschlagen kann, weiß, warum es so sein muß, und wir wollen uns nicht verbittern gegen das Land, in dem wir geboren sind, und gegen die Obrigkeit, um deren Erleuchtung wir beten. Nach 30 Jahren, vielleicht viel früher, wird es uns eine geringe Sorge sein, wie es um Oesterreich und Preußen steht, wenn nur Gottes Erbarmen und Christi Verdienst unsern Seelen bleibt. Ich schlug mir gestern Abend beliebig die Schrift auf, um die Politik aus dem sorgenvollen Herzen los zu werden, und stieß mit dem Auge zunächst auf den 5. Vers des 110. Psalms („Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmettern die Könige am Tage seines Zorns“). Wie Gott will, es ist ja alles das nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer

bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt. . . . Leb wohl, mein süßes Herz, und lerne des Lebens Unverstand mit Wehmut genießen; es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Sieber oder die Kartätsche diese Maste von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind wie etwa Schreck und Rechberg, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehn, proper skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.“

Welche Mischung von galligem Humor, tiefer Verzweiflung, verletztem Ehrgeiz und — starkem Glauben an die überragende Bedeutung der inneren, jenseitigen Welt! Man soll aber den letzteren nicht zur bloßen Dekoration des titanischen Trozes herabssetzen. Die Jenseitsstimmung begegnet zu oft und zu gewaltig. So in einem Briefe vom 4. September 1863 ¹²⁴): „Möge Gottes Beistand mit dir sein und mit uns allen, so lange wir an diesem elenden Leben haften, besonders aber darüber hinaus!“ Seine Erhabenheit über das gewöhnliche Hängen an diesem irdischen Leben war durchgängig, wenn er auch gern sein Leben länger dehnte, um das Steuer in der Hand zu behalten.

Keudell berichtet uns davon zwei bezeichnende Erlebnisse ¹²⁵). Nach Blinds Attentat habe B., ehe man sich zu Tische setzte, seine Gemahlin auf die Stirn geküßt und gesagt: „Erschrick nicht, mein Herz, es hat jemand auf mich geschossen, ich bin aber durch Gottes Gnade unverlezt geblieben.“ Alle Anwesenden seien in feierlicher Stimmung gewesen, als hätten sie Uebernatürliches erlebt. Bismarck aber habe den Fall in einer Ruhe zergliedert, als handle es sich um ein gleichgültiges Vorkommnis. Die Folge des Attentats sei dann eine gehobene Stimmung Bismarcks gewesen. Mehrmals hatte Keudell den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes „ausgewähltes Rüstzeug“ fühle, um seinem Vaterlande Segen zu bringen. Ausgesprochen habe er das aber nicht. (Vgl. hiezu S. 109.) — Weiter berichtet dieser selbe zuverlässige Zeuge nach einer Erzählung Johannas am 14. Juni 1866, daß Bismarck, der das Ergebnis der Abstimmung (in Frankfurt über die Bundesexekution gegen Preußen) mit Sicherheit voraussah, Momente schwerer Zweifel über den Ausgang des von ihm ersehnten Entscheidungskampfes gehabt habe. Da habe er die Bibel aufgeschlagen, und sein erster Blick sei auf die Worte des 9. Psalms (Vers 3—5) gefallen: „Ich freue mich und bin fröhlich in dir, und lobe deinen Namen, du Allerhöchster, daß du meine Feinde hinter dich getrieben hast; sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führest mein Recht und meine Sache aus; du sitzt auf dem Stuhl, ein rechter Richter.“ Dadurch habe er sich getröstet gefühlt und mit neuer Hoffnung erfüllt.

In der That war ihm, wenigstens in der Zeit seiner Vollkraft, die verborgene, jenseitige Gotteswelt und die

jenseitige Ewigkeit näher, als seine andauernde Arbeit an der Sichtbarkeit und dem Fortschritt dieser Welt erwarten läßt. Es handelt sich hier ja wesentlich um eine Unterströmung seiner sensiblen Natur, die ihm bei aller Freude am bauenden Schaffen und an der Selbstdurchsetzung in Stunden der Einsicht immer wieder zu Bewußtsein und den Nächsten gegenüber zu erstaunlich stark betontem Ausdruck kam.

Wie wir schon an anderem Ort ¹²⁶⁾ erklärt haben, äußert sich dieselbe Enttäuschung über den Wert dieses Lebens natürlich sehr verschieden, je nach den Adressaten der Briefe. Seinem Bruder gegenüber bricht die Lebensmüdigkeit ohne deutliche Beziehung auf eine bessere Ewigkeit hervor ¹²⁷⁾: „Wie schnell ist man mit dem Leben fertig, nachdem man immer gedacht hat, nun wird es bald kommen, und für die Zukunft sorgt und müht bis ans Ende. Seit der Krankheit kann ich das Gefühl nicht los werden, daß es bald am Ende ist, und bin dadurch ruhiger und gleichmütiger in allen Dingen geworden.“ Wie bloße Resignation und Galgenhumor flingt doch auch das Wort an den Bruder ¹²⁸⁾, womit er den Gedanken, sich nach Schönhausen zurückzuziehen, motiviert: „Da ist wenigstens die Möglichkeit denkbar, daß ich nie wieder zu reisen und umzuziehen brauche bis an mein, so Gott will, seliges Ende, und der Trost, daß ich nach dem nicht weit zum Kirchhof habe.“ Seiner Schwester gegenüber hörten wir ¹²⁹⁾ bereits diese Stimmung des Unbehagens und der mangelnden Befriedigung sich als rastlos über alle Erfolge der Zeit hinweg-eilendes Vorwärtstreben geben.

Aber in den Briefen an seine Frau erhebt er sich über den bloßen enttäuschten grandiosen Ehrgeiz und ordnet sein Berufsleben mit seinen Nachenschlägen klar ein in die Perspektive der Ewigkeit. Dafür sprechen aber auch Äußerungen an Fernerstehende. So ein Selbstbekenntnis, das uns v. Poschinger aufbewahrt hat¹³⁰⁾: „Die Nützlichkeit des Gebets liegt in der Unterwerfung unter eine stärkere Macht. Ich bin mir jener stärkeren Macht bewußt, die weder willkürlich noch launenhaft ist, und habe keinerlei Zweifel über ein zukünftiges Leben; denn das gegenwärtige ist zu traurig und unvollkommen, als daß es unserem höchsten Selbst entsprechen könnte. Es ist offenbar nur ein Kampf, der vergeblich sein würde, wenn er hier endete; ich glaube an eine letzte Dervollkommnung.“ In den schon besprochenen Auseinandersetzungen mit Gerlach findet sich die bedeutsame Aufdeckung seiner tiefsten Gedanken über den Wert des Lebens¹³¹⁾: „Ich müßte die Dauer und den Wert dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor 6 Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen „von oben“ ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach 30 Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere „ungläubige Jesuiten“ über die Altsächsische Mark Salzwedel mit Römisch-Slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte.“ Aus

diesem Zusammenhang erklärt sich am besten eine Aeußerung wie die folgende ¹³²⁾: „Fürchten Sie nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußeren Haut bis zum Herzen.“ Ganz besonders groß spricht sich dieser Transzendentalismus seines inneren Lebens aus in einem Briefe aus dem Jahre 1860 ¹³³⁾: „Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter als gegen Feinde. Mir ist's recht; man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht.“

Nur aus dieser Stärke seines verborgenen, inneren Lebens erklären sich Beobachtungen über Glaubensgegenstände, wie wir sie schon da und dort gefunden haben. Ich will nur zwei Stellen anführen. Wir erinnern uns gewiß des Ausdrucks ¹³⁴⁾: die Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, unflarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube. In die „Gedanken und Erinnerungen“ hat Bismarck selbst mit richtiger Einschätzung ihres Wertes die Stelle eines Briefes an Gerlach ¹³⁵⁾ aufgenommen: „Viele der berührten Zustände sind eingeeignet, und wir haben uns an sie gewöhnt; es geht uns damit, wie mit allen den Wundern, welche uns täglich 24 Stunden lang umgeben, deshalb aufhören, uns wunderbar zu erscheinen, und niemand abhalten, den Begriff des „Wun-

ders" auf Erscheinungen einzuschränken, welche durchaus nicht wunderbarer sind als die eigene Geburt und das tägliche Leben des Menschen." Derartige Betrachtungen stammen zweifellos aus der Tiefe eines in Gott verborgenen Innenlebens.

5. Das stille Glück im christlichen Hausstand.

Solches besinnliche Innenleben fand seine stetige und von Bismarck erstaunlich innig begehrte Nahrung in einer Reinheit und Tiefe des ehelichen und Familienglücks, wie sie unser alter Kaiser in den schönen Worten anerkannt hat¹³⁶): „Daß Ihnen beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. Unsere und meine Dankgebete gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgebete nach oben senden, daß Gott Sie begnadigte, so Hohes zu leisten. Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, und das erhält Sie Ihrem schweren Beruf." Die Antwort des Kanzlers darf hier nicht fehlen¹³⁷): „Mit Recht heben Ew. Majestät unter den Segnungen, die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor; aber zum Glück gehört in meinem Hause, für meine Frau sowohl wie für mich, das

Bewußtsein der Zufriedenheit Ew. Majestät, und die so überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das Allerhöchste Schreiben enthält, sind für franke Nerven wohltuender als alle ärztliche Hilfe.“

Ein Zeugnis für die Rolle, die sein Haus für sein Glück spielte, lesen wir in einem Brief an die Schwester¹³⁸): „Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr miteinander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind erhält, so sage ich: vogue la galère, in welchem Fahrwasser es auch sein mag.“ Die Schätzung der Frau tritt hervor in einem Brief an Gerlach aus Stolpmünde¹³⁹): „Merkwürdig, daß die Frauen unverkennbar den Männern nach allen Seiten hin geistig überlegen sind! Vielleicht ist das aber nicht bloß in Pommern so; bei den Rheinischen Bankiers und Fabrikanten machen die Frauen durchschnittlich auch den Eindruck, als ob sie einer höheren Klasse der Gesellschaft angehörten wie ihre Männer. Bei Angehörigen der früheren Generation fällt das weniger ins Auge; es muß seine Ursache in der heutigen Erziehung und lebenslänglichen Lebensrichtung der Männer haben.“

Es ist auffallend, wie teilnehmend der große Staatsmann allen Ereignissen im Familienkreis gegenübersteht, wie die Beziehung zu Gott ihnen gegenüber am öftesten zu Worte kommt. Die Innigkeit seiner Fürbitte steigert sich von seiner Verlobung an ständig. Seine Geschwister sind in allen entscheidenden Lebensgängen begleitet von

seinen wahrlich nicht formellen Segenswünschen ¹⁴⁰); ich zitiere nur zwei derselben ¹⁴¹): „Gott der Herr wolle Seinen Segen zu der Operation deines armen Jungen geben, daß der kleine Kerl für die Schmerzen, die er so früh aushalten muß, auch volle Heilung gewinnt und fest und gradbeinig durch die Welt gehen kann.“ Und 10 Jahre später: „Gottes reichen Segen an Seele und Leib, an Kind und Weib, in Haus und Feld und sehr viel Geld, um den unwillkürlichen Reim vollständig zu machen. Diese Geburtstage sind Meilensteine, deren überraschend schnelles Wiedererscheinen in unseren Jahren mehr einen nachdenklichen als einen freudigen Eindruck macht; und doch wollen wir dankbar sein, daß Gott uns den Weg soweit wiederum glücklich zurücklegen ließ.“

Eine Blütenlese von Zeugnissen für das, man darf wohl sagen, heilige Glück Bismarcks als Hausvater aus den Briefen an seine Gattin ist wohl besonders geeignet, die stille Tiefe des sturmbewegten Heldenlebens zu ermessen ¹⁴²). Hier fehlt denn auch alles Problematische, was uns sonst wohl zu schaffen macht.

„Dieser Rückblick ließ mich . . . Gott recht innig danken dafür, daß ich wieder etwas habe, wovon mir der Abschied schwer wird, und ich bat ihn, daß er unsere Ehe auch ferner mit treuer Liebe segnen möge.“

„Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben,

so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch. Danke auch du ihm, mein Engel; gedenke des vielen Guten, was er an uns getan, des vielen Uebels, vor dem er uns bewahrt, und halte das mit festem Vertrauen auf Seine starke Hand den bösen Geistern entgegen, wenn sie deine franke Phantasie mit allerhand Gebilden der Angst zu schrecken suchen."

(Die glückliche Lösung der Ammenschwierigkeit) „nahm mir einen rechten Stein vom Herzen; ich danke Gott für Seine Gnade, und hätte mich dann aus reiner Heiterkeit beinahe berauscht. Möge Sein Schutz auch ferner über dir und dem kleinen Liebling walten."

„Ich bitte Gott so sehr darum, daß er seine Hand schützend über dem roten Häuschen halte; aber ihr habt mich mit eurer Aengstlichkeit verdorben, und ich muß all mein bißchen Vertrauen zusammennehmen, damit ich nichts Schlimmes sehe."

(In großer Besorgnis vor bösen Nachrichten) „Ich muß früher ein ganz anderer Mensch gewesen sein, daß ich es immer ausgehalten habe."

„Wenn Gott das furchtbare Elend über mich verhängte, daß ich euch verlieren sollte, so fühle ich, insoweit meine Gefühle überhaupt eine solche Wüste von Trostlosigkeit in diesem Augenblick fassen und erkennen können, daß ich mich dann so an die Eltern klammern würde . . . Doch fort mit erträumtem Elend, die Wirklichkeit hat dessen genug. Laß uns jetzt recht innig dem Herrn danken, daß wir alle beisammen sind."

„Wenn Gott nur dich und die Kinder gesund erhält, darum bete ich mit unziemlicher Leidenschaft, dann wird er uns ja auch bald ein fröhliches Wiedersehen schenken.“

„Ich denke an dich, wenn ich . . . Abends, wenn es 2 schlägt, für dich und die lieben Bälger leider mit mehr Ernst bete als für das Heil meiner Seele. Ich kann nie einschlafen . . .“

„Gestern glaubte ich im Gebet die Gewißheit zu haben, daß es gut mit dir und Mariechen gehe; in der Nacht und heute ängstige ich mich wieder über die Maßen . . . Gebe der Herr, daß alle meine trüben Phantasien leer und bodenlos sind.“

„Gott sei Preis und Dank, daß er unser aller Gebet erhört; möge Er auch ferner unsere Sünden nicht ansehen, sondern barmherzig mit uns handeln.“ „Nochmals danken wir dem treuen und gnadenvollen Herrn auf unsern Knien, daß Er uns unser Liebchen gelassen hat, und trauen ferner auf Seinen treuen Schutz.“

„. . . ich werde bis zum Sieber von Besorgnis und Gereiztheit hin- und hergetrieben in meinem Sinn, und bitte Gott um seiner Barmherzigkeit willen, daß alle Gedanken, die ich mir über den Grund deines Schweigens mache, leere Hirngespinnste seien.“

Alles zusammenfassend, schreibt er im April 1858 an den Schwiegervater, im Oktober 1858 an die Schwiegermutter: „Bei diesem Anlaß danke ich Gott besonders für den reichen Segen, den er auf unsrer Häuslichkeit ruhen läßt. Wenn ich über die Sachen der Außenwelt verbittre, so schäme ich mich jedesmal meiner Undankbarkeit, sobald

ich an Gottes Gnade denke, die sich in so reichlicher Fülle an unserem Familienleben bewährt, und sage mir, daß ich über nichts klagen will, so lange mir der Herr so viel Frieden, Freude und Treue in dem kleinen Staat von sieben Seelen bescheert, zu dem wir zusammengewachsen sind. Es wird mir dann sogar lieb, daß mir Verdruß von außen kommt; denn Sorge und Kummer kann doch im irdischen Leben nicht fehlen, und es ist besser auf der Straße zu frieren als im eigenen Hause.“ „Das Leben wäre um vieles angenehmer, wenn die Vergnügungen nicht wären . . . Ich will aber nicht darüber klagen, obschon ich geschäfts- und menschenmüde bin, sondern ich will Gott danken für alle Barmherzigkeit, die Er an uns bewährt hat, und Ihn hoffnungsvoll bitten, daß Er uns 3 Generationen auch ferner mit Seinem Segen nahe bleibt . . . Alles findet sich schließlich doch wieder in die notwendigen Geleise und nichts wird so schlimm oder so gut in der Welt, als es vorher aussieht.“

Der treue Hausgenosse Keudell hat uns denn auch Aeußerungen der Gattin aufbewahrt, die mit den vorstehenden zu voller Harmonie zusammenfliegen¹⁴³): „Die strahlenden Weihnachtsgesichtchen meiner 3 Herzenskleinden, die mein Herz mit ewigem Lobgesang gegen Gott füllen.“

„Die kleinen Wolken, die sich mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen, wenn ich all' die Freude, all' den Segen, all' die Liebe darüber lege, mit der der Herr uns so überreich erquidht — wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren.“

„Die Sorge um Bismarck seufzt ununterbrochen in den flüchtigsten Molllauten durch mein Herz.“

Wie gönnen wir solche treue, warme, völlig einige Liebe dem Vielangefindeten! Aus der Sturmzeit 1866 berichtet uns Keudell, daß die Gräfin im Wohnzimmer mit wenigen befreundeten Personen die Nacht hindurch auszuharren pflegte, bis ihr Mann zu ruhen für gut fand. Kein Wunder, daß sie die Wunden, die ihm der große Kampf seines Lebens je mehr und mehr schlug, so tief empfand, daß sie seine Bitterkeit und Entrüstung noch steigerte. Gewiß hat sie ihn dadurch eher zum inneren Gleichgewicht zurückgebracht, als wenn sie ihm Gelassenheit und Ergebung gepredigt hätte.

6. Die Frömmigkeit im Dulden.

Ergebung in Gottes Willen ist ein Grundzug der Bismarckschen Frömmigkeit. Freilich diesen Willen in der Menschen Unverstand wie in den reinen Schicksalsschlägen zu erkennen, sich darein zu finden mit der Ueberzeugung, daß Gott ihn dadurch nur nach innen ziehen wolle¹⁴⁴), das ist dem leidenschaftlich seine Ziele verfolgenden Staatsmann nur selten gelungen, und gegen Ende seines Lebens, nach der verbitternden Entlassung, wie mir scheint, immer weniger. Er selbst hat uns die Vergeblichkeit seines Bemühens ja bekannt¹⁴⁵). Danach gestrebt hat er, wie der herrliche Brief an seinen Kaiser von 1874 bekundet¹⁴⁶): „Möchte es mir auch gelingen, persönliche Beleidigungen wie die vom 13. mit dem Gleichmut hinzunehmen, den Ew. Majestät in ähnlichen Fällen bewährten;

denn der Zorn und der Haß sind schlechte Ratgeber in der Politik, und ich bitte Gott um Demut und Versöhnlichkeit. Ich hoffe, Zeit und Kur werden auch der Verbitterung abhelfen, die in öffentlichen Dingen nicht mitreden soll.“ In Frankfurt, da er noch nicht überall vor den Riß treten und in sich das System angegriffen sehen mußte, gelang es ihm noch öfters, die Klarheit zu erringen, wodurch man auch Menschenrath und That als Glied in der Kette göttlicher Führungen hinnimmt. So schreibt er voll Humor an den Bruder a. 55 ¹⁴⁷): „All das Leiden ist aber nicht so ernsthaft, daß man dabei nicht Gott für seine Gnade danken könnte; nur die gute Laune vergeht einem, wenn ich sie mir nicht durch das bischen Zanf mit Protesch auffrische.“

Was aber Gottes direkte Schickungen angeht, so verläßt den Vielgeprüften nie sein lebendiges Gottvertrauen.

Wir haben früher von seinem Kampf gegen die Verdrießlichkeit und Wehleidigkeit bei seiner Braut gehört. Das war für ihn eine Schule der Geduld. So schreibt er der jung Verlobten ¹⁴⁸): „Ich kämpfe grundsätzlich in mir gegen jede düstere Ansicht der Zukunft, wenn ich ihrer auch nicht immer Herr werde; ich bemühe mich zu hoffen, unter allen Umständen das Beste, immer natürlich mit obigen Worten des Vater=Unsers (*fatta sia la tua volontà*) als Grundgedanken. Das Leiden macht sich bei seinem Eintritt zeitig genug fühlbar; ich will es nicht durch Furcht noch vorwegnehmen.“

Schöner und wahrer kann kein Prediger über Ergebung und Geduld reden als der junge Bräutigam ¹⁴⁹): „Dir fehlt Unglück, mein Engel, oder weil es der Herr dir nicht schickt, so machst du dir welches. Jede menschliche

Natur will ihre bestimmte Konjunktio von Kummer und Sorge haben, je nach der Konstitution, und bleiben die reellen aus, so muß die Phantasie welche schaffen; kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemein unverstandener Weinerlichkeit . . . M. zieht dich herab in sein Tränenmeer. In diesem nicht zu stillenden Schmerz . . . liegt ein ganz entschiedener Mangel an Glaube und Ergebung, ihr mögt euch das wegzudisputieren suchen, wie ihr wollt, ein Zweifel am Wiedersehen, am ewigen Leben, ein Zweifel an Gottes Liebe. . . Würde dein Schmerz ein ähnlicher sein, wenn Maria auf „unbestimmte Zeit“ verreißt wäre? wenn er ein anderer ist, so glaubst du nicht, was du bekennst; du hoffest und wünschest es nur; und wenn du sie obendrein auf jener Reise glücklich und zufrieden wüßtest? Seid ihr nicht sonst auch fast immer getrennt gewesen, ohne zu wissen, wann ihr euch wiedersehen würdet und ob, auf dieser Welt nämlich? Mit dem Glauben, wie ich ihn verstehe, und wie ich Gott darum bitte, ist mir die Trostlosigkeit ganz unfaßlich. Wenn ich an M. schreibe, habe ich Lust, ihn an beiden Schultern zu greifen und recht herzlich zu schütteln.“

Die Mahnung zum stillen Dulden des Geschickten zieht sich durch die ganzen Brautbriefe hindurch. Ich gebe nur einige charakteristische Proben ¹⁵⁰):

„Lerne dich dankbar freuen auch über die Freude, die du gehabt hast, und schreie nicht wie kleine Kinder „mehr!“, wenn sie gerade aufhört.“

„Sei nun stark und danke Gott für alles, was uns geworden ist, ohne über das zu klagen und zu trauern, was

du anders wünschen möchtest. Wir werden noch oft lernen müssen, den Becher abzusetzen, wenn er uns am besten schmeckt, uns dabei über das zu freuen, was wir getrunken haben, und guten Mutes auf das zu verzichten, was wir drin lassen müssen."

"Ich bin nun zwar nicht von jener selbstpeinigenden Art, die sich mühsam und künstlich die Hoffnung zerstört und die Furcht aufbaut, und ich glaube nicht, daß es Gottes Wille ist, uns zu trennen."

"Dessen kannst du gewiß sein, daß ich dir seit lange beten helfe, daß dich der Herr erlöse von aller unnützen Schwermut und dir ein fröhliches, Gott ergebenes Herz verleihe und mir auch, und ich habe das feste Vertrauen, daß er uns erhören werde und uns beide die Wege leiten, die zu ihm führen, wenn der deine auch manchmal links um den Berg und der meine rechts geht; dahinter kommen sie doch zusammen."

"Wenn ich, wie du sagst, von einem „unausstehlichen, schwermütigen, nervenranken Geschöpf“ gequält werden soll, so ist es am Ende gleichgültig, ob mir diese Qual von meiner Braut oder . . . von meiner Frau angetan wird. Ich werde das Unglück in beiden Fällen mit philosophischer Standhaftigkeit zu tragen suchen; denn so schlimm wird es hoffentlich nicht werden, daß ich tiefer graben und christlichen Trost dagegen begehren müßte." — Man beachte die Wahrhaftigkeit in dieser Einschränkung des christlichen Trostes auf ernste Fälle!

"Ein solcher Trübsinn . . . ist fast mehr als Ergebung in Gottes Willen; in diesem kann es meiner Ansicht nach

nicht liegen, daß du dich so von der Hoffnung, ich möchte sagen, von dem Wunsch lösest, besser zu werden, leiblich, und hier auf Erden Gottes Segen zu erleben, so lange es nach seiner Sügung sein kann. Du meinst es auch wohl nicht so ernst, wenn du in a fit of melancholy sagst, dich interessiere eigentlich gar nichts, und du grämeest und freuest dich nicht. Das schmeckt mehr nach Byron als nach Christentum.“

Auch in seiner jungen Ehe übte sich der von Temperament Ungeduldige vielfach in Ergebung. Nur wenige Beispiele ¹⁵¹): „Jetzt sind sie beim Wählen; ich habe die Sache Gott ganz ergeben und erwarte den Ausgang ebenso ruhig.“

„Gott wird es ja ausführen, wie es unseren Seelen frommt und in Seine Wege paßt; in diesem Sinne wollen wir abwarten, was wird; ich habe kein eigenmächtiges Begehren ausgesprochen und dränge mich zu nichts.“

„Wie dem Reisenden der ruhige und warme Platz am Feuer, so schwebt mir ein unabhängiges Familienleben auf dem Lande durch alle politischen guten und schlechten Wetter hindurch als angenehmes Ziel vor, welches ich, so lange ich mich rüstig fühle, nicht eigenmächtig herbeiziehe, aber doch gern kommen sehen werde, sobald es Gottes Wille ist; der Strom der Zeit läuft seinen Weg doch, wie er soll, und wenn ich meine Hand hinein stecke, so tue ich das, weil ich es für meine Pflicht halte, aber nicht, weil ich seine Richtung damit zu ändern meine.“

„Ich bin zu allem bereit, was Gott schickt, und klage nur, daß ich von Euch getrennt bin, ohne den Termin des Wiedersehens berechnen zu können.“

In dieser Gehaltenheit tröstet er sich und andere. Da lesen wir wohl einmal¹⁵²⁾ „Stoßseufzer über alle Krankheit, mit der Gott uns heimsucht. Wir haben beinahe keinen Tag in diesem Winter gehabt, wo alles im Hause gesund gewesen wäre“. Aber das ficht ihn so wenig an, als er je den Tod gefürchtet hat. „Mir ahnt mitunter“, schreibt er an Gerlach¹⁵³⁾, „daß der Tag für das preußische Ilion nah sein mag, wo unser Einem nicht viel anderes übrig bleibt, als das Landwehr-Collet anzuziehen und zu sehen, ob Einem Gott den Tod eines Edelmannes beschieden hat. Sein Wille geschehe!“ Einen etwas anderen, aber mit dem eben vernommenen gar nicht unvereinbaren Ton hören wir gelegentlich seiner schweren Erkrankung 1860. Er berichtet darüber in den „Gedanken und Erinnerungen“¹⁵⁴⁾: „Mein erstes Bedürfnis nach meiner ärztlichen Verurteilung war die Niederschrift meiner letztwilligen Verfügung, durch welche jede gerichtliche Einmischung in die eingesetzte Vormundschaft ausgeschlossen wurde. Hierüber beruhigt, sah ich meinem Ende mit der Bereitwilligkeit entgegen, die unerträgliche Schmerzen gewähren.“ Sonnenhell und klar lautet drei Jahre später der Zuspruch an seine Frau¹⁵⁵⁾: „Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen . . . Die Bedrohungen des Lebens Sr. Majestät sind viel besorglicher als die gegen mich gerichteten, aber auch dies steht ja nur in Gottes Hand. Laß dir die letzten schönen Tage nicht durch Sorgen verkümmern.“ Nach dem Attentat im Jahre 1866 schrieb Bismarck an den Kardinal Ledochowsty¹⁵⁶⁾: „La protection divine, en sauvant ma vie, en même temps m'in-

spire la confiance, que ce ne sera pas pour porter malheur à mon pays, que Dieu aura voulu me protéger contre un péril aussi grave, mais qu'ayant conservé mes jours, Il daignera me donner la force et les lumières pour suffire à une tâche au dessus de celles que je possède.“

Zu den anziehendsten Briefen Bismarcks, worin seine ganze christlich verklärte Humanität hervortritt, gehören die an seinen Sohn Herbert. Aus dem Jahre 58 haben wir einen reizend eingehenden, herzigen Kinderbrief, worin es heißt ¹⁵⁷): „Mama schreibt mir aber auch, daß du geduldig und freundlich bist, und ohne Unart trägst, was dir Gott schickt und was Menschen mit aller ihrer Liebe für dich nicht ändern können. Darüber habe ich mich sehr gefreut, und wenn du Gott recht bittest, daß er dir hilft, dich immer vorsichtig und ruhig halten willst, dann wird es wohl bald besser werden.“ Aus dem Kriegsjahr 70/71 finden wir drei Briefchen an Herbert ¹⁵⁸): „Gott gebe dir lange Jahre daran zurückzudenken mit Dank für die Gnade, die Euch beide in diesem Blutbade bewahrt hat.“ „Du hast an Körperleiden ein schweres Jahr; aber dennoch preise ich dankbar Gottes Schutz, daß Er dich so, wie es ist, den Ritt des Regiments vom 16. August hat überleben lassen; denn es ist nicht vielen gegeben zu erzählen, daß sie dabei gewesen sind.“ „Herzliche Wünsche zu deinem Geburtstage kann ich leider nur dem Papiere anvertrauen und in der Ferne Gott danken, daß Er dich in diesem Jahre in allen Gefahren gnädig beschützt und uns erhalten hat. Es wäre ein schwerer Trauertag für uns an Stelle deines Geburtstages getreten, wenn so manches nur um ein Handbreit anders kam, in

Bonn, auf dem Schlachtfeld und in Nauheim; danke Gott mit mir für seine Gnade und für die Freude, mit der ich deiner gedenke . . . Hier werden wir, wie ich hoffe, deinen Geburtstag mit den ersten Leistungen der Artillerie feiern. Gottes Wille ist es nicht gewesen, daß es nach meinem ging."

Zu dem Schönsten, was Bismarck geschrieben, gehören seine Trostbriefe, die es auch verständlich erscheinen lassen, daß ein Christ, der so selbst in der Schrift zu schöpfen verstanden hat, der Einführung in die Schrift durch andere, auch durch die Prediger weniger bedürftig war. Da schaut man bis auf den tiefsten Grund dieses starken Menschenlebens: es ward gelebt in der Perspektive auf die Ewigkeit.

Nach dem Tode der ältesten Tochter schreibt Bismarck an seinen Bruder ¹⁵⁹): „Mit der innigsten Teilnahme habe ich erfahren, welches Unglück dich betroffen hat, und wie traurig du mit deiner Malle das Fest verbracht hast. Erst seit ich selbst Kinder habe, vermag ich zu ermessen, was es heißt, ein Kind zu verlieren und besonders eins, welches die gewöhnlich schlimmsten Jahre überstanden und in dem Alter ist, wo es uns schon nicht mehr bloß als unser Fleisch und Blut, sondern auch als eigene Persönlichkeit lieb geworden ist. Wenn ich bedenke, wie du nun schon zu wiederholten Malen durch den Eintritt des Todes in den engsten Kreis deiner Lieben heimgesucht worden bist, und wie es in Gottes Ratschluß liegt, daß wir jeder sein Kreuz tragen sollen, so erfüllt es mich einigermaßen mit Bangigkeit; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß mir trübe Erfahrungen der Art auch für die Zukunft erspart bleiben sollten. Ich kann meine kleine Gesellschaft gar nicht ansehen, ohne

mir zu vergegenwärtigen, wie trüb für dich und besonders für die arme Malwine die Bescheerungszeit und das Fest gewesen ist, und wie sich auch künftig eine wehmütige Erinnerung für Euch an Weihnachten knüpfen wird. Für die raschverfliegende Zeit, die wir alle in dieser Welt zuzubringen haben, besitze ich kein anderes Trostmittel für dich als den Ausdruck der wärmsten, brüderlichen Teilnahme, die deinen Schmerz lebendig mitempfindet, und das Gebet, daß Gottes Heimsuchung dich nicht so wieder treffen wolle und du an deinen andern Kindern um so sicherer Freude und Gedeihen erleben mögest."

An Frau von Thadden schreibt er ¹⁶⁰⁾ ähnlich: „Meine Klage klingt egoistisch neben dem Schmerz, der Ihre Seele trifft und für den nur Gott der Herr Linderung hat; ich kann nichts als Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen leide und trauere, und Gott bitten, daß seine Gnade Ihnen Trost und Stärkung gewähre.“

Manchmal scheint die Bezugnahme auf Gottes Hilfe mehr konventionell, z. B., wo er der Nichte schreibt ¹⁶¹⁾: „Ich freue mich, daß deine liebe Mama in der Genesung fortschreitet, mit Gottes Hilfe wird sie auch das Schreiben wieder lernen.“ Aber im Zusammenhang mit andern Stellen verliert sich dieser Verdacht. Schon, wenn er dem Bruder schreibt ¹⁶²⁾: „Gott gebe ihr Gesundheit, wie er mir geholfen hat. Ich bin nur in den Nerven noch sehr der Schonung bedürftig, die man mir mit Opium und Jod vollständig ruiniert hat“, so läßt das keine abgeschwächte Deutung zu. Die Wirklichkeit der Religion aber tritt uns

samt der menschlichen Liebenswürdigkeit vollendet entgegen in dem Trostbrief an den Schwager ¹⁶³), der zwar wohl am bekanntesten ist, aber hier nicht fehlen darf zum Eindruck des Ganzen:

„Ein solcher Schlag geht über den Bereich der menschlichen Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerze nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen . . . Mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von dir weichen, so lange du auf dieser Erde lebst; das fühle ich dir nach mit tiefem schmerzlichen Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, so weit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun, als uns in Demut unter Seinen Schutz beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsere Trauer darüber würde umso bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige dir, daß dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder dein Leid wie mein eignes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin.

Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebenso viele Vorwürfe die Erinnerung an alle Klagen und begehrliehen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns gibt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir sind beide über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind in unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begommene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst du dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Uebergang zu einem andern Leben ist, wird deinen Schmerz freilich wenig lindern; denn du konntest glauben, daß dein geliebter Sohn dir die Zeit hindurch, da du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald? Willst du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in 3 bis 4 Wochen zu dir

nach Kröchlendorf oder wo du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen; möge Gott ihr, wie dir, Kraft verleihen zum Tragen und geduldiger Ergebung."

Daß Bismarck in seinem politischen Leben und besonders nach seiner Entlassung die Höhe der Dulderkraft, die seine Gedanken und Gefühle in diesen Trostbriefen erreichten, nicht einzuhalten vermochte, ist das Los, das er mit den erprobtesten Christen teilt. Je stärker die Aktivität einer für Größtes verantwortlichen Seele ist, desto schwerer wird es ihr fallen, sich in Passivität still zu halten. Deshalb kann und darf uns, was wir hundertfach von der ungeheuren Ungeduld des äußerst reizbaren Genies erfahren haben, nicht irre machen an der Freude über seine tiefe Erkenntnis gerade bezüglich dessen, was Goethe „das Heiligtum der Schmerzen“ genannt hat.

6. Die christliche Heilserkenntnis.

Wer zu trösten versteht wie Bismarck, der besitzt „die Klarheit, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst“¹⁶⁴), die Klarheit in Dingen des christlichen Heils. Es ist bisher noch nicht von dem geredet worden, was man unter Theologen die Heilslehre nennt, weder vom Erlöser und Versöhner noch von dem Heiland Jesus Christus. Zweifellos tritt die Beziehung zu ihm in den Briefen und sonstigen Äußerungen zurück hinter die zu Gott dem Richter, Lenker und barmherzigen Vater. Aber es ist offenbar der Gott Jesu Christi, den Er zuerst erlebt und uns verkündigt hat, an den er sich hält. Freilich sind Bismarcks religiöse Anschauungen nicht systematisch gegliedert, nicht erwachsen

aus einer einheitlichen Grunderfahrung. Aber ist das bei einem reichen, erfahrungsreichen Wirklichkeitsmenschen zu verlangen? Wir hörten bereits ¹⁶⁵⁾ sein Bekenntnis zum christlichen Staat aus a. 47. Als Mallinckrodt 1872 ihn daran gemahnte, erwiderte er ¹⁶⁶⁾: „Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Oeffentlichkeit noch in meinem Hause an irgend einem Tage.“ Ob freilich in dem Wappenschild Bismarcks bereits ein Bekenntnis zum christlichen Glauben liegt, bleibt fraglich ¹⁶⁷⁾. Als nämlich nach seiner Ernennung zum Großkreuz des Dannebrogordens sein Wappenschild in der Kopenhagener Stiftskirche aufgehängt werden sollte, ersann er sich die Devise: in trinitate robur — und erläuterte das seinen Tischgenossen gegenüber einfach: „im Dreiblatt Eiche, das alte Wappenzeichen meiner Familie.“ Da will Busch geraten haben: „Und im dreieinigen Gott meine Stärke“, worauf Bismarck freundlich ernst seine Vermutung bestätigt habe: „Ganz recht, so meinte ich es.“ Die Devise würde freilich wohl zum Leben des christlichen Staatsmannes stimmen.

Wir haben bei seiner Befehrungsgeschichte Kenntnis erhalten von einem außergewöhnlichen Eindringen Bismarcks in die Tiefen der christlichen Heilslehre. Dies Heil gerade als persönliche Erfahrung von der erlösenden Kraft des Heilands, der uns richtet und aufrichtet aus tiefem Fall, war ihm durch seinen eigenen Bruch mit einer sündigen, gottfremden Vergangenheit und durch das ganz neue Ge-

fühl der Befeligung in einem durchaus neuen Leben und Schaffen zu lebendigem Besitz geworden. Lassen wir dafür noch einige Zeugnisse aus seinen Briefen an die Braut und Gattin an uns vorübergehen¹⁶⁸).

Zunächst begegnet uns jene fast theologisch scharfe Auseinandersetzung über die Werkheiligkeit und den Jakobusbrief, über die verschiedene Bedeutung von Glauben, von der wir oben¹⁶⁹) Mitteilung machten. Dann setzt ein langer Brief die Erörterungen über Duldung wegen Glaubenschwächen und über das Wesen der Glaubensgemeinschaft fort, die darin besteht, „nicht daß beide dasselbe gerade glauben und sich genau und wörtlich demselben formulierten Bekenntnis anschließen, sondern nur, daß sie in Ernst und Demut forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheimstellen“. Daher lehnt Bismarck es entschieden ab, in Johannas lebhafteste Verwerfung des Nichtglaubens z. B. an den Sündenfall einzustimmen, da er auch selbst nicht alles bisher habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Nach einer echt protestantischen Unterscheidung zwischen dem Kern der Offenbarung und ihrer mehrfachen menschlichen Vermittlung hält er doch wieder inne, um ihre Einrede zu berücksichtigen, daß es vermessen sei, auf diese Weise nach individuellem Ermessen die Schrift beurteilen zu wollen. In weitestgehender Rücksicht auf die Nichterschütterung ihres festen Glaubensstandes betont er zum Schluß das Unabgeschlossene seines eigenen Standpunktes, der nicht als Resultat, sondern als eine zu überwindende Station zu betrachten sei. Sie möge sich über seinen schein-

baren Unglauben nicht ängstigen, sondern lieber daran zurückdenken, welche Aenderung seit ihrem ersten Glaubensgespräch in ihm vorgegangen sei. „Rom wurde nicht an einem Tage gebaut, und sehen auch nicht alle Häuser gleich darin aus, so wenig wie die Einwohner, die doch alle Römer sind.“

Wir gewinnen hier das Bild eines den religiösen Erfahrungskern der Heilslehre mit großer Freiheit gegenüber dem Buchstaben suchenden Mannes. Daß er späterhin zu einem strikten Anschluß an die Kirchenlehre gekommen und seinen weitmaschigen Eklektizismus überwunden habe, ist uns durch nichts bezeugt. Dagegen begegnen uns zahlreiche Spuren einer wirklichen inneren Aneignung des Wesentlichen:

„Mein armer Bruder ist heute zurückgekommen. Er hat die Sache in seiner Weise christlich aufgefaßt: er will darin einen Sporn finden, Gottes Gebote von nun an genauer zu befolgen; ein seltsamer Gedankengang! . . . Mein Bruder und ich kommen uns bei dergleichen Gelegenheiten immer ein gut Stück näher und erkennen, daß wir doch Brüder sind.“

„Ich will keine Götter haben neben dir; verzeihe die Blasphemie, ich spreche bildlich; muß ich dir Pomerin dies sagen?“

„Möchte doch Gott mich nicht auf diesem Wege (an dem Kinde) für meine Sünden strafen und dich nicht entgelten lassen, was ich reichlich verschuldet. Empfehlen wir uns Seiner Barmherzigkeit.“

„Die Angst wirkt schlimmer als die Wirklichkeit. Gott wird uns ja gnädig hinüberhelfen; er hält uns kurz,

daß wir nicht übermütig werden; aber er wird uns nicht fallen lassen.“

„Möge der barmherzige Gott um seines Sohnes willen dich und die Kinder bewahren.“

„Ich war in einer solchen Wut, daß sie beide es übel nahmen, und er meinte, wenn ich einmal im Zorn sei, so scheine es mir gleichgültig zu sein gegen wen; etwas hat er Recht darin. Nachdem ich mich auf der Herreise innerlich ausgetobt . . . habe ich am Abend Gott meine Ungehörigkeit abgeben und mich in Seinen Willen ergeben; vielleicht ist es gerade nur ein gnädiger Blick von Ihm, um mir in meiner aufgeregten Unzufriedenheit über unsere Trennung zu zeigen, daß es mit größter Leichtigkeit noch übler sein könne . . . Ich will dankbar und zufrieden sein, daß Er . . . mich nicht härter straft für meine vielen Sünden.“

(Jemand hatte aus Schwermut seinem Leben ein Ende gemacht.) „Gott sei seiner Seele gnädig, wenn's möglich ist. Er tut mir sehr leid.“

„Danke dem Herrn mit mir, der uns Frieden schenkt und auch meine geringe Arbeit nicht ohne seinen Segen gelassen hat.“

„Ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich dich nicht hätte; du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers; reiße der, so sei Gott meiner Seele gnädig. Darum halte fest und laß dich nicht irren, von wem es auch sei. Gottes Barmherzigkeit wolle uns gnädig über jedes Elend helfen.“

„Gott mag ihnen aber wohl durchhelfen und A. her“

stellen; hilft er uns doch mit unsern Kindern bisher, und wie arm bin ich bei ihm im Vergleich mit Tante A."

„. . . wollte Gott sich deiner erbarmen, mein armes Herz, daß du nicht immer Schmerzen ausstehen dürftest; du bist in deinem ganzen Leben nicht des Gefühls froh geworden, so recht ganz und gar gesund und schmerzfrei zu sein, gewiß wird es dir im andern Leben noch einmal gutgeschrieben werden; sonst kommst du zu schlecht weg im Vergleich mit mir; da werde ich dann wohl Augenschmerzen haben, der ich jetzt so gesund bin, daß ich nicht einmal mehr an Sodbrennen leide.“ (Man beachte den eigentümlichen Spaß mit diesen Dingen!)

„Wenigstens sollst du“ — die Schwiegermutter ist angeredet — die „Ueberzeugung haben, so weit menschlicher Vorsatz sie geben kann, daß ich mit Johanna gemeinsam an dem starken Stabe des Wortes Gottes wandeln will in diesem toten und ruchlosen Treiben der Welt, dessen Nachtheit uns in der neuen Stellung mehr zu Tage treten wird als früher, und daß meine Hand bis ans Ende unserer gemeinsamen Pilgerschaft in treuer Liebe bemüht sein soll, Johannas Wege zu ebnen und ihr eine warme Decke gegen den Hauch der großen Welt zu sein.“

„Geld tut's nicht, und sonst — möge der Herr mich demütig erhalten; aber hier ist die Versuchung groß, mit sich zufrieden zu sein.“

„Möge die Gnade des Herrn mit uns beiden ihr Maß nicht an unserem Verdienste finden.“

„Möchte die Dankbarkeit (für das unverdiente Glück)

doch mein troßiges und weltliches Herz so empfänglich machen für die Gnade des Herrn, daß Er nicht nötig hat, mich zu züchtigen an dem, was ich liebe; denn davor fürchte ich mich mehr als vor jedem anderen Uebel."

"Der Herr führt wunderbar; möchte Er unsere Seelen ähnlich erheben aus ihrem Dunkel auf die lichten Höhen Seiner Gnade. Der Posten wäre sicherer. Aber Er hat uns ja sichtbarlich mit Seiner Hand ergriffen und wird mich nicht fallen lassen, wenn ich auch mitunter mich schwer mache. Die Unterredung neulich mit Synar hat mich recht einen dankbaren (aber nicht pharisäischen) Blick tun lassen auf die Entfernung, die zwischen mir und meinem früheren Unglauben liegt; möchte sie immer größer werden, bis sie das rechte Maß hat."

"Nach 30 Jahren . . wird es uns eine geringe Sorge sein, wie es um Preußen und Oesterreich steht, wenn nur Gottes Erbarmen und Christi Verdienst unseren Seelen bleibt."

"Es ist mit uns so geblieben wie am Hochzeitstag, und ich habe nie gedacht, daß es schon so lange her ist, 5 oder 6000 gute Tage; der Herr wolle nicht ansehen, wie unwert ich ihrer war, und fortfahren, Seines Segens Fülle ohne Ansehen unseres Verdienstes auf uns auszugießen."

Ueberschauen wir diese Kette von Zeugnissen, so zeigen sie uns das übereinstimmende Bild eines in der Erkenntnis der eigenen Schuld und Sündigkeit und der unverdienten Gnade des vergebenden und aufrichtenden Gottes fest

gewordenen Herzens, das ebenso sich demütigt vor Gottes Heiligkeit als sich erheben läßt durch seine große Barmherzigkeit. So gewiß man dieses Grundgefühl spezifisch christlich oder gläubig nennen darf, so wenig ist darin etwas spezifisch rechtgläubiges, der Kirchenlehre gemäzes zu entdecken. Zwar begegnet dann und wann das Verdienst Christi, auch spielt ein Verdienst- und Lohngedanke jüdischer Särbung eine auffallende Rolle; aber von der kirchlichen Lehre der stellvertretenden Genugtuung Christi und seines Blutes für unsere Sünden ist wenig zu merken. Es ist keine Frage, daß sich der freie und starke Geist aus der ihm durch das Haus und den Kreis seiner Frau nahe tretenden streng lutherischen Kirchenlehre das herausgeholt und angeeignet hat, was unmittelbar zum Gemüt spricht und zur Selbstbeurteilung führt. Dabei ist er sich, wie es scheint, zwar wohl seiner mangelnden Bekenntnisgemäßheit bewußt gewesen, hat sich aber nicht von der Orthodoxie und ihrer dogmatischen Lehre von der Genugtuung und Rechtfertigung abgestoßen gefühlt. Die Tönung seiner Bekenntnisse ist dabei mehr pietistisch als rechtgläubig. An der Aufrichtigkeit des so oft ausgesprochenen christlichen Sünden- und Gnadengefühls zu zweifeln, ist aber nicht der geringste Anlaß vorhanden.

Aus seinen späteren Jahren haben wir mächtige Zeugnisse für seine fortdauernde bewußte christliche Gläubigkeit im Sinne der Erlösungsreligion. Es sind seine berühmten Briefe an Andrae-Roman¹⁷⁰⁾ und an Senfft-Pilsach¹⁷¹⁾ auf ihre Anzweiflungen der Christlichkeit seiner Politik.

An Andrae-Roman, der in durchaus bescheidener und

freundwilliger Weise gewisse Anstöße ausgesprochen hatte, übrigens ein alter Freund des Hauses war, antwortete Bismarck: „Lieber Andrae, wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mich der Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mit Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergernis gebe; aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen gibt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampfe zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: „Verborgen bleibt vom Tun und Lassen in weiten Kreisen nichts.“ Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergernis geben sollte, gerechtes und ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu; denn Ihre Aeußerung vom verborgen bleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe! — Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos¹⁷²⁾. Was die Dirchowsche Sache anbelangt¹⁷³⁾, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so tue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir

Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt. — Was Kirchenbesuch anbelangt . . . ¹⁷⁴⁾ ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte. . . . Ueber die Lucca-Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rhaden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebenso wenig als mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt hat. Demungeachtet würde ich, wenn ich in dem richtigen Augenblicke das Aergernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherze genommen haben, aus dem Bereiche des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den „Urteilenden“ Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle, und wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß Seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelndes Freundeswort noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen.“

In sehr anderem Tone ist die Antwort an Herrn von

Senfft-Pilsach gehalten, der freilich nicht mit dem Stabe demütigen Glaubens, sondern ohne Vorsicht und Milde über ihn zu Gericht saß: „Euer Exzellenz danke ich verbindlichst für Ihr gefälliges Schreiben vom heutigen Tage und bitte Sie versichert zu sein, daß das Interesse, welches Sie meinem geistigen und geistlichen Leben widmen, ein vollständig gegenseitiges ist. Daß Sie den Inhalt Ihres Schreibens in der Rückanwendung auf sich selbst Sich in täglichem Gebete gegenwärtig halten, davon bin ich überzeugt. Aber ich hätte gern die Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern der Regierung Sr. Majestät des Königs nicht vor-enthalten werde, welchen die Demut unseres Erlösers, den Sie mir mit Recht vorhalten, so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigener Weisheit und in heidnischer Parteiherrschaft es als ihre Aufgabe ansehen, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlagen beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten tatsächlich zu erschüttern. In ehrlicher Buße tue ich mein Tagewerk ohne Eurer Exzellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irre machen. — Ich bitte Eure Exzellenz Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen. Ich empfehle Ihnen den 4. und 5. Vers

des 12. Psalms ¹⁷⁵) zu lesen und will mich im Vertrauen auf den Schluß des 3. Psalms ¹⁷⁶) an diesen halten."

Man sieht hieraus, daß es dem Schreiber auch später wahrlich nicht an Erkenntnis der beiden Angelpunkte christlicher Heilswahrheit fehlt, weder an der Einsicht in die Macht der Sünde noch an dem Vertrauen auf die unverdiente Gnade Gottes in Christo. Die einschlägigen Ausdrücke sind so voll als möglich, aber gewiß nicht aus Akkommodation, die mit dem ganzen Tenor streiten würde. „Die Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln“, das ist völlig entsprechend der realistisch-pessimistischen Beurteilung der menschlichen Natur, die durch die Erfahrungen des Staatsmannes von der Erbärmlichkeit des menschlichen Herdenwiehs nur gesteigert werden konnte. Dafür sind zwei Äußerungen Bismarcks charakteristisch. 1862 schreibt er an seine Schwester ¹⁷⁷): „Neben mir liegt gerade Darnhagens Tagebuch; ich begreife nicht den Aufwand von sittlicher Entrüstung, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 36 bis 45 verdammt. Es stehen Gemeinheiten genug darin, aber gerade so wurde geredet in der Zeit, und schlimmer, es ist aus dem Leben. Darnhagen ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? Es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des anderen reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul.“ Kraftvoll bezeugte er diese christliche Grundposition 1874 gegen Schorlemer ¹⁷⁸): „Da möchte ich doch an den Herrn Vorredner als Christ — denn ich glaube, gewisse Grundbekenntnismährheiten teilen wir doch — die Frage stellen, ob er selbst daran glaubt, nicht

unter dem Gluch der Sünde geboren zu sein. Wenn er das behauptet, so muß ich sagen, daß ihm, der als einer der hauptsächlichsten Verteidiger des Christentums auftritt, nicht nur die Kenntnis der Politik, sondern auch die Kenntnis einer der ersten christlichen Heilswahrheiten abgeht.“ Was aber das Vertrauen auf Gottes vergebende Gnade angeht, so spricht sich dasselbe nicht nur durchweg in vollster Gewißheit aus, sondern es erweist sich auch ganz im Sinn der lutherischen Kirchenlehre gegründet und versiegelt in dem Verdienste Christi. „Nur im Vertrauen auf Christi Blut“ oder „auf Christi Verdienst“ hofft er Vergebung.

Was uns aber noch wichtiger ist als die objektive Korrektheit dieser Heilslehren — Bismarck zeigt sich subjektiv, in seiner Selbst- und Menschenbeurteilung, durchweg von dieser Sünden- und Gnadenlehre bestimmt. Man erinnere sich nur an seine starke Selbstkritik in dem Brief von dem starken, gärenden Wein¹⁷⁹⁾, in dem Brief an den König über seinen mangelnden Gleichmut¹⁸⁰⁾. Wie läßt er sich von einem Andrae-Roman ohne Empfindlichkeit an seine Sünden und Aergernisse erinnern! Ja, er beurteilt sich als einen der Vergebung der Sünden bedürftigen Menschen und wartet nicht erst auf die Erinnerung anderer an seine Sünden, sondern hat seine verborgenen Sünden stets vor sich. Größere Demut, als sich in der umständlichen Rechtfertigung an Andrae-Roman ausspricht, ist kaum zu denken. Wir hörten¹⁸¹⁾, er erfahre es zu heilsamer Demütigung täglich, daß Gott auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden wisse, daß er dankbar sei auch für die Anfeindungen der sattiösen Vettern¹⁸²⁾ wie „für jeden Zug, der

mich nach innen zieht“. Welchen echt lutherischen Begriff von täglicher, ehrlicher Buße wirft er dem pharisäischen Gericht des Herrn von Senfft entgegen! „In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk.“ Ich erinnere an die Zeugnisse demütiger Selbstprüfung, die er beim Auseinandergehen von den beiden Gerlachs gibt¹⁸³). Ich füge noch eines hinzu, das sich ganz am Ende des Briefwechsels mit Leopold v. Gerlach findet¹⁸⁴): „Wenn meine Auffassung keine Gnade vor Ihnen findet, so brechen Sie wenigstens nicht den Stab über meinen ganzen Menschen, sondern erinnern Sie sich, daß wir Jahre lang in schweren Zeiten nicht nur denselben Boden hatten, sondern auch dieselben Pflanzen darauf zogen, und daß ich ein Mann bin, der mit sich reden läßt und Unrecht abtut, wenn ihm die Erkenntnis davon wird.“ Die Demut unseres Erlösers, daran er sich so gern erinnern läßt, spricht sich besonders schön aus in dem Brief, den er seiner Frau über das Zusammentreffen mit Napoleon bei Sedan schreibt¹⁸⁵): „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes Hand gewaltig Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. . . . Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen.“

Die Echtheit der Demut vor Gott bewährt sich aber gerade in der schneidigen Abwehr des hoffärtigen Gerichtes, das über ihn ergeht; solcher pharisäische Mißbrauch kann den im Vertrauen auf Gottes Gnade Festgewordenen nicht irre machen. Die herrliche Selbstgewißheit dieses Briefes zeigt die Erfüllung der Hoffnung, die er im Briefe

an Andrae-Roman ausspricht: „daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche.“

8. Bismarck und die Moral der Bergpredigt.

Es würde vermessen sein, wollten wir hier ein allgemeines Urteil fällen über die Christlichkeit oder Gottwohlgefälligkeit der Lebensführung unseres Helden. Wer darf das wagen angesichts der Riesenaufgabe, die diesem Leben durch die äußeren und inneren Feinde gestellt war? Man kann da nur seinen persönlichen Eindruck aussprechen. Und der ist bei mir der eines selten edlen, gütigen und treuen Wesens, das nur dann versagte, wenn die Welt seinen furchtbaren, titanenhaften Troß und Stolz reizte. Es ist doch eine ganz andere Frage, ob der Mann, bei dessen leidenschaftlichem, überreizbaren und überstarken Reagieren gegen Eindrücke alle Gefühle außerordentliche Dimensionen annahm, als ein gehorsamer Schüler der Bergpredigt bezeichnet werden kann, oder ob man ihm unedle, niedrige, gemeine Gesinnung: Selbstsucht, Ränkesucht, Rachsucht schuld geben soll.

Es soll nicht bestritten werden, daß edle und vornehme deutsche Männer und Frauen während seiner Regierungszeit durch einzelne seiner Handlungen so tief enttäuscht wurden — man denke nur an sein Verhalten gegen den Herzog von Augustenburg, Dieß-Daber, Harry Arnim, Geffden, Roggenbach! —, daß sie zweifelhaft wurden an

dem ganzen Ethos des furchtbaren Mannes. Selbst zeitweilig von Groll gegen ihn beherrscht, habe ich lange gebraucht, bis ich die unleugbaren schweren Mängel als die Schatten eines viel größeren Lichtes, als eine Folge dessen erkennen lernte, daß der kolossale willens- und geistesgewaltige Mann sich selbst ein Schicksal war. Dazu trug außer dem eindringenden Nacherleben aller seiner veröffentlichten Lebenszeugnisse vorzüglich der ganz direkte persönliche Eindruck bei, den ich einst 1892 in Jena empfing, da ich viele Stunden um ihn sein und ihn in tiefster Erregung über das ihm kurz zuvor widerfahrene Unrecht und über die ungeheure Anhänglichkeit des ganzen Volkes mit seiner weichen Stimme und seinem warmen Lebensgefühl die stärksten Töne der Seele hervorholen hörte. Wer kann noch richten über einen Mann, der vor ihm gestanden hat als der ungebrochene Held einer Tragödie, die eben aus dem Widerstreit der Größe der Anlagen und Aufgaben mit der Begrenztheit der Selbstbeherrschung erwächst?

Statt also die letzte und höchste Frage an dies Leben zu richten, wollen wir uns bescheiden, sein sittliches Wesen, wie es mit seinem Glauben verwachsen war, nach der Uebereinstimmung mit den Normen zu befragen, die er selbst als maßgebend anerkannte. Zwar haben wir bereits aus seiner Referendararbeit erfahren, daß er selbst die Bergpredigt nicht als ein schlechtthin gültiges Sittengesetz achtete¹⁸⁶⁾: „Wenn Christus in der Bergpredigt sagt: ihr sollt ganz und gar nicht schwören, so muß dieses scheinbar unbedingte Verbot gleich andern hyperbolischen Aus-

drücken der heiligen Schrift gedeutet werden; dieselben stehen ebenfalls ein entferntes Ziel auf, welches nicht gerade erreicht werden, sondern nur dem christlichen Wandel dienen soll, um die Richtung danach zu nehmen.“ Und wir haben aus der Zeit seiner ausgesprochensten Christlichkeit wiederholte Zeugnisse von der freien Anwendung dieses weithinmaßigen, gesunden Schriftkanons gefunden¹⁸⁷). Es handelt sich also nur darum, daß die Richtung der Lebensäußerungen unseres Helden daraufhin geprüft werde, ob sie in die Richtung fällt, die durch die Weisungen Jesu in der Bergpredigt angezeigt ist.

Wenn man nun als tiefsten Grundgedanken der Bergpredigt wohl den alles andere übersteigenden Wert der Menschenseele bezeichnen kann, so kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß Bismarck diesen Maßstab selbst an sein Leben anlegte. Freilich muß man, wie wir in den zwei letzten Kapiteln sehen werden, die Anwendung dieser Maxime in seiner Realpolitik weithin bezweifeln; aber wer kann darüber urteilen, ob der Staatsegoismus und die Machtbehauptung überhaupt einen so innerlichen Maßstab vertragen? Im übrigen aber muß man nach seiner Gattin Rat durchweg den Menschen und den Minister auseinanderhalten. Sie schrieb einst an Keudell¹⁸⁸): „Gott segne Ihren Einzug bei ihm; ich freue mich, daß Sie da sind, wenn auch mit Zittern, und wiederhole stets: vereinigen und verwechseln Sie nie den Minister mit dem Freunde. Es sind gewiß zwei ganz verschiedene Menschen. Wenn der Minister verstimmt ist und Sie in solch unerquidlicher Laune anbrummt, weiß der Freund nichts davon und liebt

Sie ungestört alle Zeit." Wenn wir nur auch einst im politischen Gegensatz zu dem Minister den Menschen so lieb behalten hätten, wie er es verdiente!

Der Mensch Bismarck war zweifellos — das habe ich selbst erfahren — ein seelenvoller, alles in die tiefste Seele zurücknehmender Mann. Mag es nach Keudells Versicherung¹⁸⁹⁾ dem immer vorwärts drängenden Geiste fern gelegen haben, auf Einzelheiten der Vergangenheit zu ruhen, die Gegenwart erfaßte er stets mit tief bohrendem Seelenblick. Das verliert sich nie im Leben, daß in der ersten Manneszeit die tiefsten Furchen der Seele geöffnet waren den stärksten Worten des Glaubens. Nur einige Proben von diesem tiefen Seelenblick, von dieser unendlichen Weichheit seiner eindruckssamen Seele!

„Du fragst“, schreibt er der Braut¹⁹⁰⁾, „du fragst, ob ein verschlossenes Herz etwas recht Schlechtes sei; dazu kann ich nicht unbedingt ja sagen, sondern bin sehr mit dir einverstanden, es nicht gegen jedermann auf der Zunge zu tragen und nur vertrauten Augen es offen zu legen. Die Grenze zwischen der Verschlossenheit und der Falschheit oder doch Unwahrheit zu ziehen, ist nicht immer leicht und muß jeder für sich tun, wie er es verantworten kann. Im gewöhnlichen Verkehr gebietet die Höflichkeit Verstellungen genug, in denen ich einige Vollkommenheit wünschenswert finde. Gegen solche, die sich sehr um uns kümmern und ängsten, wenn wir leidend sind, üben wir sie wohl aus Liebe, um ihnen dergleichen zu sparen, öfter auch aus Mangel an Vertrauen, da wo ein solcher sehr übel vermerkt zu werden pflegt, namentlich gegen Eltern; die meisten Mütter

machen mit inneren Tränen die Zeit durch, wo sie wahrnehmen müssen, daß ihre Kinder allmählich, vielleicht wider Willen und unter Kampf für das Gegenteil, sich von ihrem Herzen lösen, kälter und verschlossener auch gegen sie werden, die sonst jede Regung des kindlichen Gemüts leiteten oder kannten; eine Art bei jedem Kinde sich wiederholender Sündenfall, in dem es zu der Ansicht kommt, der Mutter gegenüber eine Blöße zu decken zu haben, und sich verhüllt.“

Man erwäge die ganze Seinheit der seelischen Durchdringung! Fast überraschender noch tritt sie uns in der Schilderung eines Wiedersehens mit einem Jugendbekannten entgegen¹⁹¹⁾: „Ich habe es immer für schwer gehalten, nach zwanzigjähriger Pause eine verflungene Melodie wieder aufzunehmen. Ich hatte einen heiteren Studenten voll Geist und Wiß im Sinne und finde einen fränklichen Beamten wieder, dem der langjährige Druck kleinstädtischer Verhältnisse die Spannkraft gelähmt und den Gesichtskreis verengt hat. . . . Es war mir beruhigend und wehmütig zugleich, daß er sich dabei glücklich fühlt.“ Das ist ganz dieselbe Seinsfühligkeit, wie sie in dem bekannten Ausspruch über die Beethovensche F-moll sich ausspricht¹⁹²⁾: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.“ In derselben Richtung hat mich auch das Urteil über Richard Wagner berührt, das er dem Meister selbst schrieb¹⁹³⁾: „Ihre Werke, denen ich von jeher mein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes Interesse zugewandt.“ Die ungemaine Reizbarkeit seiner stimmungsreichen Seele zeigt

sich auch in der Mitteilung seiner Frau ¹⁹⁴), daß er dringend nach Musik verlangte und, als sie eines Morgens ihn auf einem heimlich beschafften Klavier überraschte, in helle Tränen ausbrach vor Freude und Wonne. So sah ich ihm die dicken Tränen über die verwitterten Backen laufen, als wir ihm vor dem Schwarzen Bären in Jena mit 500 Stimmen die Saale=Lieder sangen, darunter: „Auf den Bergen die Burgen“: „Ein Volk, das solche Tiefen der Empfindung im Liede zeigt, kann nicht verloren gehen“, sprach er.

Aber freilich, solche stimmungsreiche Seele konnte leicht umschlagen. Für diese Beweglichkeit soll nur ein Beispiel angeführt werden: „Wie verängstigt du wieder bist am Montag“, schreibt er der Frau ¹⁹⁵), „und am Dienstag hat Gott schon geholfen; es ist gar nicht möglich, daß die Kinder schon gesund sind; das Kranksein dauert jedenfalls 6 Wochen bei Scharlach. Gott verläßt uns nicht, da er uns so weit geholfen hat; sei nur freudig in deinem Vertrauen zu ihm, mein Liebling; die großen Gefahren hat er gnädig abgewandt, er wird auch über die kleinen helfen. Was will der Esel mit Jod mit dem Jungen, leide das nicht, laß lieber Scheunemann kommen, der säuft nicht. Gott behüte euch Alle.“

So mag sein Gemüt rasch umgeschlagen haben von tiefer, in Gott ruhender, seelenvoller Beschaulichkeit zu völliger Hingenommenheit von Stunde und Augenblick, denen handelnd genugzutun sein Beruf von ihm forderte. Aber die Sehnsucht aus dem Beruf und seinem der Gegenwart verflechtenden Treiben heraus verließ ihn, wie wir sahen, nie, und in dieser Sehnsucht wie in der stets aus-

bleibenden Befriedigung durch den Erfolg spricht sich so ganz „der Zug nach innen“ aus, durch den er sich im Innersten eins erwies mit dem Geist der Bergpredigt.

Man wird als einen weiteren Grundzug ihrer Ethik den altruistischen Zug bezeichnen dürfen, wie er in Sanftmut, Barmherzigkeit, Dienstwilligkeit sich genug tut. Bismarcks Natur war bei allem herrisch sich Selbstbehauptenden seiner überlegenen Genialität doch gütig, mindestens gutmütig. Johanna mag Recht haben: „Bismarck ist doch hundertmal gutmütiger als ich“¹⁹⁶⁾. Er selbst ruft einmal¹⁹⁷⁾ aus: „Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten; aber alles hat seine Grenzen“. Keudell gibt uns¹⁹⁸⁾ für beides ein sehr charakteristisches Beispiel. Als dieser ihm auf der Bahn einen schlimmen Nagel verursachte, hat der Kanzler weder im ersten Augenblick des Schmerzes noch auf der langen Rückfahrt noch am folgenden Tage, als der Nagel immer noch schmerzte, auch nur ein unfreundliches Wort zu ihm gesprochen.

Daß er selbst aber nicht zu viel sagte, wenn er von sich rühmte¹⁹⁹⁾: „Und ich bin doch der sanfteste Mensch von der Welt gegen die gemeinen Leute“, dafür besitzen wir manchen Beleg. Und es ist nicht überflüssig, angesichts dessen, was wir später über seinen Mangel an christlichem Sozialismus ausführen werden, sich die folgenden Zeugnisse für seine Liebesgesinnung gegenüber den Armen gegenwärtig zu halten.

„Ich habe mich“, schreibt er der Braut²⁰⁰⁾, „in diesem Winter etwas mehr um die hiesige Armenpflege gekümmert, und wenn nicht in meinen Dörfern, so doch in der benach-

barten Stadt Jerichow Elend gefunden, wie es nicht schlimmer sein kann. Wenn ich bedenke, wie 1 Taler einer solchen hungernden Familie über Wochen hinweghilft, so ist es mir fast ein Diebstahl an den Armen, die hungern und frieren, wenn ich 30 ausbebe, um die Reise zu machen . . . den Betrag der Reisekosten sollen die Armen jedenfalls doch haben. . . . Es ist ein sehr füzliches Thema, wie weit ich mich berechtigt halten kann, das, was Gott meiner Verwaltung anvertraut hat, zu meinem Vergnügen zu verwenden, so lange es Leute gibt, die vor Mangel und Frost krank sind, in meiner nächsten Nähe, deren Betten und Kleider im Versaß sind, so daß sie nicht ausgehen können, um zu arbeiten. Verkaufe, was du hast, gib es den Armen und folge mir! Wie weit kann, wie weit soll das aber führen?“

Nachdem er von einer harten Abweisung einer Bettelnden berichtet hatte, fährt er fort ²⁰¹): „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. Aber man wird so . . . viel dupiert mit Betteleien und es sind so viele unverschuldet in Not. Ich will mich indes doch näher nach ihren Umständen erkundigen und mich nicht in Gottes Vergeltungsamt mischen.“

Er betont ein andermal ²⁰²), er entschliefse sich sehr schwer, Leute zu entlassen, die er einmal habe, „und ich hoffe, du wirst in bezug auf den weiblichen Teil des Regiments dieselben Grundsätze handhaben . . . Ich kann nicht leugnen, daß ich einigermaßen stolz bin auf dieses langjährige Walten des konservativen Prinzips hier im Hause.“

Als er den Entschluß gefaßt hatte, Kniephof zu verpachten, da kamen Gewissensbisse über ihn, die ihn wie

kaum etwas anderes menschlich ehren²⁰³): „Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; und jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab, und noch deutlicher taten das meine sämtlichen Tagelöhner, die ich hier versammelt vor meiner Tür fand, um mir ihr Leid zu klagen über ihre jetzige Not und ihre Besorgnisse vor der Zukunft unter dem Pächter. Dabei hielten sie mir vor, wie lange sie meinem Vater schon gedient hätten, und die alten Grauköpfe weinten ihre hellen Tränen, und ich war auch nicht weit davon. Ich wußte auch nichts zu meiner Entschuldigung zu sagen; denn hätte ich mich um das Meinige bekümmert, anstatt Fremde für mich wirtschaften zu lassen, und wäre so vernünftig gewesen, wie ich verschwenderisch war, so wäre mir die Verpachtung jetzt nicht ein pekuniäres Bedürfnis geworden. . . . Es beunruhigt mich im Gewissen recht sehr, diese Leute, deren Schutz mir Gott anvertraut hat, der Habsucht des Pächters zu überlassen.“

Einmal berichtet er nur so nebenher²⁰⁴), daß er einen entlassenen Tagelöhner mit dem Versprechen getröstet habe, daß er ihm seinen Lohn noch $\frac{1}{4}$ Jahr länger zahlen wolle, wenn er zu Neujahr keinen Dienst finde. Dann wieder vergleicht er die widerliche Verschwendung bei Einladungen mit dem Elend der Srierenden²⁰⁵): „Es hat etwas Beängstigendes, zu sehen, wie die Leute ihren armseligen Leib als einen Aushängeschild benützen, um zu zeigen, was sie bezahlen können, wenn man damit das Elend derer vergleicht, die bei diesem Frost . . . und der

teuren Zeit nicht Wärme und notdürftige Nahrung haben.“

Mit diesen schönen Zeugnissen wollen gewisse Gerüchte nicht recht stimmen, die über Bismarcks Verhalten gegen seine Leute, z. B. den Friedrichsruher Oberförster, von Mund zu Mund gehen, von seiner Karglichkeit und Knau= serei, die auch bei Kollekten für humanitäre, kirchliche und Missionszwecke oft in Erstaunen setzten. Es wird die Auf= gabe des Biographen sein, hier Klarheit zu schaffen. Hoffent= lich gelingt es ihm, unseres Helden Bild gegen gewisse Nachreden entsprechend vorstehenden Zeugnissen zu schützen. Es sei hier nur noch an eine gewiß zuverlässige Befundung v. Keudells ²⁰⁶⁾ erinnert: „Wenn Bettelbriefe den Ein= druck wirklicher Not machten, wurde ich beauftragt, die Bittsteller aufzusuchen und kleine Unterstützungen zu spen= den, nicht etwa aus irgend einem staatlichen Dispositions= fonds, sondern aus den Privatmitteln des Ministers.“ Dieser selbst bekannte sich zu dem Grundsatz: „Wer sich in der Not bittend an euch wendet, dem helfe ich, soweit ich es mit meinen geringen Mitteln vermag.“

Die Stellung der Bergpredigt zum M a m m o n scheint der große Mann am wenigsten geteilt zu haben. Er war ja von Hause aus wenig begütert und mußte nach der verschwenderischen Jugend doppelt genau nach dem Seinen sehen. Als junger Ehemann konnte er dann wohl der Frau schreiben ²⁰⁷⁾: „Was hilft das Geld? Laß uns recht dankbar sein für unser besseres Teil!“ Bald aber ist er sich in dieser Hinsicht einer dem Herrn fremden Gesinnung be= wußt ²⁰⁸⁾: „Ich sagte zu ihrer großen Freude nein (zum Verkauf von Schönhausen); möge Gott meinen Sinn anders

lenken, wenn es unrecht war; es schien mir fast ruchlos, aber vielleicht gerade aus Rücksichten, die vor dem Herrn keine Geltung haben." Und dann spürt er selbst, wie der kapitalistische Geist mit dem steigenden Vermögen über ihn kommt²⁰⁹⁾: „Seit ich die Schönhauser Pachtrückstände bekommen habe, gehe ich nämlich mit Schuldentilgungsplänen um und bin geizig wie alle Kapitalisten.“

Man hat dem Reichskanzler gewiß Unrecht getan, wenn man ihm Ausnützung seiner herrschenden Stellung zu Privatvorteilen zutraute. Keudell verteidigt ihn z. B. energisch²¹⁰⁾ gegen das zeitweilig aufgekommene Geschwätz, daß er durch Bleichröder für sich Börsengeschäfte machen ließe, was tatsächlich niemals geschehen sei. Er habe oft genug ausgesprochen, es sei völlig unerlaubt, seine Kenntnisse der politischen Lage zu Spekulationen zu benutzen; ein Minister, der sich damit befasse, müsse in Versuchung kommen, seine politischen Entschlüsse durch Rücksichten auf persönliche Vorteile oder Nachteile beeinflussen zu lassen und könne daher keine gute Politik machen. Was nun freilich an den seinerzeit weitverbreiteten Gerüchten ist, daß der Fürst den Berliner Magistrat auf alle Weise zum Ankauf von Holz aus den Darziner Wäldern veranlassen wollte u. ähnl., das vermag ich nicht zu entscheiden. Schmerzlich war mir aber, was ich selbst mitbeteiligt mit-erlebt habe, daß der Fürst, als die deutsche Nation ihm ein großes Ehrengeschenk zum 70. Geburtstag darbringen wollte und dafür unter der Zusage gesammelt wurde, daß der Betrag von dem Beschenkten für einen wohltätigen oder doch öffentlichen Zweck verwendet werden würde, sich im

letzten Augenblick weigerte, diese Bedingung zu erfüllen, da, wenn die Nation ihm etwas schenken wolle, sie es ihm auch persönlich überlassen solle. Er bestimmte dann nur einen kleineren Teil für eine wohltätige Stiftung, während er den größeren Teil für den Rückkauf von Schönhausen zurückbehielt. Jedenfalls würde es der Wahrhaftigkeit widersprechen, wenn hier behauptet würde, daß dem Fürsten jene antikapitalistische Tendenz eignete, die die Bergpredigt fraglos auszeichnet.

Am schwierigsten war für den Wirklichkeitsmenschen und Realpolitiker natürlich die Befolgung des *L i e b e s = g e b o t s* der Bergpredigt, sofern es den Verzicht auf Verfolgung des eigenen Rechts, auf Behauptung der eigenen Ehre, das Gewährenlassen des Unrechts und, allerdings als Prädikat der Vollkommenheit, die Erwidern der Feindschaft durch Liebe einschließt. Dieser zweifellos der Natur entgegen gehenden Selbstentäußerung widersetzte sich freilich schon seine Anlage und Tradition als Nachfolger der märkischen Raubritter. Ihm war starker Haß und starke Liebe natürlich und in beidem Wahrhaftigkeit und Treue des Empfindens. Dazu kommt, daß er sich über den Wert, die Liebenswertheit des durchschnittlichen Menschen so furchtbar schwer in Illusionen bewegen konnte, die die Erfüllung der Forderungen der Bergpredigt zweifellos sehr erleichtern. Er sah die Menschen völlig schleierlos. Nicht bloß das „Volk“, fast mehr noch „die Gesellschaft“. Während er sich im Krieg von 1866 nicht dem Eindruck verschließt²¹¹): „Es muß doch ein tiefer Sonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen; sonst könnte das nicht alles

sein“, hat er bei der Ablehnung der Arbeiterschutzgesetze, insbesondere des Sonntagschutzes, mit diesem Fonds nicht gerechnet, auch nicht mit der freudigen Aufopferung materieller für ideelle Werte — ob mit Recht oder Unrecht, beschäftigt uns hier nicht. Mit eingebildeten Idealmenschen zu rechnen, verbot ihm sein Beruf. So ruft er einmal aus, soviel man erkennen kann, in bezug auf einen Gutsverwalter ²¹²⁾: „Warum soll B. durchaus Gemüt haben? Mir ist etwas Pedanterie und Korporalswesen an einem Manne in seiner Stellung ganz lieb; der Ernst des Lebens muß sein Recht haben.“

Aber schon 1851 ist ihm ebenso „bange vor dieser plötzlichen Dornheimgkeit“, in die er einrücken soll ²¹³⁾: „Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für all mein Lästern über Geh. Räte straft.“ Je mehr er aber in den Diplomaten- und höheren „Gesellschafts“kreis geriet, desto schwerer wurde ihm die allgemeine Menschenachtung, die Jesus in der einem engeren Kreis von Gotteskindern zugeordneten Bergpredigt voraussetzte. Wie bezeichnend sind doch folgende beide Bemerkungen! Der Frau schreibt er 1859 ²¹⁴⁾: „Heute scheint hier eine kalte, gleißende Sonne mit Wind und Staub, rechtes Diplomatenwetter“, und der Schwester 1862 über des medizanten Darnhagen von Ense Tagebuch ²¹⁵⁾: „Es stehen Gemeinheiten genug darin; aber gerade so wurde geredet in der Zeit und schlimmer, es ist aus dem Leben. D. ist eitel und boshaft; wer ist es nicht? Es kommt eben darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des andern reift, mit Wurmstichen, Sonne oder faulem Wasser,

bitter, süß oder faul.“ Ach, wer kann dem groß geschnittenen Mann nicht nachfühlen, wie ihm das eitle Intriguieren die Galle erregte! Und wer wird sich der weitgehenden Wahrheit des andern Wortes entziehen, die viel von seiner immer steigenden Unbetulichkeit im Dienst entschuldigt? ²¹⁶). „Uebrigens ist es für das ganze Räderwerk nützlich, wenn ich mich mitunter ärgere; das gibt stärkeren Dampf in die Maschine.“

Nun soll freilich mit alledem nicht der starke Bodensatz seiner ungebändigten Raubritternatur weggeleugnet werden. In seiner Jugend und im früheren Mannesalter war sich Bismarck dessen auch wohl bewußt. Wie schön spricht sich diese Selbsterkenntnis gegen die Frau aus ²¹⁷): „Von ganzem Herzen danken will ich dir, nächst Gott, für all deine Liebe und Treue, mit der du Glück und Frieden in mein früher an beiden armes Leben gebracht, für deine Sanftmut und Geduld, mit der du mir die geringen Leiden ertragen hilfst, die Gottes Güte uns schickt, und die größeren, die meine eigenen Schwächen und Ecken und der uns Männern allen stärker wie euch anfliebende Egoismus über uns verhängt. Ich will deinen Geburtstag damit feiern, daß ich Gott inbrünstiger als an andern Tagen bitte, daß er . . . mir Friedfertigkeit und Demut verleiht und mich die rechte Liebe und Treue gegen dich nicht bloß in Gefühlen, sondern auch in meinen Taten, mit unwandelbarer Sanftmut und Sorgfalt stets bewahren läßt, dann hoffe ich auch, daß Gott uns ein gütiger Herr sein . . . werde.“ — „Ich muß dem lieben Gott viel abbitten wie immer für meine Ungeberdigkeit. Er zeigt mir am Ende einmal, wie verschieden die Wirklichkeit von der Einbildung ist.“

Aber man kann sich von vornherein dem Eindruck nicht entziehen, daß ihm dieses Verlangen nach Sanftmut nicht bloß gegen die Natur, ich möchte sagen, gegen das ganze Ethos geht. Es ist keine Frage: hätte der Geist der Bergpredigt über diese Natur gesiegt, so hätten wir nie diese ungebrochene Kraft des Hasses und des Zornes erlebt, die doch eines der Geheimnisse seiner durchschlagenden Erfolge ist. Darin liegt das gewisse Recht der Auffassung Bismarcks mehr als Hagen denn als Siegfried. Vorzüglich tritt sein eigenes Ethos im Kampf mit dem christlichen hervor in dem Brief vom 9. September 1849 ²¹⁸):

„Gute Nacht, mein geliebtes Herz, mögen dich Gottes Engel schützen, und bete für mich, daß ich ihm treu bleibe; ich werde hier so weltlich und so zornig, wenn du nicht bei mir bist. Gestern war ich mit Malle im Friedrichshain (Begräbnisstätte der Märzgefallenen!), und nicht einmal den Toten konnte ich vergeben; mein Herz war voll Bitterkeit über den Götzendienst mit den Gräbern dieser Verbrecher, wo jede Inschrift auf den Kreuzen von „Freiheit und Recht“ prahlt, ein Hohn für Gott und Menschen. Wohl sage ich mir, wir stecken alle in Sünden, und Gott allein weiß, wie er uns versuchen darf, und Christus unser Herr ist auch für jene Meuterer gestorben; aber mein Herz schwillt vor Gift, wenn ich sehe, was sie aus meinem Vaterland gemacht haben, diese Mörder, mit deren Gräbern der Berliner noch heut Götzendienst treibt.“

Und ebenso tief und wahrhaftig ist das Bekenntnis des bewußten Gegensatzes zwischen der christlichen Forderung und dem eigenen Vermögen in dem Brief aus Nor-

derney ²¹⁹): „Röm. 12 habe ich gelesen, zwar nicht auf dem Balkon im Mondenschein, sondern im Seegras-Bett in Sturm und Regen, die am Fenster rüttelten. Es ist ein Kapitel, an dem man recht ermessen kann, wie glaubensarm und böse man ist. Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungerte, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte. Gott besser's.“

Und er hat es nie getan! Er hat seine Natur nicht gezwungen, es zu tun, nach anderer Leute Meinung: er hat sie nicht verunstaltet durch solchen Zwang. Er hat freilich auch nie die Abrechnung mit der Forderung der Bergpredigt innerlich beglichen oder gar die letztere ins Unrecht gesetzt. Hier blieb zeitlebens wie bei so vielen christlichen Edelleuten ein non liquet im Rest.

Denn zu stark entwickelt war sein Rechts- und Ehrgefühl und sein Trotz! Es kommt ihm so recht von Herzen, wenn er der Braut schreibt ²²⁰): „Du mußt umgekehrt mit Verachtung auf jeden sehen, der deinen Wert nicht zu würdigen weiß.“ Und so blieb er zeitlebens ein überzeugter Anhänger des Duells. Seine Naturansicht darüber schreibt er 30-jährig der Schwester ²²¹): „Eine solche „schriftliche“ Erklärung, die obendrein nicht bloß einen Widerruf, sondern eine Verunglimpfung seines eigenen Benehmens enthält, führt mehr Unannehmlichkeit für den Aussteller mit sich als eine Kugel im Leibe. Ich bin bei ruhigem Blute ganz deiner Ansicht, daß Eingeständnis und Sühne eines Unrechts, dessen man sich bewußt ist, der Ehre eines Mannes mehr förderlich als nachträglich ist; aber die Form, in der es geschieht, scheint mir im vorliegenden Fall eine mit

den herkömmlichen Begriffen ganz unverträglich gewesen zu sein.“

Ganz besonders bezeichnend aber und die vollste Offenbarung des Bismarckschen, mit dem der Bergpredigt unvereinbaren Ethos ist sein Bericht über sein Duell mit Vincke²²²). Man bedenke jeden Satz und erfreue sich der Wahrhaftigkeit, die aus allem spricht! „In der Vinckeschen Sache kann ich mit dir Gottes Gnade nicht genug preisen, daß keiner Seite Unheil geschehen ist. Es ist mir innerlich, glaube ich, recht heilsam gewesen, mich dem Tode nahe gefühlt und mich darauf vorbereitet zu haben; ich weiß, du teilst meine Auffassung von dergleichen nicht; aber ich habe mich nie so fest in gläubiger Zuversicht und so ergeben in Gottes Willen gefühlt als in dem Augenblick, wo die Sache vor sich ging. . . . V. ließ mir sagen, man wollte die ganze Sache zurücknehmen, wenn ich erklärte, daß mir meine Aeußerung leid täte; da ich dies der Wahrheit gemäß nicht konnte, so nahmen wir unsere Posten ein, schossen auf Kommando von B. und fehlten beide. Gott verzeihe mir die schwere Sünde, daß ich seine Gnade nicht sogleich erkannte; aber ich kann nicht leugnen: als ich durch den Dampf sah und mein Gegner aufrecht stehen blieb, hinderte mich eine Empfindung des Mißbehagens, in den allgemeinen Jubel, der B. Tränen vergießen ließ, einzustimmen; die Ermäßigung der Forderung war mir verdrießlich, und ich hätte das Gefecht gern fortgesetzt. Da ich aber nicht der Beleidigte war, so konnte ich nichts sagen; es war aus und alles schüttelte sich die Hände. . . . Alle Welt war mit dem Ausgang unzufrieden; der Herr aber wird wissen,

was Er noch aus D. machen will; bei ruhigem Blut bin ich jedenfalls sehr dankbar, daß es so kam."

Hinzuzufügen bleibt noch, daß bei der vorgängigen Beratung auch Leopold v. Gerlach und Kleist-Rekow der Ansicht waren, es müsse sein; „auch Büchsel sah keinen Ausweg, obschon er mich ermahnte abzustehen. Ich habe mit ihm und Stolberg noch am Abend vorher eine Betstunde abgehalten. Daß ich mich stellen müsse, darüber war ich nie zweifelhaft, wohl aber, ob ich auf D. schießen solle. Ich tat es ohne Zorn und fehlte . . ."

Und wie oft focht er späterhin Duelle mit der scharfen, oft giftigen Zunge durch, gewiß ohne hinterherige Gewissensbisse, obschon er alles herausgesucht hatte, was den Gegner — man denke an Eugen Richter, Lasker, Virchow und viele andere — am schlimmsten treffen und bloßstellen, ja in der Oeffentlichkeit unmöglich machen sollte. Der alte Korpsstudent und weiter zurück der ostelbische Junker hat sich da nie verleugnet; ein Sichversehen in die innere Lage, in die pflichtmäßigen Auffassungen und Nötigungen der Gegner hat ihn nie angekränfelt. Daß das nun gerade das entgegengesetzte Ethos ist als das von der Bergpredigt erforderte, bedarf keiner Ausführung. Aber wer möchte es wagen, von diesem Schlussergebnis unserer Untersuchung aus ein Verdikt zu fällen über die Christlichkeit des ganzen Mannes? Hier wird eben wie so oft in den Tragödien der Menschheit das Unzulängliche Ereignis. Genug, daß der Adel der Gesinnung und die Echtheit des Wesens über allem Menschlichen und Allzumenschlichen ungetrübt erhalten bleibt.

III. Kapitel:

Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 22. April 1887 erklärte Freiherr v. Hammerstein, der Urheber des nach ihm genannten Antrags zur Stärkung der Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche, gewiß mit Recht¹⁾, „daß der Fürst Bismarck augenscheinlich für die objektive Bedeutung der kirchlichen Institution nicht dasjenige Maß von innerem Verständnis besitzt, wie er es für die Bedeutung des subjektiven Christentums jederzeit offen an den Tag legt“. Damit stimmt genau überein, was Andrae-Roman an M. Busch²⁾ mitteilte: „Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geistlichen als solchen schreibt sich nicht erst her von dem Konflikt mit der Kreuzzeitung, sie bestand schon lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als solcher eng zusammen und hat ganz andere Ursachen, auf die ich hier³⁾ nicht näher eingehe. Daß Geistliche oder auch Laien damals als „Deflaranten“, als Bürgen für irgendwelche Niederträchtigkeiten und Bosheiten aufgetreten seien, die damals, leider Gottes, gegen den hochverehrten Mann losgelassen wurden,

muß ich so lange bestreiten, bis mir solche Personen — ich rede nur von solchen Konservativen, die mit Bismarck auf einem Glaubensgrund stehen — nachgewiesen werden.“

An dieser Erklärung ist jedenfalls so viel richtig, daß wir die Ursachen der Geringschätzung der Institution der Kirche nicht in unangenehmen Erfahrungen, die Bismarck mit kirchlichen Kreisen gemacht hat, sondern in einer allgemeinen Auffassung des Verhältnisses von Kirchentum und Christentum zu suchen haben. Wir hörten eingangs, daß Bismarck nicht durch Geistliche und durch die Predigt, sondern durch Laienzeugnis zu seiner festen Stellung im Christentum geführt, daß er wesentlich durch Privatlektüre der Schrift und guter Predigten darin gefördert wurde; es war also weniger die Institution der Kirche und des Amtes als das persönliche Laienchristentum, dem er sein Christentum verdankte. Ich glaube aber auch, daß er der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen bei aller Achtung vor ihr nicht so bedurfte, zu ihr nicht so gezogen wurde, wie wir es in den Kreisen der lutherischen Restauration sonst finden. Sollte da nicht die starke, geniale Individualität mitspielen, welche der Anlehnung an andere nicht bedürftig, der öffentlichen Kundgebung innerlicher Vorgänge scheu ausweichend, von der Selbstdarstellung mittelmäßiger, schwächerer religiöser Erlebnisse, wie sie in unseren Versammlungen gar zu oft vorkommt, wenig angezogen ist?

1. Bismarcks religiöser Individualismus.

Immer wieder sind wir überrascht durch die Eigenständigkeit der Bismarckschen Selbsterbauung. Wie viele

Zeugnisse seines ganz persönlichen Suchens in der Schrift und seiner seltenen Schriftkenntnis sind uns schon begegnet⁴⁾! Man überdenke nur die nachstehenden Proben, die zumeist den Briefen an seine Frau entnommen sind!

Wir erinnern uns an seine Auseinandersetzung über die „Werkheiligkeit“⁵⁾, die sich auf die „herrliche“ Epistel Jakobi, daneben Matth. 25, 34 ff. Röm. 2, 6. 2. Kor. 5, 10, Röm. 2, 13. 1. Joh. 3, 7 und unzählige andere stützt. Er erkennt zwar selbst sehr wohl die Unfruchtbarkeit des Rechts mit abgerissenen Sätzen der Schrift außer dem Zusammenhang. Aber er verweist sie auf die ungeheure Mannigfaltigkeit von Bedeutungen, der das Wort Glaube in der Schrift ausgesetzt ist, weshalb denn zuletzt alles auf die Auslegung ankomme. Echt protestantisch ist doch diese Laientheologie des Edelmannes! Und er fühlt das selbst recht gut: „Ich gerate wider Willen in gräßliche Distussion und Streitfragen. Bei den Katholiken wird die Bibel von Laien gar nicht oder mit großer Vorsicht gelesen, ausgelegt nur von Geistlichen, die sich lebenslänglich mit dem Studium der Quellen beschäftigt haben.“ Das ist zwar etwas idealisiert; aber der Gegensatz ist scharf erfaßt.

Dann hören wir in den Jahren 1849—51 über seine Schriftlektüre⁶⁾: „Den 138. Psalm (Schutz vor Feinden) habe ich mir eben noch gelesen und gestern Abend den 64., der ähnlich ist. Jesajas habe ich nicht!“ (Er las eben nur im kleinen Neuen Testament mit angehängtem Psalter.) „Ich habe gestern Abend bei dem 28. Psalm recht an dich gedacht, daß Er Seine Hand über dich halte und dich beschütze vor allem, was dir bevorsteht.“ „Nur deine armen,

armen Augen und Mütterchens Süße; den 20. Psalm will ich im Bett lesen und Gottes Gnade für euch beide anrufen.“ „Ich lese täglich im kleinen Testament.“ „Ich las Zeitungen und dann mit Hans (Kleist=Rehow) den 118. Psalm und schlief sehr fest.“ Dann hören wir hinter einander von kursorischer Lektüre des Johannesevangeliums und des Römerbriefs. Darauf wieder: „will zu Bett gehen und mir Kap. 2 der 2. Ep. Petri lesen. Ich treibe das jetzt mit System, und wenn ich Petri auf deine Empfehlung aus habe, will ich die Ebräer lesen, die ich noch gar nicht kenne.“ „Ich schlug mir eben zu meinem Trost einen Psalm auf und traf auf den 112., der recht schön ist.“ Zu beachten ist, daß Bismarck offenbar das Alte Testament, abgesehen vom Psalter, nicht zu lesen pflegte, vielleicht eine Nachwirkung Schleiermacherscher Einflüsse; das unterscheidet den lutherischen nicht wenig von kalvinistischen Staatsmännern wie Cromwell.

Dies systematisch betriebene Durchlesen des ganzen Neuen Testaments mit Einschluß des Psalters schlägt sich auch in seiner Korrespondenz mit Andrae nieder. Charakteristisch äußert sich seine echt protestantische Stellung zur Schrift in einem Brief an Wagener ⁷⁾: „Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran“, sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen.“ Bald darauf begegnet in einem Brief an die Schwester ⁸⁾ die reizende Mischung von Spaß und Ernst in Bibelworten: „Johanna hat mich in der Nacht mit

dem Jungen auf dem Arm überfallen und mit allen Künsten, die uns ums Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim alten blieb.“ Weniger zusagend werden manchen die folgenden biblischen Wiße sein ⁹⁾: „Dabei schreibt mir niemand und es sticht mich in meinen Nieren, daß ich muß ein Narr sein und nichts wissen [und muß] wie ein Tier [sein vor dir]“, wie der wißbegierige Psalmist sagt . . . Sogar Deetz ist fort und kommt hoffentlich nicht wieder, wenigstens bete ich morgens und abends Domine, libera nos a maiore!“ — Ein ganz herrliches Zeugnis der Belesenheit in der Schrift bietet aber der Weihnachtsgruß, den der Minister seinem König anno 1864 widmete ¹⁰⁾: „Ich habe das gläubige Vertrauen zu Gott, daß Ew. Majestät Stab im deutschen Lande blühen werde, wie der Stäben Aarons laut dem 4. Buch Moses im 17. Kapitel, und daß er zur Not sich auch in die Schlange verwandeln werde, welche die übrigen Stäbe verschlingt, wie es im 7. Kapitel des 2. Buches erzählt ist. Verzeihe Ew. Majestät meinem dankbaren Gefühle diese Bezugnahme!“

Wie uns berichtet wird ¹¹⁾, lag in Darzin auf einem Nebentischchen nahe dem Schreibtische eine vielbenutzte Bibel; aber auch aus dem Felde schreibt Bismarck an seinen Sohn Herbert ¹²⁾: „Von deiner Mutter habe ich heute zwei liebe Briefe gleichzeitig erhalten und danke ihr herzlich für Psalmen und Liebe.“

Neben der Bibel lagen die täglichen Losungen der Brüdergemeinde ¹³⁾. Er fand das erste Exemplar in dem Palais des Auswärtigen Ministeriums, als er in Gegenwart seines Onkels, des Oberpräsidenten

von Kleist=Rehrow, die Nachfolge des Grafen Bernstorff antrat. Jener übernahm, in Freude darüber, die Pflicht, dieselben jährlich zu Weihnachten zu erneuern, und bewahrte diese Sitte auch während der schweren Zeit ihrer Entfremdung. Bismarck gebrauchte sie zu täglichen Notizen, las sie am Schlusse des Tages. Sie sind ihm auch mehrfach im Leben von Bedeutung gewesen. An den gleichgesinnten Kriegsminister von Roon schreibt er einmal¹⁴⁾: „Lesen Sie die Lösung vom 14. August mit weltlicher Interpretation, wie sie sich mir aufdrängte.“ Die Lösung war Luk. 16, 9: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.“ An dem Tage, an dem er die lebensgefährliche Verwundung Herberts in einem Duell in Bonn erfahren hatte, enthielt die Lösung die Worte: „Er wird leben . . .“, und er nahm sie als eine ihm gewordene Verheißung für das Leben des Sohnes¹⁵⁾.

Wichtiger als diese Erbauungsmittel sind für die selbständige Haltung unseres Helden in Glaubenssachen die gehäuften Beweise für ein ganz geregeltes und doch impulsives Gebetsleben. Es bedarf gewiß dafür keines weiteren Beweises nach all den gelegentlichen Proben. Ich greife nur noch 3 Stellen seiner Briefe an die Frau heraus¹⁶⁾: „Ich bete in der Kammer und auf der Straße zu Gott, daß Er uns nicht nehmen wolle, was Er uns so gnädig geschenkt hat.“ „Mir ist erst behaglich, wenn ich abends im Bett liege, wache und lese und mich dann umdrehe, um Gott zu bitten, daß er euch in Reinfeld unter Seinen Schutz nehme.“ „Ich habe immer zu kämpfen, daß ich nicht vor dem Amen einschlafe, indem meine Gedanken

etwas länger als meine Worte bei euch Geliebten verweilen.“

Wer so zu beten und seinem Innenleben so wunderbar reichen Ausdruck zu geben vermag, wie wir es nun von Bismarck erfahren haben, der arbeitet in der Tat nicht vergebens „täglich mit den Hilfsmitteln des Gebets und der Ergebung“ an seiner eigenen Seele; von dem kann man nicht erwarten, daß er bestellter Seelsorger und kirchlicher Erbauung bedürfe, von der auch Luther einst urteilte, sie sei nur denen nötig, die die Anbetung im Geist und in der Wahrheit noch nicht zu leisten vermöchten.

2. Bismarcks Unkirchlichkeit.

In den Briefen an seine Frau finden wir bis 1852 immer wieder Spuren des Kirchenbesuchs. Wenn man annehmen darf, daß er von einem solchen seiner Frau, die sich darob stets freute, gewiß jedesmal Meldung abstattete, so kommen schon in Frankfurt nicht allzu viel Sonntage heraus, wo er mit der Gemeinde feierte. Man muß aber gerechterweise auch berücksichtigen, daß er nach der Natur seiner Lebensstellung einer bestimmten Gemeinde sich schwer nur anschließen konnte. Ich lasse nun einige charakteristische Proben seiner Kirchenbesuche folgen¹⁷⁾: 1849 urteilt er über einen „netten Prediger“: „eine kräftige gläubige Natur, etwas an Wagner erinnernd“. Dann schreibt er über seine Absicht, das Fest mit der Schwiegermutter zu verbringen: „wir haben unsre Not zusammen durchgemacht und wollen Gott am Tage der Auferstehung gemeinsam danken, daß er uns so weit gebracht hat.“

Aus Karlsbad meldet er einen Kirchenbesuch bei einem recht guten Prediger aus Hannover mit Stein und Spät und die Anhörung einer guten Predigt eines Magdeburgers. Dann hören wir wieder von seiner Absicht, den Bußtag andächtig bei Wermelskirch zu feiern. Bei Büchsel hat er eine herrliche Predigt gehört, die durch Mark und Bein ging, zum Totenfest über 90. Psalm 12. Vers: „er sprach sehr gegen Krieg“. Dann meldet er beim Ordensfest die wundervolle Musik in der Kapelle und eine jämmerliche Predigt von Neander; am folgenden Sonntag hat er wieder Büchsel gehört. Nicht viel später erfahren wir, daß er mit Kleist-Rehow bei Knaß zum Abendmahl gehen will. 4 Wochen später meldet er: „Endlich ein sehr gut angewandter Tag. Gestern war ich mit Hans bei Pastor Schulze in Bethanien; er predigt angenehm und ruhig; daß er Damen gefällt, wundert mich, wenigstens sprach er gestern nur zum Verstand, nicht zum Gefühl.“ Zurückgekehrt nach Frankfurt, besucht er die lutherische Kirche: „ein zwar nicht sehr begabter, aber doch gläubiger Pastor; die Zuhörer waren außer mir genau 22 Weiber, und mein Erscheinen war sichtlich ein Ereignis.“ 4 Tage darauf, am Himmelfahrtstag, ist er in der französischen Kirche, „wo wenigstens mehr Gemeinde und Andacht, auch der Pastor leidlich; aber ich kann nicht französisch reden zu meinem lieben treuen Herrn und Heiland; es kommt mir undankbar vor . . . diese nüchternen Reformierten.“ Dann wieder geht er mit Bucher in die Kirche. Bezeichnend ist doch, daß er in Bienenbach (an der Bergstraße), da er zu einem Jagd-Rendezvous 3 Stunden zu früh kam, in eine reizend auf dem Abhänge

des Gebirges gelegene Dorfkirche, einer lutherischen Oase im katholischen (?) Lande, ging, einen sehr süddeutsch redenden, aber gläubigen Prediger und noch die Einsegnung der Kinder anhörte. Gelegentlich eines kurzen Besuches in Berlin ist er wieder bei Büchsel in der Kirche: „eine schöne, einfache Predigt; wenn er nur das Aufschreien lassen wollte; dieser Wechsel von pianissimo und fortissimo am unrechten Ort stört mich mitunter.“

Aber schon aus dieser kirchlichsten Zeit hören wir Selbstanflagen¹⁸⁾ wie: „Ich bin ein rechter Heide, daß ich gar nicht mehr in die Kirche komme, und immer des Sonntags reise. . . . Ich habe recht schlechtes Gewissen darüber; denn ich diene Menschen an dem Tage, wo ich nur Gott dienen sollte, und habe immer dumme Nützlichkeits- und Notwendigkeitsentschuldigungen“, oder: „ich hörte ganz fern die Glocken der von mir geschwänzten Kirche.“ [Später erfahren wir nur noch 2 mal¹⁹⁾] etwas vom Kirchenbesuch: Aus Paris meldet er der Frau Ostern 1857: „Morgen werde ich eine deutsche Predigt hören; für die Katholiken ist heute der größere Tag, für uns morgen.“ „Von Festen merkt man hier kaum etwas; am Charfreitag alle Läden offen, alle Handwerke im Gange; nur am Domierstag hielten mehr Equipagen als sonst vor den Kirchen.“ Noch begegnen Besorgnisse wegen Uebertretung kirchlicher Sitten wie²⁰⁾: „am 30. ist Sonntag; da mag ich nicht reisen“; „ich reise Sonntag ab; Gott wird es mir wohl vergeben“; wieder spricht er von Gewissensbissen wegen Reisen am 1. Feiertag und schließlich wegen Tanzens bis in die Sonntagnacht. Aber dann hat ihn wohl die Nötigung des Gesellschafts-

und Staatslebens so abgehärtet, daß er die alten kirchlichen Gewohnheiten außer acht ließ, ohne sich daraus ein Gewissen zu machen.

Bismarck hat sich über seine Unkirchlichkeit selbst nicht ausgesprochen, ist der Erörterung derselben vielmehr scheu aus dem Wege gegangen. Andrae-Roman legte ihm 1865 ²¹⁾ nahe: „Viele ernste Christen im Norden und Süden würden Sie . . . dadurch eines Besseren belehren, . . . daß Sie sonntäglich zum Gotteshause gingen . . . Sie werden mir nicht sagen: „Zum regelmäßigen Kirchenbesuch habe ich keine Zeit“; denn Sie wissen so gut wie ich, daß Gott keine Ordnung einsetzt, die nicht zu halten ist, sondern vielleicht wie in Frankfurt: „Ich erbaue mich an einer guten Predigt zu Hause besser als an einer schlechten in Gottes Hause.“ Aber Berlin hat keinen Mangel an ausgezeichneten Pastoren, und außerdem liegt ein besonderer Segen darauf, daß wir die von Gottes Wort und seiner Kirche gesetzten Ordnungen einhalten, und niemand wird sich ungestraft darüber hinwegsetzen.“ Was antwortet Bismarck hierauf? Die Prinzipienfrage: sind die kirchlichen Ordnungen von göttlicher, den einzelnen legal bindender Autorität? umgekehrt, der Kirche als Gemeinschaft der gläubigen Mitchristen erklärt er sich zur Verantwortung und Vermeidung alles Aergernisses verpflichtet, über seine Erfüllung der kirchlichen Pflichten aber erklärt er sehr lärglich ²²⁾: „Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich „niemals ein Gotteshaus besuche“. Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer hat also diese Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter

geschehen könnte; aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richten an mir berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medizinische Details glauben."

Ob der sonst so rücksichtslos wahre Mann hier doch aus Rücksicht auf den Anstoß der ihm im persönlichen Glauben nahestehenden Kreise über den tieferen Grund, nämlich über seine Unbedürftigkeit kirchlicher Gemeinschaft, geschwiegen oder ob er sich selbst darüber nicht klare Rechenschaft gegeben hat? Aber aus diesem Brief herzuleiten²³): „Er nimmt am kirchlichen Gottesdienst eben so gern teil, wie er durch Gebet in der Einsamkeit die Klarheit zu gewinnen sucht, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst“, geht nicht an. Der ganze Akzent des Briefes liegt auf der Bezeugung seines persönlichen Christentums, das ihm „den Stab demütigen Glaubens“ darreiche, an dem er seine Wege zu finden suche. Herrlich spricht sich in demselben Briefe der Independentismus seines evangelischen Glaubens aus, der die positive Wurzel seiner Unkirchlichkeit ist: „Was die Dirchowsche Sache (das Duell) anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so tue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt.“ So wendet

der in sich starke, gottesgewisse Mann von allen menschlichen Kanälen und Auslegungen sich ab und dem direkten Gebetsverkehr mit Gott und dem Worte Gottes zu, das er als eine freie, innerliche Norm seines Lebens sich selbständig auszulegen gewöhnt ist. Wenn das für die Mehrzahl gewiß ein gefährlicher, zu Selbsttäuschungen veranlassender Standpunkt ist — können wir uns diese auch in der Religion genial starke Persönlichkeit anders denken denn als Independenten?

Einige wenige Spuren kirchlicher Betätigung lassen sich bei dem Minister aufweisen. In Schönhausen findet sich ein altes romanisches Gotteshaus, wohl erhalten, namentlich in seinem Aeußeren (stattlich²⁴); daß Bismarck seiner Wertschätzung der Kirche als Heilsanstalt etwa durch Renovation, reichere Dotation dieser Kirche Ausdruck gegeben, wird uns nicht berichtet. In Darzin fand Bismarck keine Kirche²⁵); wer da eine Predigt hören wollte, mußte nach dem eine Meile entfernten Wussow gehen; als von einer Seltenheit berichtet der Kanzler denn auch seinem Bruder²⁶): „Heut war ich zur Kirche; ein fluger, etwas liberaler Pastor, aber doch in geistlichen Grenzen und Formen.“ Endlich lesen wir in Buschs Kriegserinnerungen einmal, was allerdings auf öfteren Kirchenbesuch im Felde schließen läßt²⁷): „Der Minister blieb heute ungewöhnlich lange im Bette und ging auch nicht in die Kirche.“ Ueber sein Verhalten zur Kirche nach seiner Entlassung und in Friedrichsruh hören wir gar nichts; auch verlautet aus kirchlichen Kreisen Lauenburgs nur, daß der Fürst, abgesehen davon, daß er den Pastor des nächstgelegenen Pfarrdorfes Brunsdorf zu allen Familien- und Abend-

mahlsfeiern beizog und die parochialen Kompetenzen desselben strengstens achtete, zu der lauenburgischen Kirche weder durch Stiftungen noch durch Zuwendungen noch irgend wie sonst in Beziehung trat. Von irgendwelchen Bezeugungen kirchlichen Interesses, kirchlicher Opferwilligkeit ist keine Spur zu konstatieren.

3. Der antikirchliche Protestant.

„Echter Protestant ist er in seinem Widerwillen gegen jedwede hierarchische Herrschsucht, komme sie nun von katholischer oder auch von protestantischer Seite; jene bekämpft er als deutscher Staatsmann, diese zugleich als evangelischer Christ, der es besser als mancher Theologe weiß, daß die evangelische Kirche nicht auf dem Priestertum, sondern auf der Gemeinde ruht.“ So O. Pfleiderer²⁸⁾. Die Gießener theologische Fakultät aber, als sie am 10. November 1888 als zum Geburtstag Luthers dem Fürsten Bismarck die theologische Doktorwürde verlieh, begrüßte ihn²⁹⁾ als den, „welcher darüber wacht, daß die evangelische Kirche gemäß ihrer Eigenart und nicht nach fremdartigem, für sie verderblichen Vorbilde regiert werde.“

Das Schielen der konservativen, positiven Kreise nach römisch-hierarchischer Kirchenherrlichkeit, nicht aber persönliche Glaubensüberzeugung schied Bismarck von der Orthodoxie. Interessant ist hiefür das Gespräch mit dem Prinzregenten über Pietismus und Orthodoxie, das Bismarck uns in den „Gedanken und Erinnerungen“³⁰⁾ mitgeteilt hat. Der Prinzregent verstand unter einem Pietisten einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Karriere

zu machen. Darauf Bismarck: „Das liegt Gerlach fern, was kann der werden? In heutigem Sprachgebrauch versteht man unter einem Pietisten etwas anderes, nämlich einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimnis macht; und deren gibt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu tun haben und an Karriere nicht denken. Orthodox ist beispielsweise jemand, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer, zur Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblicke nicht präziser fassen; aber es ist das Wesentliche der Glaubensverschiedenheit.“ Der Prinz hoch errötend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubte!“ Bismarck ruhig: „Wenn diese Auffassung öffentlich bekannt würde, so würden Ew. Königl. Hoheit selbst zu den Pietisten gezählt werden.“ Offenbar rechnete er sich selbst zu ihnen, d. h. eigentlich zu den positiven Christen.

Das geht auch deutlich hervor aus Gesprächen im Feldzug, die uns M. Busch überliefert. Da redeten sie einmal³¹⁾ über Religionsfreiheit: Bismarck stimmte zu: „Jeder muß nach seiner Fassung selig werden können“, gab dem aber die eigentümliche Wendung: „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrien, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung.“

Ein andermal³²⁾ sprach er sich sehr entschieden für

Duldzaamkeit in Glaubenssachen aus, aber wieder mit der überraschenden Wendung: „Aber die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, die gläubig sind — und zwar nicht mit Scheiterhäufen — denn das geht nicht — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Ungläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man hier dabei sein würde, wenn der Pastor Knaß gehenkt würde.“ Uebrigens befundet Bismarck bei dieser Gelegenheit³³⁾ eine klare kirchengeschichtliche Orientierung: auch der alte Protestantismus habe nichts von Duldung gehalten; „die damaligen Reformierten waren nicht gerade Reaktionäre, aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst.“ Dafür führte er dann Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so.“ Er verstand diese Intoleranz aber auch in einen größeren Zusammenhang zu bringen mit der naturgemäßen Wirkung religiöser wie politischer Streitigkeiten. Darüber lesen wir in den „Gedanken und Erinnerungen“³⁴⁾:

„Die Reizbarkeit wird unbewußt dadurch verschärft, daß in der Politik und in der Religion keiner dem Andersgläubigen die Richtigkeit der eigenen Ueberzeugung, des eigenen Glaubens konfludent nachweisen kann, und daß kein Gerichtshof vorhanden ist, der die Meinungsverschiedenheiten durch Erkenntnis zur Ruhe verweisen könnte. In der Politik wie auf dem Gebiet des religiösen Glaubens kann der Konservative dem Liberalen, der Royalist dem Republikaner, der Gläubige dem Ungläubigen niemals ein anderes Argument entgegenhalten, als das in tausend

Variationen der Beredsamkeit breitgetretene Thema: meine politischen Ueberzeugungen sind richtig und die deinigen falsch; mein Glaube ist Gott wohlgefällig, dein Unglaube führt zur Verdammnis. Es ist daher erklärlich, daß aus kirchlichen Meinungsverschiedenheiten Religionskriege entstehen und durch Parteikämpfe, solange nicht ihre Erledigung durch Bürgerkrieg stattfindet, doch ein Umsturz der Schranken herbeigeführt wird, die durch Anstand und Ehrgefühl wohlherzogener Leute im außerpolitischen Lebensverkehr aufrecht erhalten werden.“

Die „heidnische Parteiherrschaft“, die es ³⁵⁾ „als ihre Aufgabe ansah, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlage beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten tatsächlich zu erschüttern“, und ³⁶⁾ „der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort trieben“, veranlaßten während des Kulturkampfes die scharfe Trennung von der hochkirchlichen Partei. „Die landesfeindliche Desertion der konservativen Partei in der katholischen Frage“³⁷⁾, speziell die Art, wie die alten Freunde Ludw. v. Gerlach und Kleist-Rekow die kirchenpolitischen Gesetze bekämpften als solche, die ³⁸⁾ in das innerste Leben der Kirche und auch der evangelischen Kirche eingriffen und unter allen Christen dieser Kirche, die sich noch kirchliches Bewußtsein bewahrt hätten, Schmerz und Entsetzen hervorriefen — diese Parteinahme der Orthodorie für „die Kirche“ machte Bismarck zu ihrem Gegner. Schon im August 1872 mußte er sich der Einwirkung Evangelisch-Klerikaler auf den Kirchenstreit erwehren. Damals schrieb er dem Kaiser den scharfen

Brief ³⁹⁾: „daß der Hofprediger Hoffmann schon jetzt eine sichere Meinung über die Frage abgibt, wundert mich nicht; denn ich kenne seit Jahren die sanguinische Sicherheit, mit welcher sich dieser geistliche Herr auf dem ihm ganz fremden Boden der Politik bewegt. Sein gänzlicher Mangel an der diskreten Zurückhaltung, welche zarte Geschäfte erfordern, lassen mich befürchten, daß er das vorliegende durch seine Einmischung nur erschweren und Ew. Majestät Namen, wie das schon im Winter in Berlin geschehen zu sein scheint, mißbräuchlich benutzen wird. Ich kann daher ehrfurchtsvoll anraten, dem Oberhofprediger jede Tätigkeit auf diesem Gebiete huldreichst untersagen zu wollen.“

Ueber die weitere Entwicklung des Verhältnisses berichtet Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ zwar noch immer animos, aber doch trotz Andrae=Romans Einspruch ⁴⁰⁾ im wesentlichen richtig ⁴¹⁾: „Gegen mich begannen die Verleumdungen in dem Blatte, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland“ seit Jahren nicht mehr die konservative Partei und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt. Dann die Deflaranten, deren wissenschaftliches Kontingent aus einigen hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter mir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten und ihre Mission als Diener der christlichen Kirche und ihres Friedens dadurch betätigten, daß sie die Verleumdungen des Blattes öffentlich kontrasignierten. Ich habe gegen Politiker in

langen Kleidern, weiblichen und priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunciamento einiger hundert evangelischer Pfarrer zu Gunsten einer der frivolsten, gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdung war nicht geeignet, mein Vertrauen gerade zu den Politikern, die im Priesterroße, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken."

In den Kämpfen gegen Rom und gegen diese hochkirchliche Fronde hat Bismarck wiederholt den absoluten Gegensatz evangelischen und katholischen Kirchentums vortrefflich markiert. Da hat er einmal ⁴²⁾ Windthorst „als evangelischer Christ“, nicht als Minister erwidert: „wenn er glaubt, daß die Trennung der evangelischen Kirche vom Staate für die evangelische Kirche tödlich sei, so muß ich ihm, was ich seiner ganzen Haltung nach voraussetzen konnte, entgegen, daß ihm zu meinem Bedauern der wahre Begriff des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist.“ Später gegen Mallinckrodt ⁴³⁾: „Ich kann doch unmöglich, wenn ich als evangelischer Christ von der „Kirche“ sprach, im Jahre 1849 die katholische Kirche nach den heutigen vatikanischen Bestimmungen als den Fels betrachtet haben, den ich dort als unter allen Stürmen feststehend bezeichnete. Jedenfalls wird man annehmen müssen, da ich meine evangelische Ueberzeugung immer fest, durchsichtig und offen ausgesprochen habe, daß ich damals nur an die evangelische Kirche habe denken können, keineswegs an die römisch-katholische, noch weniger an die vatikanische, wie sie sich heute gestaltet hat.“ Die extreme Rechte zeigte ihre Ver-

wandtschaft mit dem Geist des römischen Infallibilismus, indem sie als Ideal der evangelischen Kirche eine Nachäffung der römischen Hierarchie mit ihrer straffen Organisation und ihren uniformen Glaubens- und Moralsatzungen im Sinne hatte. Mit Recht urteilt darum Graue⁴⁴⁾: „Weil ihr Weg seiner ganzen Richtung nach einer der nach Rom führenden Wege war, weil ihre kirchlichen Bestrebungen selber zum großen Teil die Oberhoheit des Staates verneinten und insofern staatsgefährlich waren, deshalb hatten sie kein Verständnis für die von seiten des römischen Papsttums dem Staate drohende Gefahr und erschwerten auf alle Weise den Kampf des Staates gegen diese Macht. Eben deshalb aber mußte Bismarck damals nicht nur gegen die römische Kurie, sondern auch gegen die hochkirchlichen Bestrebungen von evangelischer Seite, wie sie namentlich in der genannten Fraktion des preußischen Landtags gepflegt wurden, Front machen.“

Ein Samstag war es ihm darum, als am 14. April 1875 im Herrenhaus Srh. v. Maltzahn eine echtprotestantische Anti-Rom-Rede hielt. In der dadurch veranlaßten großen Rede⁴⁵⁾ finden wir seine Grundansichten über evangelisches Kirchenwesen gesammelt. Er beginnt mit herzlichem Dank, daß er „endlich einmal aus der konservativen Seite dieses Hauses ein freies, fröhliches Bekenntnis zu unserm Evangelium der Reformation gehört habe“ und fährt dann fort: „Wäre dies Bekenntnis vor Jahren mit derselben Bestimmtheit hier ausgesprochen, hätte dieses Bekenntnis die Beschlüsse dieses Hauses, seiner evangelisch-konservativen Stützen geleitet bei dem

ersten schmerzlichen Beginnen des Bruches zwischen den Konservativen und mir, bei Gelegenheit des Schulaufsichtsgesetzes, auch der Kampf mit der katholischen konservativen Partei, auch selbst mit der katholischen Revolution wäre nicht so heftig geworden, wie er geworden ist. Wenn mir damals die Evangelisch-Konservativen im Sinne des protestantischen Evangeliums treu zur Seite gestanden hätten, wenn es eine Mehrheit unter ihnen gegeben hätte, daß uns unser Evangelium, unsere durch das Papsttum bedrohte und gefährdete Politik — ich spreche es als ein evangelischer Christ aus — höher steht als eine augenblickliche politische Opposition gegen die Regierung — die Herren, ich nenne sie nicht, aber ich klage sie an, sie haben der Politik das Evangelium untergeordnet."

Dann dankt er wiederholt dem Vorredner für sein evangelisches Bekenntnis, das so vielleicht die Wiederanfnüpfung der alten Beziehungen veranlassen könne, deren Zerreißung ihn schwer verletzt habe. Denn er könne sich mit niemanden politisch befreunden, niemand als Bundesgenossen betrachten, der sein evangelisches Bekenntnis der Politik unterordne. Das aber tue jeder, für den es hier nur eine Kirche gebe. „Wir haben eine allgemeine christliche Kirche; aber mit Rücksicht auf den Kampf, um welchen es sich bei diesem Gesetzentwurf handelt, ist es etwas sehr Gefährliches, nur von einer Kirche zu sprechen, wo im Gesetz von der evangelischen gar nicht die Rede ist. Für ihn ist damit die eine Kirche die katholische, ich betone es ausdrücklich. Viele meiner alten Freunde, die unbewußt, ich möchte sagen, aus gewisser zorniger

Unzufriedenheit mit den weltlichen Dingen handeln, kommen dahin, in kryptokatholischer Richtung alles, was unserm vorwiegend evangelischen Staate feindlich geworden oder geblieben ist, als Freund und Bundesgenossen zu betrachten, alles, was dem Staate entgegensteht. Darüber verdunkeln sie sich, und bei allem äußerlich anspruchsvollen Bekenntnis geht ihnen doch das evangelische Bekenntnis verloren."

Nachdem Bismarck dann das Wesen der Papstkirche beschrieben hat, ruft er aus: „Was bei dieser Lage der Sache Herr von Kleist-Regow immer von einer „Kirche“ ganz einfach sprechen kann, — er hat sich ja viel mit Theologie beschäftigt, und ich glaube, daß er sich wohl auch einmal die Frage vorgelegt hat, ob er für sein Seelenheil besser sorgt, wenn er katholisch wird; ich habe sie mir vorgelegt, habe sie aber verneint.“ Wenn Herr v. Kleist die katholischen Institutionen geprüft habe, aber doch von seinem evangelischen Standpunkt und von dem eines königlich preußischen ehemaligen Oberpräsidenten aus immer noch als die „Kirche“ in dem augenblicklichen schweren Kampfe Preußens vertrete, sage er sich „von seiner Treue gegen König und Vaterland los, von dem Evangelium, kurz und gut; er steht immer als das bedauerliche Bild des ganzen Unterschiedes da, der ihn von dem evangelischen Standpunkt des Herrn v. Maltzahn trennt, dem ich . . . meine herzlichste Anerkennung für diese offene Herstellung der ursprünglichsten tiefsten, mit unserer Seele und unserem Heil zusammenhängenden Grundlage dieses Kampfes nicht versagen kann. Folge ich dem Papst, geht

für mich die Seligkeit verloren; der Papst hat sie für mich nicht."

Während der Kanzler in dieser Rede von der katholischen Gemeinde sagt, sie sei „allenfalls in jedem ihrer Glieder immer der Stein in dem Pflaster, auf welchem der Priester steht“, habe aber „mit dem Hochbau der Kirche keine Beziehung und keine Verbindung“, erklärt er ein andermal ⁴⁶⁾ von der evangelischen Kirche, sie sei „ohne Gemeinde undenkbar“, und ihr könne nicht dadurch geholfen werden, „daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr vermehrt.“ Eigentümlich, daß Bismarck die auf Stärkung des Einflusses der Gemeinde innerhalb der evangelischen Kirche gerichteten Bemühungen nicht kräftiger unterstützte, an der Durchsetzung der Gemeinde- und Synodalordnung keinen weiteren Anteil nahm und den hochverdienten Präsidenten des Oberkirchenrats Herrmann dem Ansturm der Hochkirchlichen ohne erhebliche Gegenwehr opferte. Ueberhaupt scheint die evangelische Kirchenfrage den großen Staatsmann als eine zu nebensächliche wenig beschäftigt zu haben. Wir finden auch in den „Gedanken und Erinnerungen“ darüber nur die wenigen, fühlen Andeutungen ⁴⁷⁾: „Die Erklärung der Salkschen Kirchenpolitik ist nicht ausschließlich auf dem Gebiete des katholischen Kirchenstreites zu suchen; sie wurde gelegentlich auch durch die evangelische Kirchenfrage gekreuzt und beeinflusst. In dieser stand Herr von Puttkamer den am Hofe wirksamen Auffassungen näher als Salk.“ — „Den Bruch (Salks) mit Sr. Majestät führten die Streitig-

feiten mit dem Oberkirchenrat und den ihm nahe stehenden Geistlichen herbei, aber aus der Zuspitzung der Gegensätze ließ sich die Mitwirkung gescheiterer Hände und feinerer Arbeit erkennen, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war.“

— „Meine ersten Versuche für Anbahnung des kirchlichen Friedens fanden auch bei Sr. Majestät keinen Anklang. Der Einfluß der höchsten evangelischen Geistlichkeit war damals noch stärker als der katholisierende der Kaiserin.“

4. Die Hammerstein=Stöcker'sche Bewegung.

Wie bekannt, erstrebte die Hammerstein=Stöcker'sche Bewegung aus Anlaß des Friedensschlusses mit Rom auch für die evangelische Kirche eine höhere Basis, größere Freiheit und Unabhängigkeit vom simultanen Staat, speziell vom Kultusministerium und Landtag. Als sie sich um 1887 zu festen Anträgen verkörperte, fand sie beim Ministerpräsidenten kein sympathisches Entgegenkommen, da er von der Annahme ausging, daß von der geplanten Reform nur die protestantische Hierarchie Nutzen ziehen würde. Wenn es ihm zu bunt würde, soll er geäußert haben ⁴⁸⁾, würde er in die böhmische Gemeinde eintreten. Als dann der Hammerstein'sche Antrag im Abgeordnetenhaus diskutiert und wesentlich auch mit einem Seitenblick auf die beneidenswerte Selbständigkeit der römischen Kirche begründet ward, vertrat Bismarck energisch den Standpunkt des historischen protestantischen Staatsrechtes und der Imparität der Kirchen ⁴⁹⁾: „Ich möchte, daß die evangelische Kirche nicht gerade die absolute Parität und

den Vergleich mit der katholischen Kirche dabei zur Grundlage nehme und sich zurückgesetzt fühlte, wenn der katholischen Kirche irgendwelche Konzessionen gemacht werden. Eine Gleichheit der beiden Kirchen im preußischen Staate ist ja nach ihrer ganzen Beschaffenheit nicht möglich; sie sind inkommensurable Größen. Wollen sie die volle Gleichheit haben, dann müssen sie dem höchsten Oberhaupte der katholischen Kirche im preußischen Staate dieselben Rechte zuteilen, wie dem höchsten Oberhaupte der evangelischen Kirche, mit anderen Worten: dieselbe, die unser König besitzt. Das ist ja eine vollständige Unmöglichkeit. Solange das Oberhaupt der protestantischen Kirche das volle Drittel im Anteil an unserer Gesetzgebung hat und im absoluten und alleinigen Besitz der vollziehenden Gewalt ist, ist von einer formalen Gleichheit zwischen beiden Kirchen nicht zu sprechen.“

Tiefer in die Prinzipienfrage gehen schon die weiteren Ausführungen ein. „Außerdem steht noch im Wege, daß beide Kirchen auf ganz anderen Fundamenten stehen: die katholische Kirche ist durch ihre Geistlichkeit, durch den Klerus vollständig hergestellt und abgeschlossen, sie könnte ohne Gemeinde bestehen, die Messe kann gelesen werden ohne Gemeinde; die Gemeinde ist ein nützliches Objekt der Betätigung des christlichen Sinnes der katholischen Kirche, aber sie ist zur Existenz der Kirche durchaus nicht erforderlich; in der protestantischen Kirche aber ist die Gemeinde durchaus die Grundlage der ganzen Kirche; der ganze Gottesdienst ist ohne Gemeinde undenkbar, und die ganze protestantische Kirchenverfassung beruht ur-

springlich dem Kirchengedanken gemäß auf der Gemeinde. Was heißt denn ἐκκλησία anders als Volksversammlung? Was heißt ἐκκλησιάζειν? Zur Volksversammlung reden. Ich eklesiastiziere in diesem Augenblick im alten griechischen Sinn des Wortes. Der protestantischen Kirche kann nicht damit geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr verstärkt; auch dadurch nicht, daß innerhalb der Geistlichkeit und innerhalb der kirchlichen Obrigkeit überhaupt der Schwerpunkt verschoben wird; ihr kann geholfen werden durch reichlichere, bessere Dotation, durch bessere Ausstattung, aber nicht durch einen gesetzgeberischen Eingriff in ihre Verfassung."

Wahrlich, wer so klare, feste, evangelische kirchliche Auffassungen vorzutragen hat, darf mit berechtigtem Stolz von sich sagen⁵⁰⁾: „Ich habe in bezug auf die evangelische Konfession meine eigene Ueberzeugung und Meinung und bin in meinem Glauben daran Gott und den Menschen gegenüber stark und fest genug begründet, um mich durch diese Angriffe nicht erschüttern zu lassen. Aber ich kann nur als evangelischer Staatsangehöriger meiner Ueberzeugung Ausdruck geben; von den Herzens- und Seelenbedürfnissen eines katholischen Mitbürgers aber kann ich mir nicht in der Art eine so genaue Vorstellung machen von der Notwendigkeit der Konzessionen, deren seine Kirche bedarf, daß ich nicht meine Meinung der seinigen unterordnen könnte. Meinen evangelischen Glaubensgenossen gegenüber, denen würde ich meine Ueberzeugung nicht opfern.“ Im einzelnen gibt Bismarck zu, daß die könig-

liche Regierung wohl der Summe, nicht aber dem Bedürfnis nach der evangelischen Kirche reichliche Opfer gebracht habe. Er bitte in diesem Augenblicke aber nicht von einzelnen Parteirichtungen, ja von kleinen Brüchen von Fraktionen aus Anträge einzubringen; man solle mehr Vertrauen setzen in den Schutz und die Förderung seitens des Summus episcopus.

Jeder, der diese Zeit mit Bewußtsein durchlebt hat, weiß, daß die gewaltige Autorität des sich selbst für voll kompetent haltenden evangelischen Ministerpräsidenten sich wie Mehltau auf alle Bestrebungen nach größerer Freiheit der Kirche vom interkonfessionellen Staat, nach energischerer Durchführung der Selbstverwaltung der Kirche als Gemeinde der Gläubigen legte; er findet es deshalb auch verständlich, daß die Allgewalt Bismarcks den zielbewußten Anhängern und Vorkämpfern der Idee der Kirche als objektiver, sozialer Heilsanstalt nahezu unerträglich ward. Dazu muß noch in Betracht gezogen werden, daß Bismarck auch den endlich in Bewegung gekommenen Kirchenbau- und Gemeindeteilungsprojekten zumal für die Abhilfe der Berliner Kirchennot passiven Widerstand entgegensetzte, z. B. die Bitte der Berliner Stadtsynode um Genehmigung einer Erhöhung des Prozentsatzes der Kirchensteuer aus Sorge um Schmälerung der allgemeinen Steuerkraft in seinem Kabinett absichtlich liegen ließ, auch nicht einmal einer Antwort würdig fand. Endlich trat noch die Abneigung des Kanzlers gegen den von Stöcker vertretenen christlichen Sozialismus, speziell wenn er von der Hierarchie dirigiert wird, hinzu.

1881 hatte Bismarck wie Thiele, Bucher, Busch seine Stimme noch für Stöcker abgegeben und das bei Tisch so motiviert⁵¹⁾: „Ich wollte erst diese Agitation für Stöcker als Antisemiten nicht, sie war mir unbequem und ging zu weit. Jetzt aber freue ich mich darüber, daß der Hofprediger gewählt ist. Er ist ein tätiger, furchtloser, standhafter Mann und hat ein Maul, das nicht tot zu machen ist.“ Als aber mit der Thronbesteigung des jungen Kaisers die Waldersee-Stöcker-Hammersteinschen Kreise Einfluß auf die höchste Stelle zu gewinnen drohten, da kehrte der Fürst zu seinem alten Widerwillen gegen die Politiker in langen Kleidern zurück.

Es kann in diesem Zusammenhang nicht darauf verzichtet werden, den berühmten „Scheiterhaufenbrief“ des geistlichen Politikers abzudrucken, so gern man dies bedauerliche Produkt einer komplizierten Situation und Denkart der Vergessenheit überließe⁵²⁾. „Was man meines Erachtens tun kann und muß, ist folgendes. Prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfrage, Martineum, Harnack, Reichstagswahl im sechsten Wahlkreise, die gewiß mit einem Giasco der antisozialdemokratischen Elemente schließt, muß man, ohne B. zu nennen, in der allerschärfsten Weise benützen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in dieser Angelegenheit nicht gut beraten ist, und ihm den Schluß auf B. überlassen. Man muß also rings um das Kartell Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten . . . Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und B. Zwietracht

säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: sechs Monate will ich den alten — B. — verschmaufen lassen, dann regiere ich selbst. B. selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.“

Wie dieser Brief, [als er durch Indiskretion bekannt wurde, auf Bismarck wirkte, können wir einem von ihm inspirierten Artikel der Hamburger Nachrichten⁵³⁾ entnehmen. Derselbe erklärt den Brief aus Stöckers Wut darüber, daß „der Reichskanzler es ablehnte, sich in den Dienst priesterlicher Politik zu stellen und auf amtlichem Gebiete dem Versuche, ein von der Staatsregierung unabhängiges protestantisches Zentrum neben dem katholischen herzustellen, seine Mitwirkung versagt hatte. Stöcker hat für die Tendenz, welche sich in seinem Hammersteinschen Briefe] ausspricht, wohl schwerlich einen andern Anlaß gehabt, als seine Neigung, die kanzlerischen Einflüsse zugunsten der priesterlichen einzuschränken und an Stelle eines Kanzlers, der nur staatliche Zwecke erstrebte, einen anderen zu bringen, der kirchlichen Einflüssen auf dem Gebiete der Staatsgeschäfte zugänglicher gewesen wäre“. Es scheint mir übrigens in dieser Beurteilung, speziell was das protestantische Zentrum und die Stärkung der kirchlichen Einflüsse auf die Staatsgeschäfte betrifft, dem Gegner kein fremdes Motiv untergeschoben zu sein; hier lag entschieden die Differenz.

Der kirchlich-sozialen Tendenz Stöckers, welche auf dem Wege der Verfassung der evangelischen Kirche eine mit Rom konkurrenzfähige freie Einflußmacht im Staats- und Volksleben verschaffen wollte, trat in Bismarck eine streng protestantische Auffassung von der Kirche als der Gemeinde des Heils und der Dienerin des inneren Lebens der Individuen und vom Staate als sittlichem Selbstzweck, als Zusammenfassung aller Kräfte des äußeren Volkslebens entgegen, eine Auffassung, welche in der relativen Ohnmacht der objektiven Institution noch keine Gefahr für die innerliche, erziehliche Potenz der Kirche erblickte. Es kann nicht geleugnet werden, daß in dieser schroffen Ablehnung aller sozial-politischen Aufgaben der Kirche wie das prinzipielle Recht so das faktische Unrecht Bismarcks lag. Er rechnete eben nicht mit den überwiegend katholischen Trieben und Bedürfnissen der bleibenden Mehrzahl auch der protestantischen Christen. Oder fürchtete er noch mehr die für den Staatsmann unerträgliche Komplikation, wenn der notwendig opportunistische Staat nun wie mit einem katholischen, auch mit einem evangelischen Zentrum zu kämpfen hätte? Jedenfalls war Bismarck der bessere Protestant in diesem Gegensatz, wenn auch der schlechtere Kirchenchrist.

5. Die Stellung Bismarcks zur Zivilehe.

Charakteristisch für die Stärke und Schwäche der Bismarckschen kirchlichen Position ist vor allem seine Stellung zur Zivilehe. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ hat er selbst ⁵⁴⁾ eine Apologie derselben geboten: daß er den

Widerstand des Kaisers dagegen gebrochen, sei eine der Erfindungen des demokratischen Jesuitismus, den die „Germania“ vertrete. Nein, der Kaiser habe zwischen Kabinettswechsel und Annahme zu wählen gehabt. „In meinem damaligen Gesundheitszustand wäre ich der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, aus den mir und sich untereinander feindlichen Fraktionen ein neues Kabinett behufs Fortsetzung der Kämpfe nach allen Seiten hin zu rekrutieren.“ So habe er dem Kaiser nur geraten, zwischen der obligatorischen Zivilehe und einem Ministerwechsel für erstere zu optieren. „Unzweifelhaft war seine Abneigung gegen die Zivilehe noch größer als die meinige; ich hielt mit Luther die Eheschließung für eine bürgerliche Angelegenheit, und mein Widerstand gegen Anerkennung dieses Grundsatzes beruhte mehr auf Achtung vor der bestehenden Sitte und der Ueberzeugung der Massen als auf eigenen christlichen Bedenken.“

Also in einer Frage, die für Freunde wie Gegner der Zivilehe eine prinzipielle, eine Gewissensfrage, der Niederschlag ihrer ganzen Auffassung von Staat und Kirche war, genau wie in der Frage des allgemeinen Stimmrechtes bloße Opportunitätspolitik! Das ist in der Tat befremdend. Hören wir gar noch seine Parlamentsrede, die das Zivilehegesetz als eine Notwehr des Staates gegen revolutionäre Bischöfe hinstellt! ⁵⁵⁾ Er bestätigt wieder, daß er nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampf dem Antrag seiner Kollegen zugestimmt habe. Er habe hier aber nicht Dogmatik, sondern Politik zu treiben; politisch angesehen sei der Staat durch das revolutionäre

Verhalten der Bischöfe zur Notwehr mittelst dieses Gesetzes gezwungen, wodurch er Konflikten ausweiche, solange es möglich sei: „Unter diesen Umständen glaube ich, daß der Staat ein Bedürfnis der Notwehr mit diesem Gesetz erfüllt, und ich bin entschlossen, dafür einzustehen wie für so manches, was meinen persönlichen Ueberzeugungen, namentlich wie ich sie in der Jugend gehabt habe, nicht immer entspricht. Aber ich bin ein den Gesamtbedürfnissen und Forderungen des Staates im Interesse des Friedens und Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber disziplinierter und sich unterordnender Staatsmann.“ Wir müssen doch sagen: entweder waren seine Bedenken gegen das Gesetz „Ueberzeugungen“, dann durfte alle realpolitische Disziplin ihn nicht darüber hinwegheben; oder es handelte sich nur um liebgewordene traditionelle Anschauungen, dann hätte er nicht realpolitische, sondern prinzipielle Motive zur Ueberwindung derselben angeben müssen. Sonst ordnete auch er, was er seinen faktiösen Vettern vorwarf⁵⁶⁾, Glaube und Evangelium der Politik unter. Bei einer Ueberzeugungsfrage darf man nicht sagen⁵⁷⁾: „In diesem Augenblick halte ich das Uebel eines Ministerwechsels für ein größeres und habe so, nachgebend, meine von Berlin aus wiederholt urgierte Zustimmung erteilt.“ Vergessen wir aber nicht Bismarcks Mahnung⁵⁸⁾: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht, und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen.“ Wenn er aber im selben Zusammenhang die Gewissensnot davon herleitet, daß es in den Fragen, die an ihn herantreten, nicht immer leicht ist, die volle Klarheit zu

gewinnen, so dürfen wir das Halbe seiner Stellungnahme in der Frage der Zivilehe wohl auf mangelnde prinzipielle Klarheit zurückführen.

Denn einerseits war er innerlich im Glauben nicht an den Trauzwang gebunden. Er hielt ja mit Luther die Eheschließung für eine bürgerliche Angelegenheit. „An und für sich“, führte er noch 1886 im Reichstag ⁵⁹⁾ aus, „erachte ich die Sache nicht für so schlimm, wie sie in unserer öffentlichen Meinung gehalten wird; ich halte die Eheschließung mit Luther, den ich, glaube ich, auf meiner Seite habe, für eine bürgerliche Institution, von der allerdings zu wünschen ist, daß sie auch des kirchlichen Segens nicht entbehre. Daß ich aber hierdurch Tür und Tor geöffnet hätte zur sozialdemokratischen Ehe, zur Ehe auf Kündigung, ist doch gewiß eine ungerechte Beschuldigung.“ Andererseits beruhte sein „Widerstand gegen Anerkennung dieses Grundsatzes mehr auf Achtung vor der bestehenden Sitte und der Ueberzeugung der Massen als auf eigenen christlichen Bedenken“. Zu kirchlich gedacht scheint mir Graues Herleitung ⁶⁰⁾ der Bismarckschen Bedenken „aus der nicht unbegründeten Besorgnis, daß durch die Aufhebung des kirchlichen Tauf- und Trauzwanges, insbesondere durch Einführung der obligatorischen Zivilehe, das kirchliche Bewußtsein namentlich in solchen Volkskreisen, in denen dasselbe ohnehin längst geschwächt war, von Grund aus erschüttert und eine Begriffsverwirrung verursacht werden würde, in welcher Tausende diese Gesetzesänderung so auffaßten, als erkläre durch dieselbe der Staat die kirchlichen Handlungen der Taufe und der Trauung für überflüssig“.

Dagegen ist durch Bismarcks eigene Worte gedeckt die zweite Motivierung Graues: „Sodann aber wurde Bismarck durch Anschauungen, die in den Gesellschaftskreisen, in denen er aufgewachsen war, seit lange die herrschenden und ihm von Jugend auf eingepflanzt waren, in diesem Punkte an einer vollständig unbefangenen Würdigung des geschichtlichen Tatbestandes einerseits und der kirchlichen Desiderien andererseits gehindert.“

6. Bismarck als christlicher Sozialpolitiker.

Nachdem die christlich=soziale und staats=sozialistische Slut, die in den ersten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms II. weit über die sozialen Landmarken, die Bismarck einst abgesteckt hatte, hinausgeflutet war, längst einer Ebbe gewichen ist, die seine Abstecungen wieder hervortreten läßt, dürfte die Zeit gekommen sein zu einer objektiven Würdigung der Bismarckschen Sozialpolitik. Sie genügt uns Freunden des Evangelisch=sozialen Kongresses tatsächlich nicht; aber sie war, von Bismarcks Ausgangspunkt aus betrachtet, ein gewaltiger Fortschritt. Der geniale Wurf, der großmütige Gegenschlag, womit er, wie einst der Niederwerfung Oesterreichs seine Wiederaufrichtung zum Bundesgenossen, so nun dem Sozialistengesetz die positive Reformgesetzgebung folgen ließ, wird gewiß das Staunen der Geschichtsschreiber dauernd erregen. Was der Gegner der Arbeiterschutzesetzgebung einmal mit gereiztem Stolz erklärte ⁶¹⁾, ist nur die Wahrheit: „Ich darf mir die erste Urheberchaft der ganzen sozialen Politik vindizieren, einschließlich des letzten Abschlusses davon. Es ist mir gelungen,

die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für diese Sache zu gewinnen. Er hat es als seinen schönsten Triumph bezeichnet, den er noch haben würde, wenn diese Fürsorge für die Bedürftigen noch unter seiner Regierung zum Abschluß kommen könnte. Der jetzt regierende Kaiser hat es eine seiner ersten Äußerungen sein lassen, sich diese Neigung seines hochseligen Herrn Großvaters unbedingt anzueignen. Wie sollte ich nun dahin kommen, dieses unter meiner Initiative ins Leben gerufene Werk dicht vor dem Abschlusse zu verleugnen, ja sogar zu bekämpfen!" Nein, es wird unsere erste Pflicht sein, „dem tiefblickenden Staatsmann“ zu danken ⁶²⁾, „der erkannt hat, daß die christliche Religion allein Heil bringen kann der sozialen Not, die christliche Religion, die ihm die Religion der tatkräftigen Liebe, nicht der Worte, des Herzens und Willens, nicht der bloßen Spekulation ist“.

Es stimmt völlig überein mit der oft erwähnten Rede des jungen Parlamentariers über den christlichen Staat, wenn wir in den politischen Grundzügen des Gesetzentwurfes zur Unfallversicherung die wohl von Bismarck verfaßte Motivierung lesen ⁶³⁾: es handle sich bei dem Gesetz um die Pflicht der Humanität und des Christentums wie um die der staatserhaltenden Politik. Es stelle lediglich eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, speziell der Idee der staatlichen Armenpflege dar. Die Lösung dieser neuen Aufgabe, welche wieder neue Aufgaben erzeugen werde, sei nicht mehr hinauszuschieben, da sie nur die Erfüllung der beim Sozialistengesetz gegebenen Zusage bedeute. Noch

deutlicher tritt das christliche Motiv heraus in der Reichstagsrede vom 2. April 1881 ⁶⁴): „Wenn der Herr Abgeordnete Bamberger, der ja an dem Worte „christlich“ keinen Anstoß nahm, für unsere Bestrebungen einen Namen finden wollte, den ich bereitwillig annehme, so ist es der: praktisches Christentum, aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wo wir ihnen wirklich Etwas gewähren wollen.“ „Ich möchte gern, daß im Staat, der — wenn Sie auch die Benennung „christlicher Staat“ perhorreszieren — doch in seiner großen Mehrheit aus Christen besteht, die Grundsätze der Religion, zu der wir uns bekennen, namentlich in bezug auf die Hilfe, die man dem Nächsten leistet, in bezug auf das Mitgefühl mit dem Schicksal, dem alte, leidende Leute entgegengehen, sich einigermaßen durchdringen lassen.“

Am tiefsten und apologetisch wertvollsten vertrat Bismarck den christlichen Sozialismus in der Reichstagsrede vom 9. Januar 1882 ⁶⁵): „Praktisches Christentum, das heißt Betätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiete der Nächstenliebe . . . Auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre anderen Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Ueberreste des Christentums ihrer Väter sind, die unsere sittliche Richtung, unser Rechts- und Ehrgefühl noch heute, manchem Ungläubigen unbewußt, bestimmen, wenn er auch die Quelle selbst vergessen hat, aus der unsere heutigen Begriffe von Zivilisation und Pflicht geflossen sind. Ich

glaube also, auch ihnen und selbst denen, die einer anderen Konfession angehören, ist doch das Gebot der Nächstenliebe, das Gebot der Wohltätigkeit auch in ihrer Konfession ein vorherrschendes. Ich sehe daher nicht ein, mit welchem Recht wir für unsere gesamten Privathandlungen die Gebote des Christentums, lebendig oder fossil, anerkennen und sie gerade bei den wichtigsten Handlungen, bei der wichtigsten Betätigung unserer Pflichten, bei der Teilnahme an der Gesetzgebung eines Landes von 45 Millionen in den Hintergrund schieben wollen und sagen: Hier haben wir uns daran nicht zu kehren. Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre vorzugsweise bestimmend für mich ist und jedenfalls auch für die Stellung des Kaisers zu der Sache, und daß damit die Frage von dem christlichen oder nicht christlichen Staate gar nichts zu tun hat. Ich, der Minister dieses Staates, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich glaube, es vor Gott rechtfertigen zu können."

Den Umfang und praktischen Zielpunkt dieser christlichen Sozialpolitik fixiert am besten die Reichstagsrede vom 9. Mai 1884 ⁶⁶): „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, geben Sie ihm Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist — wenn Sie das tun und die Opfer nicht scheuen, und nicht über Staatssozialismus schreien, sobald jemand das Wort „Altersversorgung“ ausspricht, wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für die Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß

die Herren vom Wydener Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird, sobald die Arbeiter sehen, daß es den Regierenden und den gesetzgebenden Körperschaften mit der Sorge für ihr Wohl ernst ist." Man beachte wohl, daß es sich hier durchweg um leibliche Fürsorge, um Lösung der sozialen als einer Magen- und Ernährungsfrage handelt, um einen Ausbau des Armenrechts! Höchstens das viel besprochene „Recht auf Arbeit“ überschreitet diese Schranken und erfaßt die ethisch-rechtliche Seite der Arbeiterbewegung. Es handelt sich um Erfüllung des Gebotes der tragenden Nächstenliebe, nicht des Gebotes: „ehret Alle“, d. h. achtet auch den Geringsten als ethisch-religiöse Persönlichkeit mit Ansprüchen der Selbst- und Standesachtung! Bismarcks christlicher Sozialismus geht von einer zu engen Fassung des Begriffes „praktisches Christentum“ aus und ist nicht orientiert an dem tiefsten Begriff der Nächstenliebe, der Achtung der Persönlichkeit, die mehr wert ist als alle materiellen Werte.

Hier trat der extreme Realismus des die Masse verachtenden Staatsmannes dem Stöckerschen christlichen Sozialismus entgegen, der nicht in den Versorgungs-, sondern in den Schutzgesetzen den Schwerpunkt seiner Bestrebungen findet. Der Gegensatz kam zunächst zur Aussprache gelegentlich der Anträge wegen Schutz des Sonntages, die 1885 den Reichstag beschäftigten. Da erklärte Bismard⁶⁷⁾: „Wenn man die Arbeiter darüber abstimmen ließe: wollt ihr, daß euch bei Strafe verboten wird, Sonntags zu arbeiten, so werden sie die Frage, ob sie ihrerseits bereit sind, 14 Prozent

ihrer Jahreslohnes zu verlieren, ganz bestimmt verneinen, in denjenigen Betrieben, in denen bisher nach dem Zwange der Natur des Geschäfts die Sonntagsarbeit bedauerlicherweise stattfindet.“ Wir wissen nun, daß der große Staatsmann sich in der Berechnung des Verlustes wie seiner Einschätzung seitens der Arbeiter verrechnet hat; wir wissen aber auch, daß die Arbeiter in dem idealen Gut des Sonntags keine Phrase, sondern „wirklich Etwas“ erkannt haben. Es beruht nicht bloß auf faktischen Irrungen, sondern auf verkehrten Grundsätzen, wenn Bismarck in derselben Rede ⁶⁸⁾ seine Bedenken dahin zusammenfaßt: „Weiter sagt der Bericht (der Kommission): Auch könnten materielle Verluste nicht in Frage kommen, wenn es sich um die höchsten Güter eines Volkes, seine geistige und körperliche Gesundheit handelt. Ja, wenn aber die Mittel zum Leben verloren gehen und geringer werden, und der Arbeitslohn ausfällt, was helfen dem Volke dann die höchsten Güter, wenn es Hunger leiden muß?“ Man begreift die schmerzliche Enttäuschung der Christlich-Sozialen ⁶⁹⁾, als Bismarck so den tief religiösen und hochidealen Motiven des Antrags gegenüber nur die materiellen Verhältnisse betonte.

In dieser Unempfindlichkeit für den Sonntagschutz steckt aber noch eine andere tiefere Wurzel Bismarckscher Eigenart. Wie die objektive Institution der Kirche, so ist ihm die objektiv-soziale Ordnung des Sonntags nie wichtig geworden; vielmehr bewegte er sich in einer oppositionellen Richtung gegen alle kirchliche und kultische Legitimität, worin er anglikanischen Sauerteig witterte. „Ich muß sagen“, erklärte er im Reichstag ⁷⁰⁾, „ich habe von dem

englischen Sonntag, wenn ich in England gewesen bin, immer einen peinlichen und unbehaglichen Eindruck gehabt. . . . Ich war gerade an einem Sonntag zum erstenmal in meinem Leben — ich glaube, es war vor einigen vierzig Jahren — in England an das Land getreten und war so froh, eine schlechte Fahrt überstanden zu haben, daß ich unwillkürlich ein Lied pfeif — nicht sehr laut — und ein Beamter vom Schiff, der mit mir ging, sagte etwas ängstlich: „Bitte, Herr, pfeifen Sie nicht!“ Ich sagte: „Warum sollte ich nicht? ich bin vergnügt.“ — „Es ist Sonntag!“ Das war in Hull, und er setzte mir mit Wohlwollen auseinander, ich lief Gefahr, Unannehmlichkeiten zu erleben. Das hatte für mich die Folge, daß ich sofort wieder an Bord ging und nach einer andern Gegend fuhr. Ich führe das nur an, um zu sagen, daß ich mich mit einer solchen Zwangsfeier, solange ich noch lebe, nicht befreunden würde, auch nicht glaube, daß dies Gottes Gebot entspricht und daß es geeignet ist, den Menschen zu bessern.“ Es ist charakteristisch, daß er noch so im alten Individualismus steckte, daß er es nicht ertrug, nicht pfeifen zu dürfen, wenn er Lust dazu hatte, und nicht daran wollte, Einschränkungen der individuellen Bewegungsfreiheit zu verfügen zum Schutz der Schwächeren, denen die Freiheit der Stärkeren zur Sklaverei wird.

Im übrigen hält er sich ja ganz in der Linie des evangelischen Grundsatzes: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Busch berichtet uns von einem Tischgespräch während des Krieges, das von derselben Erfahrung der

schrecklichen Tyrannei des englischen Sabbats ausging. Da fuhr Bismarck fort ⁷¹⁾: „Ich bin sonst durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung. Im Gegenteil, ich tue als Guts- herr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute zwingt. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet. — Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist, gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienst . . . Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsere Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat und es Sonnabends schönes Wetter werden will, ihr Heu oder Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, das meinen Pächtern etwa im Kontrakt zu untersagen. Ich selber kann mir das gestatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit ansehen kann. Auch gilt es bei unseren Gutsbesitzern für unanständig, selbst in solchen Notfällen die Leute am Sonntag arbeiten zu lassen.“ — „In Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals anspannen lassen, der Leute halber.“ Für regelmäßigen Ladenschluß spricht er sich aus, fügt aber hinzu: „doch wollte ich niemand zwingen. Ich könnte es auf dem Lande vielleicht so tun, daß ich nichts von ihm kaufte — er müßte denn alles besonders gut haben, wo ich nicht weiß, ob ich mich dazu überwände; dafür aber müßte gesorgt werden, daß lärmende Geschäfte, z. B. Schmieden, des Sonntags in der Nähe von Kirchen nicht arbeiteten.“

Bei dieser liberal-individualistischen Auffassung der

sozialen Institutionen mußte Stöckers kirchlicher Sozialismus ihm ein unerträglicher Konkurrent um die Gunst des kaiserlichen Herrn sein. Wir wundern uns nicht zu erfahren ⁷²⁾, daß der Kanzler schon bald nach Erlaß des Sozialistengesetzes an allerhöchster Stelle die Erwägung anregte, ob das Auftreten des Hofpredigers überhaupt noch zu dulden sei. Wir sind mit Stöcker immer überzeugt gewesen, daß der Sturz Bismarcks nach der öffentlichen Erklärung des jungen Kaisers für den Katheder- und christlichen Sozialismus nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Hier standen sich zwei Generationen verständnislos gegenüber, die beide das praktische Christentum und positiv-soziale Reform wollten, aber auf völlig verschiedenen Grundlagen und Wegen. Vergessen wir aber nie, daß unsere Generation auf den Schultern des mutigen Bahnbrechers des christlichen Staatsgedankens steht!

7. Bismarck gegen allen religiösen Sanatismus.

In der Linie dieser freien, individualistischen Auffassung des Christentums liegt endlich auch ein Verdienst, das gar selten, aber um so voller in dem Gießener Doktor-diplom zur Anerkennung kam. Dasselbe schließt: „dem einsichtigen Freunde aller deutschen Universitäten, der zumal den evangelisch-theologischen Fakultäten teuer geworden ist durch die Entschlossenheit, mit der er für die Freiheit derselben eingetreten ist, ohne welche sie dem Evangelium und der Kirche nicht dienen können“. In seinem Daneschreiben ⁷³⁾ knüpft der Ehrendoktor gerade

an diesen letzten Satz an: „Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntnis der Menschen und der Dinge erweitern, duldsam für die Meinung anderer.“

Solche Kenntnis der Menschen machte ihn mißtrauisch gegen allen konfessionellen Sanatismus. In den „Gedanken und Erinnerungen“ macht Bismarck einmal ⁷⁴⁾ die treffende Bemerkung, „wie konfessionelle Sanatiker, und nicht bloß Laien, in der Regel der Notwendigkeit ausweichen oder die Auskunft schuldig bleiben, wenn man sie nach den unterscheidenden Merkmalen der verschiedenen Bekenntnisse und Glaubensrichtungen und nach dem Schaden fragt, welchen sie für ihr Seelenheil befürchten, wenn sie eine der Abweichungen des Andersgläubigen nicht angriffsweise bekämpfen.“

Es war Duldsamkeit und Verständnis für die Notwendigkeit wissenschaftlicher Freiheit, nicht aber gleiche Richtung und Auffassung, wie wir sahen, was den Staatsmann bewog, dem Andrängen der Hofprediger und Klerikalfeudalen wie der Abneigung des bibelgläubigen Kaisers gegenüber seine schützende Hand über der modernen Theologie zu halten, speziell der aufstrebenden Ritschlschen Schule den Zugang zu den bedeutendsten Lehrstühlen zu eröffnen, zuletzt noch — vgl. den Scheiterhaufenbrief! — den Zorn der Stöcker-Hammerstein durch Berufung Harnacks nach Berlin zu erregen. Diese Tätigkeit übte der Fürst ja nicht direkt, noch hat er mit Worten, soviel ich weiß, sich dazu bekant; aber wenn seine Beamten, nicht bloß unter Falk, der D. Pfeleiderer von Jena nach Berlin berief, sondern auch unter

Puttkamer und Gofler, unter dem Protest der „kleinen, aber einflußreichen Partei“ die gefürchtetsten Vertreter der freien, geschichtlichen Theologie bevorzugten, so konnte das nicht ohne Zustimmung des verantwortlichen Ministerpräsidenten geschehen. Es war eben der echt friderizianische Geist, der die Bildungspolitik Bismarcks, soweit er sich damit befaßte, lenkte. Dafür habe ich nur ein direktes Zeugnis gefunden, einen Artikel der Kölnischen Zeitung von 1872 ⁷⁵⁾, von dem Busch, der Verfasser, versichert, daß er fast unverändert die eigenen Worte des Kanzlers wiedergebe: „Auch die Rede des Herrn von Kleist-Regow verdient hervorgehoben zu werden . . . Er meinte, nicht bloß der Religionsunterricht gehöre unter den Einfluß und die Aufsicht der Geistlichen, sondern auch alle andern Fächer. Wenn er dabei vorzüglich an die Geschichte dachte, so wird es nicht selten in der Praxis vorkommen, daß Protestanten, Juden und vor allem klerikale Katholiken dem Geschehenen eine Darstellung geben, die stärker oder schwächer von ihrem Glaubensbekenntnisse gefärbt ist. Aber eine solche konfessionelle Geschichtsauffassung ist, da die Geschichte eine Wissenschaft ist und die Wissenschaften rein objektiv denken und reden sollen, bekanntlich nichts wert und am wenigsten für die Schule geeignet, wo man zugleich gewöhnt werden soll, die Wahrheit zu sprechen. Uebrigens wird dann Herr von Kleist auch einen konfessionellen Unterricht in der Geographie und dieselbe Einrichtung in Betreff der Astronomie verlangen müssen, und da würde man unter anderem in gewissen katholischen Schulen das Fortbestehen des Kirchenstaats und in gewissen protestantischen die

Weisheit des Antitopernikus Knaß vortragen, wovor uns mit der Erlaubnis des Herrn von Kleist der Himmel behüten wolle."

Die Abneigung gegen religiösen Fanatismus hegte bereits der junge Bismarck. Wir erinnern uns seiner Ablehnung alles Richtens in Glaubenssachen in dem Briefe an die Braut⁷⁶⁾. Er versteht in jener seiner positivsten Zeit unter „gläubig“ nicht, daß man dasselbe gerade glaube und sich genau und wörtlich demselben formulierten Bekenntnis anschließe, nur, daß man in Ernst und Demut forsche und bete, um zum rechten Glauben zu kommen. Er geht in seiner Toleranz so weit, daß er sogar Johannas Intoleranz, d. h. ihre unerschütterliche Festigkeit im Urteilen über andere nicht wankend machen möchte. Auch lutherischer Fanatismus, wie er bei Moriz v. Blankenburg und den anderen in der Gegend von Tage zu Tage sich steigerte⁷⁷⁾, beflagte er mit Wangemann, ohne daraus einen Anlaß zur Ablösung von ihnen zu entnehmen. Er konnte auch wieder annehmen, daß eine Katholikin durch das Luthertum viel sanfter geworden sei. Er läßt sich auf die altlutherischen Vorurteile seiner Frau ein, ohne sie selbst zu teilen. Interessant sind in dieser Hinsicht zwei Briefe aus Frankfurt, worin er über die dortigen kirchlichen Verhältnisse berichtet. Zunächst antwortet er⁷⁸⁾ der Frau: „Du fragst nach Altlutheranern . . ich habe noch niemand gefunden heute, der mir darüber Auskunft geben könnte; aber ich glaube ohne das gewiß zu sein, daß hier von Union niemals die Rede gewesen ist und die Leute in der Art lutherisch sind wie seit Luther her und wie bei uns, ehe

die Idee der Union auftauchte. Lutheraner und Reformierte sind hier immer geschieden gewesen und sind es noch. . . Ich werde hier etwas verfeinert und rede noch immer französisch zu Gott, weil es mir jedesmal zu spät wird, um einen mir als sehr gut empfohlenen lutherischen Prediger draußen in Sachsenhausen zu besuchen.“ Nach 5 Tagen schreibt er ihr, Altlutheraner nach Versiner (Puttkamer-schem) Bekenntnis habe er noch nicht gefunden. Eine innere Abneigung gegen konfessionelle Diskussionen verrät der andere Brief ⁷⁹⁾: „Wir sprachen auch viel über Austeilung des heiligen Abendmahls durch ungläubige Priester, waren aber über diesen . . . streitigen Punkt . . . alle dahin einig, daß nach der Augsburgerischen Confession es auf den Glauben des Empfängers, nicht auf den des Austeilers ankomme. Ich schließe mit dieser dogmatischen Expektoration.“

Sein Mangel an religiösem Fanatismus verleugnete sich weder den Juden noch den Katholiken gegenüber. So berichtet er ⁸⁰⁾ über den alten Amschel Rothschild, der ihm gefalle, weil er eben ganz Schacherjude sei und nichts anderes vorstellen wolle, dabei ein streng orthodoxer Jude, der bei seinen Dinern nichts anrühre und nichts gefäusertes esse. Sehr unbefangen vermochte er auch vermeintliche Vorzüge der katholischen Kirche anzuerkennen ⁸¹⁾. „Das Singen der protestantischen Gemeinde will mir aber doch immer nicht gefallen; es ist mir lieber, bei guter Kirchenmusik, von Leuten, die es verstehen, gemacht, zu beten für mich und dazu eine Kirche zu haben, wie die Teinkirche inwendig war, und Morlachische Messen mit weiß gekleideten Priestern, in Dampf von Kerzen und Weihrauch; das ist doch würdi-

ger, nicht wahr, Angela? Da hatte Büchsel einen Knabenchor, die sangen ohne Orgel, ein eingelegtes Lied, etwas falsch und mit einer echt bürgerlich Berlinschen Aussprache; diese Neuerung störte mich auch."

So kommen wir zu dem Resultat, daß es Bismarcks weiter und großer Art unmöglich war, die Scheuflappen einer exklusiven Religiosität zu dulden, auch wo sie ihm von nächststehender Seite nahe gelegt wurden.

Es mußte auch diese Seite der kirchlichen Stellung Bismarcks gestreift werden, um den Schlußindruck hervorzurufen, daß im großen und ganzen unsere evangelische Kirche und Theologie von der ruhigen, nüchternen, etwas unpersönlichen Stellung des Kanzlers zu der kirchlichen Institution und den kirchlichen Bewegungen und Bestrebungen weit mehr Segen als Nachteil empfangen hat. Denn die evangelische Kirche kann es am besten vertragen, wenn sie in dienender Stellung und in Unterordnung unter die viel höheren Interessen der Christlichkeit gehalten wird.

IV. Kapitel.

Bismarcks Kampf mit der Papstkirche.

Es kann nicht daran gedacht werden, im Rahmen dieser Darstellung eine eingehende Entwicklungsgeschichte dieses Kampfes zu geben. Es kann sich dem ganzen Charakter dieses Versuchs nach nur darum handeln, die persönlichen Motive aus eigenen Äußerungen des Kanzlers zu eruieren. Dabei fehlt mir ebenso eine apologetische wie eine verflagende Tendenz. Nach dem definitiven Fehlschlag des Kampfes, dem wir als Knaben zujubelten, den wir als Jünglinge ruhmlos ersterben sahen, gilt es, ihn aus dem Charakter und der Auffassung des Vorkämpfers zu verstehen. Es soll zum voraus bemerkt werden, daß die Darstellung in den „Gedanken und Erinnerungen“ doch ein sehr stark nachgedunkeltes, einseitig apologetisches Erinnerungsbild ist. Freilich die folgende Hauptstelle enthält die volle Wahrheit¹⁾:

„Für mich war die Richtung unsrer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfeld gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu befestigen. Ich bin in konfes-

sioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Notwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diofletianische Verfolgung zu klagen." Im übrigen hat sich, wie sein Mitarbeiter Lothar Bucher urteilte²⁾, vieles aus der Tendenz der Selbstverherrlichung heraus erheblich verschoben. Es gilt die Stadien der Entwicklung darum von nachheriger Verdunkelung frei zu halten.

1. Bismarcks innere Vorbereitung auf den Kulturkampf.

Besser als in der Regel ein ostelbischer Aristokrat lernte Bismarck als Bundestagsgesandter die katholische Kirche kennen. Die Briefe an Gerlach bieten dafür mehr als ein Zeugnis. Sammeln wir sie! Gleich die erste Berührung der katholischen Frage³⁾ zeigt den entschiedenen protestantisch-preussischen Gesichtswinkel: „Man sagt hier und hat en gros darin Recht, den Sieg des Erzbischofs

von Sreiburg als Niederlage des Protestantismus, der landesherrlichen Gewalt und schließlich Preußens als der Vormacht des deutschen Protestantismus auf.“ Im selben Brief wird die Gegnerschaft prinzipiell noch schärfer gefaßt⁴⁾: „Seindesbeifall verdient stets Mißtrauen, und diejenige katholische Kirche, mit der wir Arm in Arm zum Himmel pilgern könnten, scheint am Oberrhein nicht Hütten zu bauen; ich betrachte diese ecclesia militans als unzweifelhaften Feind, der Preußen bis auf die Existenz selbst als feherischen Mißbrauch bekämpft. Ich finde, die Kreuzzeitung ist zu gut für diese Welt, wenn sie die Verteidigung des Erzbischofs übernimmt; wenn wir zugeben, daß die geistliche Insurrektion gegen den protestantischen Landesherrn und gegen das bestehende, immerhin fehlerhafte Gesetz triumphiert, so können wir uns zwar mit unserer Politik als tugendhaftes Exempel in Wilmsens Kinderfreund setzen lassen, aber der Nimbus eines streitbaren Patrons der evangelischen Kirche geht zum Kuckuck, ob mit Recht oder Unrecht, laß ich unerörtert; aber nach der groben en bloc-Auffassung des Volksglaubens und in praxi wird es so sein. Ob übrigens mein persönlicher Freund Carl Savigny (der spätere Begründer des Zentrums) objektiv genug sein wird, die Frage im Sinne eines evangelischen Staates aufzufassen, darüber möchte ich gern Nachricht haben.“

Wie trefflich Bismarck über die intimen Vorgänge in der katholischen Bewegung Straßfurts informiert war, zeigt folgender Passus über den Historiker Böhmer, Janssens Lehrer⁵⁾ — „der für Sr. Majestät Geld Bücher schreibt,

in denen er die Reformation als „Abfall“ behandelt und verächtlich von dem „noch heute dem Namen nach undeutschen“ Preußen spricht“. „Böhmer und Stephanus sind öffentlich noch nicht übergetreten, gelten aber für Kryptokatholiken. Wir sind gegen die Gothaer in den Kleinstaaten in ähnlicher Lage wie Ludwig der 13. und 14. mit den deutschen Protestanten: bei uns können wir sie nicht brauchen, in den kleinen Staaten aber sind sie die einzigen, welche von uns etwas wissen wollen; außer ihnen gibt es nur „Schwarze“ und Demokraten.“

Die Kampfesstimmung und die Reizung seines deutschprotestantischen Bewußtseins erreicht ihren Höhepunkt in dem Briefe vom 20. Januar 1854⁶⁾: „Zu einer der schwierigsten Pflichten meines Amtes rechne ich den unablässigen Kampf, der im Dienste des Königs gerade an dieser Stelle gegen die *ecclesia militans* der Katholiken zu führen ist. Ich wollte, daß solche geistige und christliche Streitkräfte wie die Ihres Bruders auf unsrer Seite ständen, nicht im Kampf gegen das apostolische Fundament der katholischen Kirche, aber gegen die Befestigungen und Angriffsmittel, mit welchen das Gebäude zum Dienste menschlichen Ehrgeizes und zur Verfolgung des reinen Evangeliums verunstaltet worden. Es ist nicht ein christliches Bekenntnis, sondern ein heuchlerischer, götzendienerischer Papismus voll Haß und Hinterlist, der hier im praktischen Leben von den Kabinetten der Fürsten und ihrer Minister bis in die bettfedrigen Myssterien des Ehestandes hinab einen unversöhnlichen, mit den infamsten Waffen geführten Kampf gegen die protestantischen Regierungen

und besonders Preußen als die weltlichen Bollwerke des Evangeliums unterhält. In der Stadt hier, in der Bundesversammlung, an den umliegenden Höfen ist Katholik und Feind Preußens gleichbedeutend, mögen sie ihren Haß gegen uns schwarz-gelb, französisch oder demokratisch anstreichen oder an einer Vereinigung der beiden ersten Elemente arbeiten. Und doch sind wir gerechter, d. h. nachgiebiger gegen die römische Kirche gewesen als irgend ein katholischer Staat. Die badische Regierung ist eine elende Bureaucratie und hat die einzige haltbare Position gegen den Bischof, die des ebenso exklusiven Protestantismus, nicht einzunehmen gewagt, ist auch zu schwach dazu; aber so lange mir mein Bekenntnis höher steht als meine politische Ansicht, glaube ich auch diese mattherzigen Bekenner des Evangeliums gegen den gefährlicheren Feind als Mitstreiter ansehen zu müssen, der mit seinen anmaßlichen Menschenatzungen die Offenbarung Gottes fälscht und die Abgötterei als Grundlage weltlicher Herrschaft pflegt.“

Und nun wendet der Mann, dem sein Protestantismus höher steht als selbst sein Preußentum, sein ganzes Befremden gegen den Mann, der später öffentlich auf die Seite der Ultramontanen übertrat: „Ich kann nicht leugnen, daß die erste Lesung der Rundschau (der Kreuzzeitung) vom 4. mich erbittert hat Heißen die apostolischen Worte: Gott mehr gehorchen als den Menschen, ebensoviel wie: dem Bischof mehr gehorchen als dem Großherzog, und stehn die Rechte Gottes und die Freiheit seiner Kirche wirklich notwendig in dem, was

der Bischof unter Aufkündigung des Untertanenverbandes dem Großherzog abtrozen will? Das alles halte ich aus der innersten Ueberzeugung meines Glaubens für so falsch, wie die Unterschiebung der hiesigen Bischöfe als „Gesalbte des Herrn“ und „Nachfolger der Apostel“ oder der ehrgeizigen Priester als „Schutzwächter der Ehre der unbefleckten Braut“ oder der Affektation eines cyprianischen Märtyrertums in dem erzbischöflichen Palast von Freiburg. Ich begreife auch nicht, wie der Preuze und der Protestant in Ihrem Bruder sich mit dem Auftreten der Rundschau abfindet, obschon ich doch Ihren Bruder in beiden Eigenschaften kennen gelernt habe und als Vorbild ehre.“

Man spürt hier die Zeitnähe der Publikation des vatikanischen Dogmas von der unbefleckten Empfängnis, womit ja die völlige Ultramontanisierung der römischen Kirche einsetzte. 1855 wird Bismarck durch die Bonifaziusfeier zu folgender Auslassung veranlaßt⁷⁾: „Ich bin sehr neugierig auf die Bonifaziusfeier; ich finde es ganz richtig, daß die Evangelischen sie ihrerseits feiern; denn eigentliche Katholiken waren die deutschen Bonifaz=Christen schwerlich in der damaligen Morgenröte des Papismus.“

Noch eine Reihe Aeußerungen⁸⁾ seines durch den politischen Gegensatz gesteigerten konfessionellen Gegensatzes zu Rom begegnen in den Briefen an Gerlach, den er offenbar von katholischer Sympathie zu heilen sich berufen fühlt; ich lasse sie hintereinander folgen. „Gewiß ist wohl, daß die Korruption und die römische Kirche eine große Rolle in Wien spielen. Wer, zwischen Oesterreich

und dem Katholizismus, sich schließlich als Pferd und wer als Reiter herausstellt, das muß die Geschichte lehren.“ — „Mein jetziger Schreckenstein wäre sehr fähig, trotz starker Lücken in seiner Erziehung, wenn er nicht an dem Erbfehler litte, katholisch zu sein. Bis jetzt ist er es mit Maßen, aber wer bürgt für spätere Jahre?“ — „Wir betrachten mit Recht die ultramontane Partei als unsern unveröhnlichsten und als einen unsrer gefährlichsten Gegner, und doch haben wir die hohenzollernschen Lande zu einer Festung dieser Partei werden lassen, in der sie dem evangelischen Herrscher die Gemüter abwendet, und aus der sie die umliegenden Lande protestantischer Fürsten schädigt . . . Der ganze Rattenkönig wird sich in Sigmaringen gewiß nicht zu diesem Zwecke festen Fuß verschaffen, um einem protestantischen Landesherrn treu und ehrlich zu dienen.“ — „Der politische Katholizismus, welcher überall auf protestantischem Gebiete die Entwicklung des vulgären Liberalismus in Staat und Kirche aus pessimistischer Berechnung mit günstigen Augen betrachtet — die Demokratie ist ihm schon unbehaglicher als die liberale Inanition, noch viel unlieber aber ist ihm der straffe Protestantismus mit seinem Inhalt an positivem Glauben und seiner konservativen, die Regenten stützenden Kraft.“ Und an Wenzel schreibt Bismarck voll Mißtrauen gegen allen katholischen Sauerteig ⁹⁾: „Es ist wunderbar, daß wir in solchen Krisen immer katholischer Leitung anheimfallen, erst Radowiz, nun Hohenzollern.“

An diese Bemerkung erinnert die von fast zu weitgehendem Vorurteil zeugende Stelle der „Gedanken und

Erinnerungen“¹⁰⁾: „Unbeantwortet ist die Frage geblieben, ob der Einfluß des Generals von Radowiz aus katholisierenden Gründen in einer auf den König wirksamen Gestalt verwendet worden ist, um das evangelische Preußen an der Wahrnehmung der günstigen Gelegenheit zu hindern und den König über dieselbe hinwegzutäuschen. Ich weiß heute noch nicht, ob er ein katholisierender Gegner Preußens war oder nur bestrebt, seinen Platz bei dem Könige zu halten. Gewiß ist, daß er den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs machte.“

Nehmen wir zu dem Mitgeteilten noch die früher¹¹⁾ benutzten Äußerungen über die Charakterfolgen katholischer Erziehung, so werden wir sagen müssen: es fehlte dem zukünftigen Kulturkämpfer nicht an der richtigen Vorbereitung; er kannte den römischen Katholizismus in seinem politischen und sittlichen Wesen.

2. Eintritt in den Kulturkampf.

Es steht heutzutage fest, daß Bismarck den Kulturkampf keineswegs frohgemut vom Zaun gebrochen hat. Besonders seine Erlasse an den preußischen Gesandten in Rom, den Grafen Harry Arnim, zeigen, daß er zwar die tiefgreifende weltgeschichtliche Bedeutung der vatikanischen Vorgänge voll erfaßte, aber seinen Konfessionalismus in der Disziplin politischen Pflichtgefühls hielt. Es fehlt dem vielbeschäftigten Staatsmann auch nicht die Zeit, geschichtlichen Studien nachzugehen, um das vatikanische Konzil im Zusammenhang der ganzen Papstgeschichte aufzufassen. Es ist noch nicht berührt, soll darum

hier betont sein, daß niemand von einer vereinzelt Betrachtung augenblicklicher Symptome entfernter war als Bismarck, eben durch seinen umfassenden Geschichtssinn. An dem amerikanischen Historiker Bancroft rühmt er diesen einmal gegen seinen Freund Motley¹²⁾: „Er vertritt praktisch denselben großen Entwicklungsprozeß, in welchem Moses, die christliche Offenbarung, die Reformation als Etappen erscheinen, und dem gegenüber die cäsarische Gewalt der alten und der modernen Zeit, die klerikale und dynastische Ausbeutung der Völker, jeden Hemmschuh anlegt, auch den, einen ehrlichen und idealen Gesandten wie Bancroft zu verleumden.“ So sah er nun auch in dem Unfehlbarkeitsdogma nur die Fortsetzung des „uralten Machtkampfs, der so alt ist, wie das Menschengeschlecht, viel älter als die Erscheinung unsers Erlösers in der Welt“; ein Vorspiel davon sieht er in Agamemnon und Kalchas¹³⁾. „Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Ereignisse erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat . . . Das Ziel ist die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, ein eminent politischer Zweck, ein Streben, welches ebenso alt ist wie die Menschheit; denn so lange hat es auch, sei es kluge Leute, sei es wirklich Priester gegeben, die die Behauptung aufstellten, daß ihnen der Wille Gottes genauer bekannt sei, als ihren Mitmenschen, und daß sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen . . .“

Am 26. Mai 1869 schreibt Bismarck an Arnim¹⁴⁾:

„für Preußen gibt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Uebergriffs auf das staatliche Gebiet.“ Solchen Uebergriff findet er aber in dem Faktum, daß „in Rom über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche mit dem Anspruch verhandelt wird, bindende Normen aufzustellen, ohne den bei diesen Dingen interessierten Staat als gleichberechtigten Faktor zur Beratung zu ziehen“. Sehr scharf schreibt er etwas später an Hohenlohe¹⁵⁾: „Es gibt dort eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Ueberzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden.“

Zunächst galt es, voreiliges Eingreifen zu vermeiden und den deutschen Bischöfen, denen der Kanzler anfänglich Rückgrat zutraute, die Aktion zu überlassen und den Rücken zu stärken. Anfang 1870 schreibt er an Arnim¹⁶⁾: „Wir könnten durch ein voreiliges Eingreifen möglicherweise der Entwicklung eine uns unerwartete Richtung geben und Elemente, auf welche wir gern zählen, nach der andern Seite hinüberdrängen. Was sich von wirklich lebenskräftiger Tätigkeit der freien geistigen Elemente entwickeln soll, muß sich aus sich selbst heraus entwickeln; und an uns kann die Aufforderung zum Handeln erst herantreten, wenn eine solche Tätigkeit eine bestimmte Gestalt und einen festen Boden gewonnen hat. Die abwartende Stellung wird um so leichter, weil gerade wir, was auch schließlich

das Ergebnis sein möge, keine Ursache zur Besorgnis vor wirklichen Gefahren haben, die unserem Staatsleben drohen möchten . . . Wir sind in Norddeutschland des nationalen und politischen Bewußtseins, auch der katholischen Bevölkerung in ihrer Mehrheit sicher und haben in der überwiegenden Mehrheit der evangelischen Kirche einen Stützpunkt, welcher den Regierungen rein oder wesentlich katholischer Länder fehlt . . . Im Interesse der katholischen Untertanen Sr. Majestät des Königs und einer friedlichen Weiterentwicklung des nationalen Lebens können wir nur wünschen, daß der Organismus der katholischen Kirche, auf dessen Grund sich bisher gedeihliche Beziehungen zwischen Staat und Kirche gebildet haben, nicht gestört oder unterbrochen werde. Wir haben ein lebhaftes Interesse daran, daß die Elemente religiösen Lebens, verbunden mit geistiger Freiheit und wissenschaftlichem Streben, welche der katholischen Kirche in Deutschland eigentümlich sind, auch in Rom auf dem Konzil im Gegensatz gegen fremde Elemente zur Geltung kommen und nicht durch die numerische Mehrheit unterdrückt und vergewaltigt werden. Aber wie dieser Wunsch nicht aus dem staatlichen Interesse der Regierung, sondern aus der Sympathie für das religiöse Leben unsrer katholischen Bevölkerung hervorgeht, so kann er auch nicht in einer von der Regierung ausgehenden Aktion seinen Ausdruck finden, sondern wir müssen erwarten, daß die Aktion von den deutschen Elementen auf dem Konzil selbst ausgehe, und wir unsrerseits müssen uns darauf beschränken, dem deutschen Episkopat die Gewißheit unsrer Sympathie, und

wenn der Fall des Bedürfnisses eintreten und von dem Episkopat erkannt werden sollte, unsre Unterstützung zu geben Den Bischöfen gegenüber werden Sie aber auch hervorheben können, was ich schon andeutete, daß tief eingreifende Aenderungen in dem Organismus der katholischen Kirche, wie sie durch die absolutistischen Tendenzen der Kurialpartei angestrebt werden, allerdings auch nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Kirche zum Staat und damit auf ihre eigene Stellung der Regierung gegenüber bleiben würden. Diese Beziehungen und das bisher von der Staatsregierung gezeigte wohlwollende Entgegenkommen für die Bedürfnisse und Wünsche beruhen auf dem bestehenden Organismus der Kirche und auf der anerkannten Stellung der Bischöfe in demselben."

In dem gleichen Sinne¹⁷⁾ wiederholt der Minister dem Botschafter, daß dem preußischen Staat nichts übrig bleibe, als dem den deutschen Episkopat beseelenden Geist zu vertrauen und ihn durch die Versicherung zu stärken, daß, so lange und so weit er selbst es wolle, er auf Preußen rechnen könne. Wiederholt ermahnt er Arnim, mit den deutschen Bischöfen Sühnung zu suchen und zu unterhalten, sie in ihrer Opposition zu ermutigen zu suchen und ihnen die Versicherung zu geben, daß, wenn sie selber ihre eigenen Rechte und die Rechte ihrer Diözesen wahren wollen, „die deutschen Regierungen hinter ihnen stehen und keine Vergewaltigung dulden werden“. Es bleibt aber dabei: „Wir, die Regierungen des Norddeutschen Bundes, sind nicht berufen, einen Kampf gegen das Kon-

zil und die Kurie zu beginnen, so lange die Fragen formal innerhalb des kirchlichen Gebiets diskutiert werden Aber die eigentliche Aktion auf dem kirchlichen Gebiete müssen wir ihm selbst (dem deutschen Episkopat) überlassen; unsere Aktion kann erst eintreten, wenn Folgen auf dem äußerlichen Gebiete in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Einmischen würden wir das Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren.“

So kam der deutsch-französische Krieg heran. Während desselben lag für König und Kanzler die Möglichkeit eines Kampfes mit der katholischen Kirche noch völlig außerhalb der Berechnung¹⁸⁾, zumal König Wilhelm persönlich herzliche Sympathien mit dem greisen Papst fühlte und kein Hehl daraus machte, daß er die Okkupation Roms als Gewaltakt Italiens betrachte. Es finden sich in der That nicht wenige Spuren eines Versuches, den Papst auf die deutsche Seite zu ziehen. Damit kontrastieren nun in auffallender Weise andere Aeußerungen Bismarcks, die die Vermutung nahe legen, daß er nicht erst nachher, sondern schon während des Krieges den Zusammenhang der päpstlichen und französischen Kriegspolitik durchschaut habe.

1874 erklärte Bismarck im Reichstag¹⁹⁾: „Daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Konzil deshalb abgefürt ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Dervollständigung in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg

der Franzosen als auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die katholischen Einflüsse, die dort in berechtigter und unberechtigter Weise — ich will nicht sagen „katholische“, sondern die römisch politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise tätig waren, — den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, einen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war, und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: — über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können.“

In den „Gedanken und Erinnerungen“ gibt Bismarck derselben Ueberzeugung an zwei Stellen Ausdruck²⁰⁾: „Die französischen Politiker lebten, rechneten und handelten in Rheinbunderinnerungen, genährt durch die Haltung einiger westdeutscher Minister und durch ultramontane Einflüsse, welche hofften, daß Frankreichs Siege, gesta Dei per Francos, die Ziehung weiterer Konsequenzen des Vatikanums in Deutschland, gestützt auf Allianz mit dem katholischen Oesterreich, erleichtern würden.“ „Der damalige Papst mußte darauf rechnen, daß der Sieg Frankreichs über das evangelische Preußen die Möglichkeit bieten werde, den Vorstoß, den er selbst mit dem Konzil und der Unfehlbarkeit gegen die akatholische Welt und gegen nervenschwache Katholiken gemacht hatte, zu weiteren Konsequenzen zu treiben . . ., daß Frankreich, wenn seine Heere siegreich

in Berlin ständen, bei dem Friedensschlusse die Interessen der katholischen Kirche in Preußen nicht unberücksichtigt lassen würde, wie der Kaiser von Rußland Friedensschlüsse zu benützen pflegte, um sich seiner Glaubensgenossen im Orient anzunehmen . . . Die Entscheidung der konfessionellen Kämpfe, die nach der Meinung katholischer Schriftsteller (Donoso Cortes de Valdegamas) schließlich „auf dem Sande der Mark Brandenburg“ auszufechten sind, wäre durch eine übermächtige Stellung Frankreichs in Deutschland nach verschiedenen Seiten hin gefördert worden.“

Wir mögen nicht glauben, daß Bismarck im Ernst, wie M. Busch berichtet ²¹⁾, mit dem Gedanken sich getragen hat, dem Papst die Uebersiedelung nach Sulda anzubieten. Es klingt doch alles wie Scherz und Spiel des Witzes! Da scherzt Bismarck unter anderem: „Na, und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ Zuletzt kommt er auf die komische Seite der Auswanderung des Papstes und seiner Kardinäle nach Sulda und schließt: „Für solche humoristische Auffassung der Sache hat freilich der König keinen Sinn. Aber (lächelnd) wenn mir nur der Papst treu bleibt, so setze ich's doch noch bei ihm durch.“ Im vollsten Ernst aber ist der Kanzler nach eigenem Zeugnis ²²⁾ dem Gedanken einer päpstlichen Friedensintervention nachgegangen — wir sehen wieder, wie dem auswärtigen Politiker die Imponderabilien innerer, geistiger Beziehungen leicht wiegen gegenüber den

wichtigen Momenten materieller, äußerer Einflüsse —: „des Papstes Hilfe vermöge Einwirkung auf die französische Geistlichkeit schien mir wertvoll genug, um die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei und der letzteren Rückwirkung auf die zukünftigen Beziehungen beider Länder mit in den Kauf zu nehmen.“ Eine Fortsetzung fanden diese Erwägungen bei der Karolinenfrage, als Bismarck dem Papste das Schiedsgericht antrug und den Christusorden davontrug. Das sind die Punkte, wo wenige entschiedene Protestanten dem folgen können, der einst selbst erklärte, daß ihm sein Bekenntnis höher stehe als die Politik.

Diese für uns schmerzlichen Erwägungen fanden ein Ende, als am 18. Februar 1871 die neugeschaffene Zentrums-
partei, von demselben Windthorst geleitet, der der entschlossenste Feind der Neugestaltung Deutschlands war, wie sie durch die großen Siege des Jahres 66 eingeleitet wurde, eine Adresse übergab, worin sie die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des päpstlichen Stuhles als eine der ersten Taten kaiserlicher Weisheit und Gerechtigkeit erbat. Diese Adresse fand zunächst die Antwort²³⁾, daß der Kaiser nach Beendigung des Krieges in Gemeinschaft mit den andern Fürsten Schritte gegen die Okkupation Roms in Betracht ziehen würde, dann aber die offene und klare Absage in der Thronrede vom 21. März 1871, worin der Kaiser jede Interventionspolitik ablehnte. Und nun entwidelte sich der Gegensatz rapide, wie wir aus dem Brief an Arnim vom 30. Juni 71 entnehmen²⁴⁾: Ungeachtet des Anerkenntnisses, daß die katholische Kirche in Preußen eine

freihere und bessere Stellung hat als in irgend einem andern Lande der Welt und die Dynastie nicht aufgehört hat, der Kirche und dem Papste selbst das freundlichste Wohlwollen zu beweisen, gehe die Tendenz des geistlichen Einflusses auf die unteren Volksschichten dahin, der Dynastie und der Regierung die Sympathie der katholischen Bevölkerung, welche doch die wohltätige Fürsorge derselben in allen ihren kirchlichen und religiösen Interessen empfinde, zu entfremden. Hand in Hand damit gehe eine nicht minder tendenziöse Opposition gegen die nationale Sache, welche sich bald mit den partikularistischen, bald mit den demokratischen, aller nationalen Politik feindlichen Elementen und Tendenzen verbinde. „Dieser Einfluß ist es, mit dem wir zu rechnen und nach welchem wir unsere Stellung zur Kirche und zu ihren Organen zu richten haben. Wenn die Partei die Kirche beherrscht, so ist es eben nicht anders möglich, als daß die Kirche darunter leidet. Diese aggressive Tendenz der die Kirche beherrschenden Partei nötigt uns zur Abwehr, in welcher wir unsere eigene Verteidigung suchen, die wir aber mit allem Ernst mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln durchführen müssen. Kann man sich in dem Vatikan entschließen, mit der regierungsfeindlichen Partei zu brechen und ihre Angriffe auf uns zu verhindern, so wird das uns nur erwünscht sein; kann oder will man das nicht, so lehnen wir die Verantwortung für die Folgen ab.“

So haben wir uns überzeugt, daß Bismarck mit vollstem Recht von sich sagen konnte ²⁵⁾: „Die Schwierigkeiten, dem Staate zum Siege zu verhelfen, habe ich niemals unterschätzt, im Gegenteil, ich fühlte die ganze Schwere der über-

nommenen Aufgabe. Nicht leichtsinnig bin ich in den Kampf eingetreten. Erst als ich mich überzeugt hatte, daß er ganz unabwendbar sei, zögerte ich nicht länger, den dem Staate hingeworfenen Sehdehandschuh aufzunehmen. Zu der Ueberzeugung, daß etwas Positives geschehen müsse, hat nichts mehr beigetragen, als die unzweifelhafte Wahrnehmung, daß in den polnischen Landesteilen die deutschen katholischen Geistlichen sich die Polonisierung der bäuerlichen Bevölkerung zur Aufgabe stellten." Ebenso kann folgende Aeußerung im Herrenhaus ²⁶⁾ unbedingte Glaubwürdigkeit beanspruchen: „Es ist, glaube ich, bekannt, daß gerade ich in meiner ganzen politischen Behandlung konfessioneller Fragen bis an die äußerste Grenze der staatlich möglichen Versöhnlichkeit gegangen bin.“ In manchen Stunden habe er Grund, die Friedfertigkeit, mit der er verfahren, zu der er geraten habe, zu bereuen. Wenn er doch zum Kampf gekommen sei, müsse in ihm eine sehr starke Ueberzeugung davon gewesen sein, daß durch die Tätigkeit, nicht der katholischen Kirche, sondern der nach weltlicher Priesterherrschaft strebenden Partei innerhalb der katholischen Kirche eine Politik getrieben wurde, welche die Grundlagen unseres Staates anfaßt.

3. Freiheit des Staates von der Kirche.

Trotzdem kann man nicht ohne weiteres der Version zustimmen, die im Bismarckschen engsten Kreise über seine Beteiligung am Kulturkampf entstanden und von M. Busch auf folgende Form gebracht ist ²⁷⁾: „Wenn er schließlich doch mit eingriff, so bewog ihn dazu nicht das neue Dogma

von der Unfehlbarkeit des römischen Pontifex und überhaupt kein Gegenstand dogmatischer Natur, sondern etwas völlig anderes, ein vorwiegend politischer Vorgang: die Unterstützung der polnischen Propaganda im Osten Preussens, die von der römischen Priesterschaft betrieben und von der katholischen Abteilung im Berliner Kultusministerium nach Kräften gefördert, bedenkliche Folgen gehabt hätte und mit gefährlichen Fortschritten drohte. Hiergegen schritt er — sicherlich auch mit einem Blicke auf Rußland, das sein Interesse in Polen von gleichen national-klerikalen Ränken unterminiert sah und in dem deutschen Kanzler hier von neuem den natürlichen Bundesgenossen erblicken mußte — entschlossen ein, indem er den Antrag auf Beseitigung jener staatsgefährlichen Behörde stellte und diesem den ferneren auf Einführung der weltlichen Schulaufsicht folgen ließ. Endlich hat er auch die Verfassungsänderungen angeregt. Dagegen ist seine Beteiligung an den eigentlichen Maigesetzen nur eine passive gewesen, und ich habe bei wiederholten Anlässen von ihm selbst vernommen, er habe, als diese Maßregeln nachträglich zu seiner Kenntnis gelangt seien, sofort starke Zweifel an ihrem Werte und an ihrer Durchführbarkeit geäußert.“

Die Antithese, daß es sich für Bismarck beim Kulturkampf rein nur um politische Fragen, nicht entfernt um Gegenstände dogmatischer Natur gehandelt habe, ist verfehlt, weil eben im neuen katholischen Dogma als solchem politische Konsequenzen lagen, politische und kulturelle. Das tritt in der die Kampfgesetzgebung inaugurierenden Thronrede vom 25. November 1871 ²⁸⁾ deutlich hervor:

„Gegenüber den Bewegungen, welche auf dem Gebiete der Kirche stattgefunden haben, hält meine Regierung daran fest, der Staatsgewalt ihre volle Selbständigkeit in bezug auf die Handhabung des Rechts und der bürgerlichen Ordnung zu wahren und zugleich neben der berechtigten Selbständigkeit der Kirche und Religionsgeschäfte die Glaubens- und Gewissensfreiheit der einzelnen zu schützen. Behufs verfassungsmäßiger Durchführung dieser Grundsätze werden Ihnen besondere Vorlagen zugehen, welche die Eheschließung, die Regelung der Zivilstandsverhältnisse und die rechtlichen Wirkungen des Austritts aus der Kirche zum Gegenstande haben.“

Es spricht ja zunächst viel für eine solche rein politische Motivation. Ich lasse eine Reihe von Belegstellen dafür folgen in zeitlicher Folge. Am 30. Januar 1872 erklärte Bismarck im Abgeordnetenhaus ²⁹⁾: „Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiet betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildete, eine Fraktion, der man, wenn alle übrigen Konfessionen dasselbe Prinzip annehmen wollten, nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen müßte: dann wären wir allerseits auf einem inkommensurablen Boden; denn dann würden wir die Theologie in die öffentlichen Versammlungen tragen, um sie zum Gegenstand der Tribünen-
diskussion zu machen Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraktion nicht anders betrachten können als im Lichte einer Mobilmachung der Partei gegen den Staat statt an der katholischen Kirche

eine vielleicht unbequeme und vorsichtig zu behandelnde Stütze zu finden“, mit der auf die Dauer leben zu können seine erste Sorge gewesen wäre. In der ersten Reichstags-sitzung habe er noch geschwiegen: „ich habe mir gesagt, die Frage ist zu ernst, ich will abwarten, wie sich die Partei entwickelt, ob freundlich oder feindlich . . .“ Nun aber habe sich die Partei feindlich entwickelt, sich nur aus gegen den preußischen Staat und das Deutsche Reich feindlichen Elementen³⁰⁾ verstärkt, Protestanten in ihre Mitte aufgenommen, die nichts mit dieser Partei gemein hatten, als die Feindschaft gegen das Deutsche Reich und Preußen.

Das politische Prinzip tritt in einer späteren Stelle derselben großen Rede³¹⁾ am schärfsten hervor: „Die Staatsgesetze verbieten es, einem Bischof der katholischen Kirche das Recht der Entlassung eines Staatsbeamten [Lehrer] zu übertragen; es ist da eine Kollision zwischen dem kirchlichen Recht, wie es sich heutzutage ausgebildet hat, und zwischen der augenblicklich bestehenden Staats-gesetzgebung rechtlich unvermeidlich gewesen; eine Kollision, welche zu lösen und in geschickter Weise zu lösen ich als die Aufgabe einer weiteren Gesetzgebung betrachte, und ich glaube, das wird eine Aufgabe sein, deren der neue Kultus-minister [Salk] sich mit Vorliebe und Beschleunigung annehmen wird. Dogmatische Streitigkeiten über die Wandlungen oder Deklarationen, welche innerhalb des Dogmas der katholischen Kirche vorgegangen sein können, zu beginnen liegt der Regierung sehr fern und muß ihr fern liegen; jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viel Millionen Landsleute teilen, muß für ihre

Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein. Aber wir können den dauernden Anspruch auf eine Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse des Friedens uns genötigt, sie einzuschränken, damit wir nebeneinander Platz haben, damit wir in Ruhe mit einander leben können, damit wir so wenig wie möglich genötigt werden, uns hier um Theologie zu kümmern."

Am 9. Februar ³²⁾ kam er auf die Bestrebungen des polnischen Adels und ihre Begünstigungen durch die katholische Geistlichkeit auch deutscher Zunge zu sprechen: „Das ist einer der empfindlichsten Punkte, in denen der Kampf von seiten der katholischen Kirche gegen die Staatsregierung zuerst eröffnet worden ist, und wo jeder Minister, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, dahin sehen muß, daß der Staat in Zukunft davor bewahrt werde.“ Uebereinstimmend sprach er sich am 20. April an Reichensperger nach dessen Bericht ³³⁾ aus: Teils die Polonisierungsgelüste, teils die katholische Abteilung seien Anlaß des Kampfes gewesen. Die letztere habe stets das Staatsinteresse gänzlich außer acht gelassen, deren Chef Kräzig unter einer Decke mit den Polen gelegen, hinter welchen man stets mit gefälltem Bajonett stehen müsse: „an den Beinen sollte man ihn aufhängen!“ Jeden Glauben respektiere er (Bismard), selbst einen Glauben an den — vor ihm stehenden — roten Stuhl, wengleich er als Individuum seinem Gott gegenüberstehe; wie aber die Dinge sich nun einmal gestaltet hätten, dürfe er schlechterdings nicht dulden, daß eine

feindliche, die Gestaltung Deutschlands bedrohende Macht sich organisiere. Die Organisation der deutschen Katholiken sei bewundernswürdig. Dagegen müsse er rüsten. „Meine Zugehörigkeit zum Zentrum betreffend, meinte er, Windthorst werde dasselbe führen, wohin mein Bruder und ich nicht wollten. Derselbe sei ein besonders feiner Kopf; durch und durch Welfe, halte er jetzt nur die katholische Maske vor.“

Gelegentlich des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen betonte Bismarck in seiner großen Landtagrede vom 10. März 1873³⁴⁾ wieder, es sei keine konfessionelle, sondern eine politische Frage: „es handelt sich nicht um den Kampf, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche; es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben; es handelt sich um den uralten Machtstreit . . . Der Kampf des Papstes mit dem deutschen Kaiser, wie wir ihn schon im Mittelalter gesehen haben, ist zu beurteilen wie jeder andere Kampf: „er hat seine Bündnisse, er hat seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltepunkte, er hat seine Waffenstillstände . . . dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen, wie jeder andere politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um Bedrückung der Kirche handelte. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem

Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt. . . . Indessen bei meiner Abneigung gegen jeden innern Kampf und gegen jeden Streit der Art, habe ich doch diesen Frieden mit allen seinen Nachteilen dem Kampfe vorgezogen und habe mich meinerseits dem Kampfe versagt, während ich von anderen Seiten schon vielfach dazu gedrängt war . . . Was mich zuerst auf die Gefahr aufmerksam machte, das war die Macht, die die neugebildete Partei sich erworben hatte . . . Wir hatten also, wenn dieses Programm sich verwirklichte, anstatt des bisherigen geschlossenen preussischen Staates, anstatt des zu verwirklichenden deutschen Reiches zwei parallel nebeneinander laufende staatliche Organismen: den einen mit seinem Generalstabe in der Zentrumsfraktion, den andern mit seinem Generalstabe in dem leitenden weltlichen Prinzip und in der Regierung und der Person Sr. Majestät des Kaisers. Diese Situation war eine vollständig unannehmbare."

Ganz im selben Fahrwasser bewegt sich der Gedankengang der Herrenhausrede vom 24. April 1873³⁵). Da weist er darauf hin, daß im Zentrum „Unterströmungen sind, die mit der christlichen Institution der katholischen Kirche gar nichts zu tun haben“, sieht den Staat in seinen Fundamenten bedroht durch „zwei Parteien, die beide das gemeinsam haben, daß sie ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwicklung in internationaler Weise betonen, daß sie Nation und nationale Staatenbildung bekämpfen“, und flagt endlich die bewußten Gründer der Zentrumspartei an: „Zu einer Zeit, wo tiefer konfessioneller Friede im Lande war, da haben sie diesen Zündstoff des Zerwürfnisses

und Kampfes sorgfältig gesammelt, in der Absicht, sich einer erheblichen Macht im Staate zu bemächtigen . . . Wenn man das mit Erfolg organisieren kann, ist man der Herr im Staate; der Staat aber tut wohl, daß er sich vorsieht, auf daß der König Herr im Staate bleibe und nicht die Zentrumsparthei!“ Dafür beruft er sich am 17. Mai ³⁶⁾ auf „die bedauerlichen Aeußerungen des englischen Ministers über die Unmöglichkeit, ein konstitutionelles Leben Irland gegenüber weiter zu führen, wenn der Wirkung der ultramontanen Partei dort nicht ein Ziel gesteckt würde“. Noch 1875 beklagte Bismarck es im Privatgespräch ³⁷⁾, daß diese politische Bedeutung des Kampfes nicht in allen Ressorts der Regierung gleichmäßig gewürdigt werde.

Aber war die kampfshafte Auseinanderhaltung der Zentrumspolitik und der gesamten katholisch-vatikanischen, durch Syllabus und Unfehlbarkeitsdogma dogmatisch bestimmten Politik nicht eine unwirkliche Fiktion? war das Zentrum nicht die genuine Vertretung der vatikanischen, d. h. konsequent katholischen Politik, wie sie Bismarck in Frankfurt und bis 1870 so klar erkannt hatte? War etwa nur die von Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ ³⁸⁾ allein als fähig gerühmte Führung des Zentrums „berechnet auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum“? Und die vorerwähnte ³⁹⁾ „Kollision zwischen dem kirchlichen Recht, wie es sich heutzutage ausgebildet hat“, und der Staatsgesetzgebung, die „rechtlich unvermeidlich gewesen“, und der mit der Menschheit gleichalterige, im Mittelalter typisch gewordene Kampf der Priester mit der Königs-

herrschaft ⁴⁰⁾ — stellt sich das katholischer Auffassung nicht als Beeinträchtigung der kirchlichen und dogmatischen Ueberzeugung dar? Es verstößt doch direkt gegen die vatikanische Anschauung von der Kirche, wenn im Landtagsabschied am 20. Mai 1873 erklärt wird ⁴¹⁾: „Die Regierung Sr. Majestät beharrt in dem festen Vertrauen, daß diese Gesetze den wahren Frieden unter den Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse fördern und die Kirche dahin führen werden, dem lauterem Dienste des göttlichen Wortes allein ihre Kräfte zu weihen.“

Daß doch im letzten Grund das neue Dogma der Feind ist, geht aus vielen Aeußerungen hervor; so aus der Begründung des Schulaufsichtsgesetzes ⁴²⁾: „Was uns bestimmt hat, dieses Gesetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgesetz und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten konfessionellen Frieden gelebt haben. Es war das ein Verdienst, welches die preußische Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Konfession, mit welcher für eine evangelische Dynastie es am schwierigsten zu leben ist, mit der römisch-katholischen Konfession, in einem von dieser unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben.“ Dem Abgeordneten v. Schorlemer gegenüber verteidigt sich Bismarck am 16. Januar 1874 ⁴³⁾: „Er hält mir vor, ich hätte früher gesagt, das Dogma der Unfehlbarkeit, welches von Millionen Katholiken angenommen sei, müsse respektiert werden. Das ist auch heute noch meine Ansicht. Ich habe es auch respektiert. Habe ich es je angefochten? Bestreitet man Ihren Glauben in irgend

einer Weise? Ich habe nur die Konsequenzen (NB) gezogen, die ihm für unser Staatsleben entfließen, und auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, in die unser Staatsleben dadurch kommt, und infolgedessen auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, daß man so wenig wie möglich von Glaubenssachen in das Staatsleben hineintun müsse. Aber den Glauben respektiere ich ja, und würde ihn, wenn er sich auf Dinge erstreckte, die mir und den andern evangelischen Christen noch ferner wären, dennoch respektieren.“

Als nun der Papst immer offener für das Zentrum sich engagierte, trat auch Bismarck immer offener den päpstlichen Herrschaftsgelüsten entgegen. Am 5. Dezember 1874 vertrat er die Einziehung der Gesandtschaft in Rom als Sache staatlichen Anstandes⁴⁴): „Es ist die Eigenschaft, das Haupt einer Konfession zu sein, welche in Deutschland Befenner hat, noch kein Grund, einen diplomatischen Vertreter bei einem solchen Haupte zu haben. Ich wüßte nicht, daß wir bei dem Haupt irgend einer anderen Konfession uns diplomatisch vertreten ließen . . . Solange das Haupt der römischen Kirche diejenigen seiner Untertanen, die unabhängig von dieser ihrer Eigenschaft Untertanen eines Staates des deutschen Reiches sind, in ihrem auflehrenden Verhalten gegen die Gesetze ihres eigenen Vaterlandes ermutigt und unterstützt, ja diese Auflehnung von ihnen als eine geschworene Dienstpflicht fordert, so lange ist es eine Anstandspflicht für das Deutsche Reich, eine Macht, die solche Ansprüche erhebt, nicht nur nicht anzuerkennen, sondern auch nicht den Schein auf sich zu laden, als beabsichtige es diese Anerkennung in der Zukunft auszusprechen.

ohne daß diese unerfüllbaren und für jedes geordnete Staatssystem unannehmbaren Ansprüche zuvor in irgend einer Weise gelöst werden.“

Das Jahr 1875 bringt die deutlichsten Zeugnisse einer Verwerfung des ganzen Klerikalsystems vom Standpunkt des protestantischen Staatsgewissens; die unerträgliche Koalition der lutherischen Ultras mit dem Zentrum reizt offenbar die schärfsten, sittlichen und konfessionellen Antithesen hervor. Am 14. April erklärte Bismarck im Herrenhaus ⁴⁵⁾: „Ich bin weit entfernt, ein Feind der katholischen Kirche zu sein, nicht einmal der katholischen Kirche, wie ich sie darstellte. Ich habe gesagt, Herr von Kleist möge nicht vergessen, daß der Papst ein Feind des Evangeliums ist, das war wenigstens der Sinn der These; ich hatte die Absicht, wenn ich auch den Namen Luther nicht nannte, Herrn von Kleist, der, glaube ich, ursprünglich mit mir zur lutherischen Reformation gehörte, auf die Schriften Luthers hinzuweisen. Die Tatsache wird mir doch auch der Graf v. Brühl nicht bestreiten wollen, daß der Papst ein Feind des Evangeliums und infolge davon ein Feind des bestehenden preussischen Staates ist. Wenn die päpstlichen Glaubensartikel . . . vollständig zur Ausführung kommen, wenn der Papst je zu der Macht gelangt, daß er tun kann, was er will, und sein Wille das Gesetz der Erde ist, so sind wir doch alle bekannt genug mit dem Syllabus und seinen Thesen und Forderungen, um zu wissen, daß dann auch dieses Herrenhaus nicht mehr möglich ist, weil eine konstitutionelle Verfassung nicht zulässig ist . . ., daß Preßfreiheit etwas Verwerfliches ist, daß der Ketzer ausgerottet werden muß; und wenn

er ebenso hartnäckig ist, wie Herr Graf v. Brühl die Bischöfe schildert, so hat die katholische Herrschaft ganz andere Mittel für ihn als dieses Gesetz: sie konfisziert sein Vermögen, sie sieht es nicht als strafbar an, wenn er gelegentlich meuchlings erstochen wird; — die jesuitischen Glaubenssätze sind öffentlich bekannt, in bekannten Schriften verteidigt; ich will mich hier auf dogmatische Schriften nicht einlassen, der Herr Graf bestreitet das alles, was ihm in seinem Kram nicht paßt, er muß aber aus seiner Schule die Lehren kennen, die darin gipfeln: *tyranum occidere licet*. Der päpstliche Kodex geht noch weiter: Keßer, wenn man sie nicht anders vertilgen kann, martert man sie, verbrennt sie, ihre ganze Existenz ist ein nefas. Wenn ich einen solchen Vertreter der christlichen Kirche, der sich für einen Vertreter der Religion der Liebe und der Demut ausgibt und für uns unglückliche evangelische Christen nur den Zorn der Vertilgung hat, als Feind des Evangeliums und in weiterer Konsequenz des preußischen Staates hinstelle, so bleibt dies trotz aller Dialektik richtig.“

Als er am 16. April 75 die Aufhebung der §§ 15 ff. der preußischen Verfassung im Landtag vertrat, motivierte er sie mit der Herstellung des Papalismus⁴⁶⁾: „Seit dieser Umwälzung, welche die Episkopalkirche in die absolute Herrschaft des Papstes verwandelt hat, heißen diese Paragraphen nichts anderes weiter als: die Angelegenheiten der katholischen Kirche werden durch den Papst geordnet. — Der Papst hat durch das Vatikanum die bischöfliche Gewalt absorbiert und sich selbstherrlich an deren Stelle gesetzt. Dieser Monarch befindet sich außerdem bei uns an

der Spitze einer geschlossenen Partei, die wählt und abstimmt nach seinem Willen.“ Ähnlich scharf spricht er sich in derselben Rede über den Syllabus aus ⁴⁷⁾: „In diesem Programm der Päpste würde der Papst, wenn er bei uns zur vollen Herrschaft gelangte, die von ihm selbst geschaffene Glaubenspflicht sich auferlegt finden, mit der Mehrheit der Preußen, mit der evangelischen Kirche, vollständig aufzuräumen; die sind ja nach dem vollen Programm gar nicht existenzberechtigt, am allerwenigsten mit solchen Einrichtungen, wie sie in Preußen geschaffen sind, konstitutionellen Einrichtungen, wie die Pressfreiheit, deren die offiziöse Presse des Zentrums sich so eifrig bedient; dergleichen ist an und für sich durch päpstliche dogmenartige und offenkundige Dekrete verworfen . . . Es würde in der dogmatischen Notwendigkeit sein, wenn nicht sofort, aber doch als Ziel zu erstreben die Vertilgung der Kezer durch Feuer und Schwert.“ Und wenn er auch die einzelnen Repressionsgesetze ganz Salk zu vertreten überließ, so trat er doch gerade für das Brotkorbgesetz mit dem schwersten Geschütz ein ⁴⁸⁾: „Von der Geldentziehung erwarte ich also keinen Erfolg, aber wir tun einfach unsere Pflicht, indem wir die Unabhängigkeit unseres Staates und der Nation gegen fremden Einfluß schützen, indem wir die geistige Freiheit gegen Unterdrückung durch den Jesuitenorden und durch einen jesuitischen Papst sicherstellen. Dafür kämpfen wir mit Gott, für König und Vaterland!“

In dieser Zeit muß er sich gegen die Verdächtigung von Gerlachs verteidigen, als ob er an die Gottheit des Staates glaube. Dagegen hatte sich der einstige geistliche Berater

auf das Wort berufen: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen! Die falsche, klerikale Anwendung des an sich richtigen Satzes weist Bismarck im folgenden zurück⁴⁹⁾: „Der Herr Vorredner kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich diesen Satz in seiner vollen Richtigkeit anerkenne, und daß ich glaube, Gott zu gehorchen, wenn ich dem Könige diene — dem er seinerseits ja auch früher gedient hat unter der Devise: mit Gott für König und Vaterland; jetzt sind die drei ihm auseinander gekommen, wie es scheint, und er sieht Gott getrennt von König und Vaterland. Ich kann ihm auf diesem Wege wie auf so manchem andern nicht folgen, — ich glaube Gott zu dienen, indem ich meinem Könige diene im Schutze des Gemeinwesens; dessen Monarch er von Gottes Gnaden ist, und in welchem die Freiheit gegen fremden Geistesdruck und die Unabhängigkeit unseres Volkes gegen fremde Eingriffe zu schützen die ihm von Gott auferlegte Pflicht ist.“

Wir sind in der Zeitnähe jener großen Herrenhausrede, die wir zuvor⁵⁰⁾ schon als das entschiedenste Bekenntnis zu einer spezifisch protestantischen Politik wiedergegeben haben. Da klagt er seine Vettern an, daß sie der Politik das Evangelium untergeordnet haben, indem sie die gefährliche Rede von der Einen Kirche aufbrachten. Dieser krypto-katholischen Auffassung stellt er die wirkliche katholische Kirche gegenüber: „Wie ist denn die Kirche von der katholischen Seite zu betrachten? Die katholische Kirche ist heute der Papst, und niemand weiter als der Papst, und wenn Sie von den Rechten der katholischen Kirche sprechen, so würden sie sich zutreffender ausdrücken, wenn Sie sagen: die Rechte

des Papstes. Früher, vor dem Vatikanum, konnte man sich noch der Anschauung hingeben, wie sie bei der Herstellung der Verfassung vorgeschwebt hat, daß man die Rechte, die man der katholischen Kirche bewilligte, dem katholischen Preußen bewillige. Jetzt liegt zutage, daß dies ein Irrtum war. Wir alle sind in der katholischen Dogmatik oder in der katholischen Instruktion so weit vorgeschritten, um zu wissen, daß für die katholische Kirche die Gemeinde der preußischen Staatsbürger, die sich zur katholischen Konfession bekennen, nicht existiert. Die Gemeinde ist allenfalls in jedem ihrer Glieder immer der Stein in dem Pflaster, auf welchem der katholische Priester steht, aber sie hat mit dem Hochbau der Kirche keine Beziehung und keine Verbindung. Das ist ein himmelweiter Unterschied von unserer evangelischen Auffassung; aber wir konnten uns, vor dem Vatikanum, mit der Idee schmeicheln, daß wenigstens sechs oder acht preußische Untertanen — die Bischöfe nämlich — für Preußen die Kirche vertraten, der wir Rechte einräumten: seit dem Vatikanum aber hat sich der Papst an die Stelle der Bischöfe gesetzt. Es ist kein Zweifel, die Bischöfe sind nur noch die Präfecten des Papstes; er kann sich lokal an die Stelle eines jeden setzen, er kann einen jeden ersetzen, resp. absetzen. Wir haben gefunden, daß die Bischöfe ihre als christliche Wahrheit erkannte Ueberzeugung auf Befehl des Papstes bereitwillig geopfert haben; sie haben gar nicht einmal mehr das Recht, etwas anderes zu denken als der Papst. Ein Soldat hat doch das Recht, wenn ihm „halb rechts“ befohlen wird, bei sich zu denken: Das ist ein törichter Befehl; aber er gehorcht. Der

Bischof darf es nicht einmal denken Folge ich dem Papste, geht für mich die Seligkeit verloren; der Papst hat sie für mich nicht. Er ist auch nicht in dem Sinne, wie der Graf Brühl andeutete, der Nachfolger Petri; Petrus war nicht unfehlbar, er sündigte, er bereute seine Sünde und weinte bitterlich über sie; von dem Papste, glaube ich, dürfen wir das nicht erwarten."

Und diese protestantische Anschauung von dem dem Evangelium entgegengesetzten Wesen der vatikanischen Kirche nennt Bismarck „die ursprünglichste, tiefste, mit unserer Seele und unserm Heil zusammenhängende Grundlage dieses Kampfes"! Man sieht: mit aus Religion hat er den Kampf unternommen, nicht aus nackter Nützlichkeitspolitik. Schon während des ersten Stadiums des Kulturkampfes erwiderte er Herrn v. Mallinckrodt⁵¹⁾, der ihn an seine Rede aus dem Jahr 49 erinnert hatte: „Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Oeffentlichkeit noch in meinem Hause an irgend einem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten

angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube.“ In derselben Zeit spricht sich dieser Glaubensgrund im Kampf mit Rom deutlich aus ⁵²⁾ in der Abwehr der Entstellungen, zu denen „der Name unseres Heilandes gemißbraucht wird“ von den schlesischen Katholiken, und in der schneidigen Abweisung der Perle von Meppen als des alleinigen Verteidigers Gottes: „Der Gott, an den ich glaube, möge mich davor bewahren, daß der Herr Abgeordnete von Meppen je die Disposition über die Disposition seiner Gnaden für mich haben könnte.“

Das war der Standpunkt des protestantisch-preussischen Staatsmannes, den wir schon in Frankfurt kennen lernten, der Standpunkt, dem die protestantische Jugend einst zujubelte. Wie weit liegt das hinter uns!

Nur noch Eines sei hinzugefügt! Wir können uns hier auf die Altkatholikenfrage nicht näher einlassen. Den stramm protestantischen Standpunkt vertrat Bismarck in der Zubilligung der Dotation des altkatholischen Bischofs und in der Anerkennung der Altkatholiken als in der katholischen Kirche stehender Partei. Der altkatholische Vorkämpfer von Schulte hat uns darüber eine merkwürdige Gesprächs-Aeußerung des Kanzlers aufbewahrt, die er ihm gegenüber am 2. Januar 1883 getan hat ⁵³⁾: „Mein Standpunkt ist ganz der Ihrige. Ich halte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich alles gebührt. Wenn nun die Regierung diesen Standpunkt

praktisch zum Teil nicht durchgeführt und nicht gesagt hat, wir sehen die Millionen nicht mehr als Katholiken an, so hat sie ihn drum nicht aufgegeben . . . Wir können die Anerkennung des Bischofs nicht versagen, da wir zugeben müssen, daß mit dem Vatikanum alles hinfällig geworden ist, und deshalb die Formen nicht mehr passen . . . Ihnen gehört ja eigentlich alles. Will die Regierung diesen Standpunkt nicht durchführen, so muß sie Ihnen das Notwendige geben."

Wie er mit dieser Auffassung selbst Falk überraschte und überbot, so läßt sich überhaupt nicht verkennen: in prinzipieller, umfassender, kultureller Auffassung des Kampfes als einer Konsequenz der kultur- und evangeliums-feindlichen Entwicklung der katholischen Kirche stand Bismarck hinter seinem Minister Falk um nichts zurück.

4. Der Verzicht auf Prinzipien.

„Seien Sie außer Sorge: Nach Canossa gehen wir nicht! weder körperlich noch geistig!“ Diese Zusicherung des eisernen Kanzlers, die er dem Reichstag am 14. Mai 1872 ⁵⁴⁾ gab, scheint vielen Protestanten durch den Friedensschluß mit Rom Lügen gestraft. Wir dürfen glauben, daß Bismarck selbst bis zu Ende überzeugt war, sie eingelöst zu haben.

Der äußere Hergang und das sukzessive Abbröckeln der Maigesetze kann hier nicht verfolgt werden. Nach Bismarcks wiederholten Erklärungen lagen die Hauptmomente, die ihn zum Einlenken veranlaßten, in der Thronbesteigung des „Friedenspapstes“ Leo XIII., in der für

das landesväterliche Herz des Kaisers unerträglichen seelsorgerlichen Verwaisung seiner katholischen Untertanen, in dem Uebergang der Fortschrittspartei⁵⁵⁾, die den Kampf vor allem geschürt hatte, in das Wahlbündnis mit dem Zentrum, in der Nötigung, dem Ausland eine in sich geeinte Nation aufzuweisen. Hauptsächlich aber war die Unmöglichkeit, mit den bisherigen Stützen der Regierungspolitik, mit den Nationalliberalen, die neue Zoll- und Sozialpolitik, von der Bismarck die Zukunft der Nation abhängig sah, durchzusetzen, und die Aussicht, durch ein Zusammengehen mit den Konservativen und dem Zentrum das große Ziel zu erreichen, für die Anbahnung eines modus vivendi mit dem Zentrum maßgebend. Es war also ein allgemein politischer Kalkül, nicht in erster Linie das Interesse der katholischen Untertanen, was die gewaltige Frontveränderung hervorrief.

Die erste öffentliche Befundung derselben findet sich mitten in den Verhandlungen über die neue Zollpolitik. Da schaut der Fürst auf den kirchlichen Konflikt mit den Worten zurück⁵⁶⁾: „Ich habe in diesem Konflikt gekämpft mit der Lebhaftigkeit, die mir, wie ich hoffe, in allen Sachen, wo es sich meinem Bewußtsein nach um das Wohl meines Vaterlandes und um die Rechte meines Königs handelt, solange ich lebe, eigentümlich bleiben wird; aber ich muß auch hier sagen: Ich halte Konflikte wohl unter Umständen für tapfer durchzukämpfen, aber nie für eine auf die Dauer zu erstrebende Institution, und wenn sich Mittel und Wege bieten, die Schärfe der Gegensätze zu mildern, ohne daß man an die Prinzipien

der eigentlichen Streitfrage rührt, wenn man sich gegenseitig kennen und durch gemeinsames Arbeiten an einem gemeinsamen und hohen Zweck sich gegenseitig achten lernt, — ja, so liegt es doch wahrlich nicht in meiner Berechtigung, als Minister, solche Wege zu verschließen und von der Hand zu weisen.“

Der Hauptweg war die wenige Tage später, am 13. Juli 1879, erfolgte Entlassung des Kultusministers Falk. Es ist eine viel verhandelte Frage, ob nicht der Ministerpräsident dessen politische und gesetzgeberische Tätigkeit in so hohem Grade mit zu verantworten habe, daß das bloße Abschütteln des Kampfministers moralisch nicht zu rechtfertigen war. Die „Gedanken und Erinnerungen“ sprechen sich über Falks Rücktritt reserviert aus⁵⁷⁾: „Falk erlag den weiblichen Hofintriguen, der antiministeriellen Tätigkeit, dem Oppositionsbedürfnis der Kaiserin⁵⁸⁾, den ungnädigen Erlassen des Kaisers, die weniger an den Kulturkampf als an die Beziehungen des Kultusministers zum Oberkirchenrat und zur evangelischen Kirche anknüpfen.“ Es steht aber amtlich fest⁵⁹⁾, daß das nur Nebemomente waren, während Falk selbst vornehmlich betonte, bei der durch die Unterstützung der Regierung durch das Zentrum in der wichtigen Zollreform ermöglichten Beilegung des kirchlichen Konflikts nicht durch seine im Mittelpunkt aller Angriffe stehende Person stören zu wollen. Bei der Entlassung stellte Bismarck mit aller Entschiedenheit seine Mitverantwortlichkeit für den Kampf, den Falk geführt, fest⁶⁰⁾: „Der Kampf, dessen Durchführung vom Standpunkt der staatlichen Interessen die

Aufgabe des neuen Ministers wurde, ist nicht erst von ihm aufgenommen worden. Es genügt daran zu erinnern, daß der Konflikt in Braunsberg, die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, die ersten grundsätzlichen Erklärungen des Staatsministeriums gegenüber den Bischöfen, sowie die Vorlegung des Schulaufsichtsgesetzes schon vor dem Eintritt des Ministers Falk erfolgt waren. Seine Berufung hatte aber den offenkundigen und ausgesprochenen Zweck, dem Vorgehen der Staatsregierung in der unvermeidlich gewordenen Auseinandersetzung volle Klarheit, Stetigkeit und Entschiedenheit zu sichern.“ Letztere Eigenschaften waren allerdings beim Friedensschluß nicht weiter zu verwerten.

Busch berichtet ⁶¹⁾, wohl im einzelnen ungenau, aber im ganzen zutreffend, daß Bismarck ihm am 11. Mai 1880 sagte: „Wer hat denn die Maigesetze angeregt und sie Falk abgewonnen, der allerhand juristische Bedenken dagegen hatte und sich nur nach langem Widerstreben fügte? Jetzt halten sie sie hoch wie ein Palladium und er auch. Als dekretierender und verwaltender Minister ist er keineswegs so schneidig gegen die Klerikalen vorgegangen wie jetzt als Kammerredner . . . Das Zentrum und seine Auftraggeber, gegen die habe ich und nur ich den Kampf aufgenommen und trotz aller Intriguen des Hofes fortgesetzt.“ Und v. Poschinger berichtet ⁶²⁾, daß der Chef die Kulturkampfgesetze gemeinschaftlich mit Falk gemacht habe, und zwar so, daß der Kanzler die Gedanken hergab, der Kultusminister sie in die Form von Gesetzentwürfen brachte. Dabei sei es nicht ohne lebhaftes Aus-

einandersetzungen abgegangen. Bismarck selbst hat im Reichstag am 3. Dezember 1884 erklärt⁶³⁾, seine Unterschrift unter den Maigesetzen sei ihm zum Teil unter dem Druck der Kabinettsfrage abverlangt. „Ich kann nicht leugnen, daß ich über die Details, über die juristische Ausführung der Gesetze verwundert und nicht angenehm überrascht war; aber ich mußte die Gesetze nachher nehmen, wie ich sie fand. Etwas anderes sind die Junigesetze von 1875, die ein paar Jahre später erlassen wurden. Bei diesen bin ich vollständig beteiligt gewesen und übernahm die volle Verantwortung für die Verfassungsänderung...“ Die von Friedrichsrub inspirierten Hamburger Nachrichten stellten später⁶⁴⁾ das Verhältnis so dar: „Bismarck war bei der Maigesetzgebung aus Kameradschaft für Falk und im Vertrauen auf ihn mitgegangen, obwohl er mitunter anderer Meinung gewesen sein und nicht von allen Einzelheiten Kenntnis gehabt haben mag. Nachdem sich Dr. Falk vom Fürsten Bismarck gegen dessen Wunsch getrennt hatte, wurden seitens des leitenden Ministers abweichende Meinungen zur Geltung gebracht; aber diese waren von Anfang an die seinigen gewesen: er hatte nur auf ihre Vertretung verzichtet, um einer so hervorragenden Kraft wie Falk so lange als möglich die Führung des Amtes zu überlassen. Als dies nicht mehr möglich erschien, fiel der Zweck jener Zurückhaltung fort und der Fürst vertrat alsdann seine eigene Ansichten.“

Etwas anders definiert der Fürst selbst in der großen Herrenhausrede vom 12. April 1886 seine Verantwortlichkeit⁶⁵⁾, nämlich dahin, daß er für die Richtung und die

Tendenz der Maigesetze als Kampfgesetze die Verantwortlichkeit vollständig mittrage, noch heute aufrecht halte und dafür einstehe, daß es nützlich und zweckmäßig war, Gesetze in dieser Richtung zu geben. Etwas anderes sei die Verantwortlichkeit für alle juristisch-technischen Details. Als er nun in Friedensverhandlungen eingetreten sei, sei er veranlaßt worden, auch den Details der Maigesetze näher zu treten, als ihm bis dahin nach seiner vorwiegenden Beschäftigung mit dem auswärtigen Ressort überhaupt möglich gewesen sei. „Bei Prüfung des Status quo, zu dem der Kampf gelangt war, habe ich mich überzeugt, daß wir, wie das im Kampf ja immer geht, manche feindlichen Gebietsteile okkupiert hatten, die uns eigentlich ziemlich wertlos waren, wenn man näher zuschaute.“ Bei allen inneren Streitigkeiten müsse man bei jedem Schaden, den man dem Gegner tut, immer auch die Frage sich vorlegen, ob er im Verhältnis zu dem andern Schaden stehe, den man abwehren wollte. In allen inneren Kämpfen solle wenigstens ein leitender Minister das Ganze, die Folgen für das Ganze niemals aus dem Auge verlieren. „Nie bin ich Parteimann gewesen, ich bin immer der Mann des Staates und des Königs geblieben.“ Bei solcher unparteiischen Prüfung habe er nun zumal in den Bestimmungen über Leitung und Anstellung der katholischen Priester eine wild goose chase, eine Jagd hinter wilden Gänsen zu Pferde, eine Jagd, die nie zum Ziele führt, erkannt. Besonders aber die Bestimmungen über Vorbildung der Priester hätten nur den Gegner gestärkt, indem sie ihm einen gebildeteren, besser erzogenen Priester

lieferten. Das Bestreben aber, auf den Priester einen Einfluß von seiten des Staates zu üben, von seiten unserer Bureaucratie in Konkurrenz zu treten mit den kirchlichen Vorgesetzten bis zum Papst hinauf, das sei das *πρωτόν ψεῦδος* der Maigesetzgebung, das Aergerliche, Verbitternde, der Natur der Dinge nach Unerreichbare, ein Streben mit großen Mitteln nach kleinen Erfolgen. „In bezug auf den Effekt ist mir nicht zweifelhaft, daß die Maigesetze ziemlich wirkungslos gewesen sind.“ Und am 14. Januar 1887 erklärte Bismarck⁶⁶⁾: „Nun muß ich die Vaterschaft für die Kirchengesetze auf das entschiedenste in Abrede stellen. In diesem Hause, in Preußen, ist in erster Linie der Ressortminister für diese Gesetze verantwortlich, in zweiter Linie seine Kollegen. Ich lehne die Verantwortlichkeit für die Gesetze durchaus nicht ab von mir, ich bin dafür eingetreten; aber die Vaterschaft stammt durchaus nicht von mir. Ich wäre gar nicht imstande gewesen, ein so juristisch fein ausgearbeitetes Gesetz zu spinnen.“

Wir werden trotzdem, auch wenn wir dieser nachherigen Kritik der Maigesetze voll zustimmen, den Ministerpräsidenten von der Verantwortung für die Richtung und Tendenz der Kampfgesetze nicht frei sprechen können; nicht die juristische Detailarbeit der Maigesetze, auf die er nie verfallen sein würde, zu deren Kontrolle er weder geneigt noch befähigt gewesen, sondern das Prinzip dieser Eingriffe der Verwaltung und Polizei in das innere Leben, die Anstellung der Priester, die Seelsorge usw. wird von der Kritik in den „Gedanken und Erinnerungen“⁶⁷⁾ getroffen: „Erst durch die Praxis überzeugte ich mich, daß

die juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig ge-
griffen waren. Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bilde
ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die
mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leicht-
füßigen Priestern durch Hintertüren und Schlafzimmer
nachsetzten.“ Daß diese kritischen Erwägungen nicht als-
bald in Kabinettskrisis übergingen, habe die geringe Lenk-
barkeit der Staatsmaschine verursacht, ihr Zusammenhang
mit dem Monarchen und den Parlamentswahlen. „Diese
Maschine ist zu plötzlichen Evolutionen nicht imstande,
und Minister von der Begabung Salts wachsen bei uns
nicht wild. Es war richtiger, einen Kampfgenossen von
dieser Befähigung und Tapferkeit in dem Ministerium
zu haben, als durch Eingriffe in die verfassungsmäßige
Unabhängigkeit seines Ressorts die Verantwortlichkeit für
die Verwaltung oder Neubesezung des Kultusministeriums
auf sich zu nehmen.“

Es ist begreiflich, daß den von diesen Gesetzen ins
Mark ihres Lebens getroffenen Priestern und vielen von
ihrer prinzipiellen Wichtigkeit überzeugten Protestanten
in solchem Verhalten und in solcher Apologie doch ein zu
weit gehender Opportunismus zu stecken scheint. Gegen
diesen Vorwurf hat sich der Kanzler 1887 wiederholt ver-
antwortet. So gegen Beseler⁶⁸⁾. „Ich kann weder eine
konfessionelle Stellung noch eine vom Parteistandpunkte
influenzierte noch eine juristische einnehmen. Meine Stellung
ist eine rein politische, und für mich ist der Friede mit dem
Papste ein Friede wie mit jeder andern auswärtigen Macht,
die im Inlande erhebliche Interessen hat. Ich stehe, wenn

Sie wollen, der Sache opportunistisch gegenüber, der Herr Vorredner theoretisch." Er stellt dann die Verhandlungen mit dem Papst auf eine Linie mit den Unterhandlungen mit Oesterreich 1866. Und gegen Richter erklärt er ⁶⁹⁾, er habe nicht hochtrabende und prinzipielle doktrinaire Politik getrieben, sondern einfach hausbackene diplomatische. „Ich würde mich schämen, wenn ich überhaupt in meiner Stellung ein Doktrinär sein wollte; und wenn Sie mich einen Opportunisten nennen, nehme ich auch diese Bezeichnung dankbar an; denn was ist ein Opportunist? Es ist ein Mann, der die günstigste Gelegenheit benützt, um das durchzuführen, was er für nützlich und zweckmäßig hält, und das ist ja eben die Aufgabe der ganzen Diplomatie; und wenn ich mich hätte konfessionell oder doktrinär in diesen Streit hineinziehen lassen, dann verdiente ich nicht das Vertrauen meiner Landsleute in der doch gewiß von konfessionellen Ansichten notwendig freien Stellung, in der ich mich befinde.“ Daß das Vatikanum ihm nie als Gefahr für den Staat, vielleicht eher für die Kirche erschienen, daß er nicht einmal wesentlich darüber verstimmt gewesen sei, es lediglich als dogmatische Frage innerhalb der katholischen Kirche angesehen habe, kann nach dem oben Mitgetheilten nur dann gelten, wenn man den Nachsatz stark betont: (als dogmatische Frage) „mit der wir uns abzufinden haben würden, wenn sie sich irgendwie in Fragen der inneren Politik bei uns übersehte und darstellte.“

Jedenfalls muß das unbedingt zugegeben werden, daß Bismarck die Maigesetze nie als zur Dauer, nur als

ad hoc bestimmte Kampfgesetze betrachtet hat. In derselben Rede am 14. Mai 1872, wo er das Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ ausrief, hat er zugleich ⁷⁰⁾ versichert, daß die Gesetzgebung in einem für die Gewissensfreiheit durchaus schonenden Wege, in der zurückhaltendsten, zartesten Weise vorgehen solle. „Denn die Regierung schuldet unseren katholischen Mitbürgern, daß sie nicht müde werde, die Wege aufzusuchen, auf denen die Regelung der Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, der wir im Interesse des innern Friedens absolut bedürfen, in der schonendsten und konfessionell am wenigsten verstimmenden Weise gefunden werden könne.“ Und als er am 9. Juni 1873 die Beibehaltung des Gesandtschaftspostens in Rom vertrat, motivierte er das so ⁷¹⁾: „In dieser Hoffnung möchte ich gern einen Saden, der sich wieder anknüpfen läßt, nicht abschneiden, eine Sühnung, die augenblicklich praktisch erloschen ist, doch nicht vollständig zu den Toten werfen . . . bereitwillig, dahin zu wirken, daß nicht nur die Mehrheit der katholischen Deutschen wie heutzutage, sondern womöglich sämtliche katholische Deutsche mit ihren Regierungen und ihren evangelischen Mitbürgern in Frieden leben mögen.“ Am 16. April 1875 aber versicherte er ⁷²⁾: sobald die Bresche, welche die Vertrauensseligkeit der früheren Politik in die dem Frieden des Staates nötigen Bestimmungen gelegt, überschüttet, ausgefüllt sei, werde er kein eifrigeres Bemühen haben, als den Frieden selbst mit dem Zentrum, namentlich aber mit dem sehr viel mäßiger gesinnten römischen Stuhl zu suchen, „und ich hoffe, ihn dann auch

mit Gottes Hilfe zu finden, und ich werde dann, solange mir das Leben gegeben ist, dazu beitragen, den Kampf, den aggressiv zu führen wir eine Weile genötigt gewesen sind, demnächst nur defensive fortzusetzen und die Aggression mehr der Schulbildung als der Politik zu überlassen.“

So konnte er denn nach Beginn der Friedensverhandlungen auch aufrichtig bekennen⁷³⁾: „Kein konfessionelle Kämpfe würde ich überhaupt nicht führen, wenn der politische Beisatz, die Machtfrage, nicht wäre, eine Machtfrage, die auch in der vorchristlichen Zeit sich zwischen Königen und Priestern geltend gemacht hat — wenn die nicht da wäre, würde ich ja mit einer solchen Entschiedenheit in diesen Kampf nicht eingetreten sein, da ich konfessionelle Stellungen nicht bekämpfe.“ Gegen den Vorwurf, inkonsequent zu sein, antwortet er in derselben Rede: „Nun, jeder Kampf hat seine Höhe und seine Hitze, aber kein Kampf im Innern zwischen Parteien oder Regierung, kein Konflikt, kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden. Ich muß Kämpfe führen, aber doch nur zu dem Zwecke, den Frieden zu erlangen; diese Kämpfe können sehr heiß werden, das hängt nicht immer von mir allein ab — aber mein Endziel ist doch immer der Friede.“ Ähnlich bezeichnet Bismarck die Maigesetze am 12. April 1886 als „Kampfmittel, um zum Frieden zu gelangen“. Und am 21. April 1887 weist er den Vorwurf, er habe das Geschäft der Penelope getrieben, mit der Bemerkung zurück⁷⁴⁾: „Das wäre gerade so gerecht oder ungerecht wie der jetzige Vorwurf, daß ich ein Kampfgesetz, nachdem der Zweck des Kampfes,

nämlich der Friede, annähernd erreicht ist, nicht mehr festhalten wollte."

Wenn wir nun auch gewiß den großen Realpolitiker nicht auf einmal eingenommene Positionen festnageln wollen, vielmehr uns von ihm belehren lassen: „Ja, Konsequenz für einen Politiker, für einen Staatsmann, ist um so leichter, je weniger politische Gedanken er hat“, so fragt sich doch: sind wirklich nur Kampfgesetze, sind nicht auch organische Gesetze, die zur prinzipiellen Regelung des Verhältnisses eines modernen Kulturstaates zu einer Kirche, die auf Syllabus und Vatikanum basiert, gehören, wieder abgetan? In den „Gedanken und Erinnerungen“ bezeichnet Bismarck als sein Vorhaben bei Entlassung Salts⁷⁵⁾, die mehr juristische als politische Linie Salts zu verlassen und ausschließlich seinen eigenen mehr gegen Polonismus als gegen Katholizismus gerichteten Auffassungen zu folgen. „Für nicht entbehrlich hielt ich die Beseitigung der Verfassungsartikel, die Kampfmittel gegen den Polonismus und vor allem die Herrschaft des Staates über die Schule. Wärten wir die, so behielten wir aus dem Kulturkampfe beim Frieden immer einen wertvollen Siegespreis im Vergleich mit den Zuständen vor dem Ausbruch des Kampfes.“ Abgesehen von der Schule also keinerlei kulturelle, nur politische Rücksichten. Die Sicherung der einheitlichen Bildung der Nation, die Fernhaltung fremdländischer, undeutscher, von der Bildung der Nation völlig geschiedener Einflüsse auf die Priesterbildung, der Schutz der Glaubens- und Gewissensfreiheit der einzelnen auch innerhalb des Priesterstandes — auf diese

und ähnliche Ziele der größeren Idee vom Staat als einer Gesinnungs- und Gesittungseinheit ist Verzicht geleistet und die katholische Kirche und Geistlichkeit wie das Zentrum nur als politische, diplomatische Größe gewertet. Das entsprach freilich dem Stande des inneren Lebens und der Selbsterfassung der Nation, wie denn Bismarck mit Recht bemerkt ⁷⁶⁾: „ich habe außerdem gefunden, daß eine solche Reform, die in das geistige Gebiet übertrat, nur durchzuführen ist, wenn sie durch die öffentliche Meinung der Mehrheit der Nation mit zwingender Gewalt getragen wird. Das war nicht der Fall.“ Der große Augenblick hat eben eine kleine, in materiellem Behagen aufgehende Nation gefunden.

Es wird unsereinem schwer, die Verhandlungen mit der Kurie unbefangen zu würdigen. In dem ersten Erlaß an den Botschafter in Wien ⁷⁷⁾ vom 20. April 1880 zeigt sich der Wunsch, das Zentrum durch päpstlichen Einfluß von der polnischen und welfischen Fronde getrennt und zum Kampf gegen den Sozialismus aufgeboten zu sehen, ebenso stark als das Mitgefühl mit den von ihren Geistlichen und Seelsorgern verlassenen katholischen Mitbürgern; die Sistierung der polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen, die Herbeiführung einer friedliebenden Praxis erscheint abhängig von der Auflösung des unnatürlichen Bundes des katholischen Adels und der Priester mit den Sozialisten. Von da an benützt der gewalttätige Staatsmann den nechtenden Einfluß der Kurie auf die von ihren Dienern geleitete Partei auch in völlig weltlichen Angelegenheiten. Wiederum begegnet die Erklärung ⁷⁸⁾: „Dem kirchlichen Bedürfnis

der katholischen Preußen weniger zu gewähren, als ihnen ohne Schädigung des Staates gewährt werden kann, würde den landesväterlichen Interessen Sr. Majestät des Königs nicht entsprechen.“ Dagegen spricht der Kanzler Virchow gegenüber aus ⁷⁹⁾, seine Schwenkung sei wesentlich durch den Abfall der liberalen Partei notwendig geworden, der ihn gezwungen habe, „in wichtigen Fragen des allgemeinen Wohls sich der Unterstützung des Zentrums zu versichern“. Wer wird nicht zustimmen, wenn die ersten Kampfgesetze, die dem Friedensbedürfnis geopfert werden, diejenigen sind, welche die Notstände auf dem Gebiet der katholischen Seelsorge und Krankenpflege hervorgerufen haben? Wer wird nicht die Rücknahme der unerträglichen Uebergriffe in die freie Selbstverwaltung der Kirche begrüßen? Und wenn deshalb die Anzeigepflicht für die nicht beneficierten Hilfsgeistlichen preisgegeben wird, so ist auch das zu tragen. Aber die völlige Freigebung der Heranbildung des Klerus und der Handhabung der Disziplin über den Klerus, die Zulassung der ultramontanen Dressur in bischöflichen Seminaren, die Zurückberufung nicht bloß der Pflegeorden und ihre Zulassung weit über das Maß, das vor 1870 eingehalten wurde — das bedeutet nicht Verzicht auf überflüssig veratorische Kampfgesetze, sondern Verzicht auf Sicherung der Nation vor Einflüssen, die den Frieden der Konfessionen und die Glaubens- und Gewissensfreiheit und die einheitliche Bildung des Volkes untergraben.

Bismarck hat einmal gesagt ⁸⁰⁾: „ich möchte diese jetzige Situation frei machen von dem Einfluß der Erinnerung.“ Das gelang ihm namentlich durch eine bei ihm so

seltene ⁸¹⁾ Illusion, die man immer wieder als bewußte Selbsttäuschung aufzufassen versucht ist, durch die Fiktion des friedfertigen Papstes ⁸²⁾: „Ich halte den Papst für deutschfreundlicher als das Zentrum . . . Der Papst ist außerdem nicht Welfe, er ist nicht Pole und er ist auch nicht deutschfreisinnig . . . vollständig frei.“ Nicht immer und unter allen Umständen und in bezug auf alle Personen habe er zu den Bestrebungen der römischen Hierarchie Vertrauen gehabt. „Zu dem jetzt regierenden Papst aber habe ich Vertrauen.“ Das wird sogar einmal damit gestützt, daß der Papst die Anzeigepflicht, die er einmal geleistet, immer und dauernd leisten könne; „denn die römische Kirche hat nicht die Gewohnheit, einzelne Ausnahmen von den Regeln, die sie für unumstößlich hält, nach Belieben zu machen, und am andern Tage wieder eine andere Theorie aufzustellen“! Im innerkirchlichen Kampf zwischen dem friedlichen, deutschen Papst und den demokratisierenden ultramontanen Geistlichen ist ihm „der Sieg des Papstes über kurz oder lang gar nicht zweifelhaft.“ Und während er vor kurzem noch ⁸³⁾ nachgewiesen hatte, daß die katholische Kirche erfahrungsgemäß keinen Schutz gegen die Sozialdemokratie biete, sieht er nun ⁸⁴⁾ an die Stelle der päpstlichen Autorität einerseits die priesterliche Gewalt des demokratisierenden Priesters, andererseits die Sozialdemokratie treten; „in dieser Beziehung halte ich die subversiven Tendenzen, das Unterwühlen der Autorität für vollständig gleichbedeutend, mag es von geistlicher oder weltlicher Seite, von Sozialdemokraten oder demokratisierenden Geistlichen ausgehen. Papst und Kaiser haben in dieser Be-

ziehung das gleiche Interesse und müssen gegen Anarchie und Umsturz gleichmäßig Front machen.“

Wie sich das mit Bismarcks früher befundeten tiefen geschichtlichen Einsichten in das Wesen und die Herrschaftsansprüche des vatikanischen Papsttums verträgt, ist doch völlig unverständlich. Ist es nicht rein diplomatisch zu verstehen? Oder aus dem, was er selbst einmal sagt ⁸⁵): „die Gewalt, die hier der preußischen Gesetzgebung angetan werden soll, entsteht ja nur aus dem versöhnlichen Bedürfnis Sr. Majestät des Königs, seinen katholischen Untertanen näher zu kommen.“ „Der reine Ausfluß des Friedensbedürfnisses Sr. Majestät des Königs seinen katholischen Untertanen gegenüber“? Nein, es ist mehr. Am 23. März 1887 erklärt der Fürst ⁸⁶): „Diese Stellung zur Sache habe ich nicht nur aus toleranter Denkungsweise, sondern sie drängt sich mir auf als Politiker; ich habe das Bedürfnis, die gemäßigten Katholiken, die den Streit lediglich um kirchliche Glaubenssachen und nicht aus Fraktionszorn, aus Umsturzbedürfnissen führen, diese deutschfreundlichen und staatsfreundlichen Katholiken zufrieden zu stellen, wenn sie nicht zufrieden sind.“ Es handelt sich darum, sagt er ein Jahr zuvor ⁸⁷), „ob es uns nicht gelingen wird, das Gefühl, daß wir Alle Deutsche und Landsleute sind, höher und stärker in uns lebendig zu machen als das Gefühl, daß wir verschiedenen Konfessionen angehören.“ Wer wird die Größe dieses Zieles leugnen? Zumal, wenn er in Erwägung zieht, daß ⁸⁸) „die Frage, ob wir mit unseren katholischen Landsleuten einig sind oder nicht, nicht auf das Innere beschränkt ist, sondern auch auf unsere äußern Verhältnisse

zurückwirkt“, so auf das zu Oesterreich. Leider ist der innere Friede nun aber nicht erreichbar, solange man sich nicht entschließt ⁸⁹⁾, den Papst nicht als Ausländer, die päpstliche Institution als eine „nicht bloß ausländische, eine nicht bloß weltallgemeine, sondern weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken“ zu betrachten. Rechnet man einmal die Befenner der katholischen Kirche zu unseren gleichgestellten Landsleuten, so muß man auch ⁹⁰⁾ „die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, für eine einheimische Institution der deutschen Bundesstaaten“ rechnen.

Wenn aber Bismarck in seiner Friedensliebe so weit geht, zu sagen ⁹¹⁾: „eine Ehrenfrage liegt hier gar nicht vor . . . bei Streitigkeiten im Innern, unter Landsleuten, besteht die Ehre der Regierung in ihrer Friedfertigkeit, aber nicht in ihrer Händelmacherei“, „da können uns die gesetzlichen Formen, zu denen wir kommen, an sich blutwenig helfen, sie liefern nur das Gefäß, in welches die Stimmung und das Maß von Vertrauen, das herrscht, der gute Wille derjenigen, an denen die Ausführung liegt, nachher die Füllung liefern . . .; der Friede, den wir erstreben, läßt sich in bestimmte Paragraphen nicht fassen. Die toten Paragraphen helfen uns wenig“, — so kommt man allerdings von aller gesetzlichen Beschränkung der päpstlichen hierarchischen Uebergriffe zurück. Aber der vollständige Verzicht auf Garantien für Erhaltung des konfessionellen Friedens seitens der Orden, für Erziehung der Priester im deutsch-nationalen und toleranten Geist, für Ausschluß knechtender

Disziplin in den Demeritenanstalten usw., die nur scheinbare Behauptung der Anzeigepflicht — das bedeutet einen Verlust an Ehre für den Staat, wenn man in ihm mehr als einen Polizei- und Wirtschaftsstaat, wenn man in ihm die Zusammenfassung der nationalen und ethischen, kulturellen Kräfte des Volkslebens sieht. In der Verlängerung dieser Resignation auf den idealen Staatsbegriff liegt auch die von Bismarck immer mehr betriebene Auflösung der alten, um ideale Verfassungs- und Kulturideen gruppierten Parteien in wirtschaftliche Interessengruppen. Wir vermögen in der Heranziehung des Zentrums als Stütze der Wirtschaftspolitik und in der damit gleichzeitigen Zurückstellung des nationalen und ethischen Gegensatzes, worauf allerdings unsere wirtschaftliche Blüte und soziale Reform zum großen Teil beruht, nur eine vielleicht unvermeidliche Schattenseite der großartigen Realpolitik unseres gewaltigen Kanzlers zu erblicken. Ob nicht doch am Ende die Förderung äußerer auf Kosten innerer Werte sich als Tragik der Realpolitik erweisen dürfte?

5. Ueber der Tagespolitik.

D. Graue, der die hier im wesentlichen Einverständnis mit Beyschlag vertretene Auffassung in seinem wertvollen Aufsatz⁹²⁾ über „Fürst Bismarck im Kulturkampf“ zu entkräften sucht, hebt mit Recht hervor, daß wir deshalb so schwer enttäuscht seien von dem Ausgang des Kampfes, weil wir dem Fürsten bei seiner Gesetzgebung weitreichende Pläne unterschoben haben, die ihm ferne lagen. „Für ihn selber war das, was er bei diesem Friedensschluß an Zuge-

ständnissen bewilligte, wenn auch mehr, als er wünschte, dennoch nicht niederschlagend, weil er von Anfang des Kampfes an gewillt war, um des Friedens willen Zugeständnisse zu machen." Graue will dann erweisen, daß der Waffenstillstand den Staat wesentlich günstiger gestellt hat als vor Ausbruch des Kampfes. Er zählt dazu die noch geltenden Kirchengesetze auf: Kanzelparagraph, staatliche Schulinspektion, Verbot des Jesuitenordens, Aufhebung der katholischen Abteilung, Unterordnung der Kirche unter die gesetzlich geordnete Aufsicht des Staates, Zivilstandsgesetze, Anzeigepflicht u. s. f. Bismarck habe den Frieden mit Rom so zustande gebracht, daß der Staat zwar Zugeständnisse macht, aber keines seiner unveräußerlichen Rechte preisgibt, sondern für künftige Kämpfe besser gerüstet ist, als er es vorher war, und daß der Vatikan sich nicht so bald wieder nach einem neuen „Kulturkampf“ sehnen wird. Aber er vergißt, welche moralische Einbuße der preußische Staat erlitten, besonders auch an Zutrauen zu seine Gewissenhaftigkeit, und welche enorme moralische und faktische Einflußsteigerung der Ultramontanismus aus dem ungleichen Kampf davongetragen hat, in dem er zwar verfolgt, aber nicht besiegt ward. Und dann wie viele der genannten Errungenschaften stehen mehr nur auf dem Papier! Z. B. das Jesuitengesetz! Bismarck hat zwar noch am 28. November 1885 im Reichstag erklärt⁹³⁾: „Die Gefahr der Jesuiten liegt nicht in ihrem Katholizismus, sondern in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung aller nationalen Bande

und der nationalen Regungen, überall, wo sie denselben beikommen.“ Aber gilt nicht die gleiche Motivierung gegen die schon zugelassenen Redemptoristen? Bismarck hat bestritten⁹⁴⁾, daß er je gesagt habe⁹⁵⁾: „Wir haben es mit einer andern Nummer versucht, aber verlassen Sie sich darauf, es wird derselbe Faden gesponnen . . . Wir wollen die Waffen auf dem Sechsboden niederlegen, aber weggeben wollen wir sie nicht. Wir glauben, daß wir jetzt Frieden erhalten werden, aber die Zeit kann schnell wieder kommen, wo wir die Waffen brauchen.“ Sicher ist, daß diese Waffen stumpf geworden sind nach ihrem zugestandenem mißlungenem Gebrauch.

Uebrigens hat der Fürst selbst stets eine sehr resignierte und gedämpfte Auffassung von den Ergebnissen des Kulturkampfes bekundet. Am 30. November 1881 erklärte er⁹⁶⁾: „Wir wünschen, daß . . . wir dem Frieden näher und näher kommen, und so nahe kommen, wie es irgend mit der traditionellen und seit Jahrhunderten den Gegenstand des Kampfes bildenden staatlichen Unabhängigkeit, auf der der Staat bestehen muß, verträglich ist. Diese Quadratur des Kreises wird sich in Vollkommenheit niemals lösen lassen und hat sich nie lösen lassen, aber wir hoffen, daß ein für beide Teile annehmbarer modus vivendi durch eine direkte Vertretung bei Rom möglich und nützlich ist.“ Am 7. April 1883 erklärte er Srhr. v. Hertling im Privatgespräch⁹⁷⁾, der Streit zwischen Staat und Kirche werde niemals durch einen definitiven Friedensschluß beendet werden. Man könne lediglich hoffen, von Fall zu Fall, von Stufe zu Stufe, zu einem modus vivendi zu kommen. Ähnlich am

12. April 1886 im Reichstag ⁹⁸⁾: der Frieden zwischen König und Priester werde immer die Zirkelquadratur bleiben, der man nahe kommt, die man aber nicht vollständig erreichen kann. Denn, so fügt er am 4. Mai hinzu ⁹⁹⁾, „die Grenzen zwischen Staat und Kirche lassen sich nicht festlegen, weil beide Teile von Hause aus von verschiedenen Ueberzeugungen dabei ausgehen.“ Aber er traut noch nicht einmal ¹⁰⁰⁾, „ob wir durch den Frieden mit Rom zu dem Frieden mit dem Zentrum kommen.“ Denn ¹⁰¹⁾ „der deutsche Priester ist, was seiner Religiosität alle Ehre macht, weil sein Nationalgefühl schwach entwickelt ist, in erster Linie Priester und dann erst Deutscher“. Und ¹⁰²⁾ „die im Zentrum vereinten Kräfte fechten zwar jetzt unter päpstlicher Flagge, sind aber an sich staatsfeindlich, auch wenn die Flagge der Katholizität aufhörte sie zu decken“. Dies aus einem Brief an König Ludwig von Bayern vom 12. August 1878 in die „Gedanken und Erinnerungen“ übernommene Urteil billigte der Fürst offenbar noch, als er diese diktierte; ebenso wohl den folgenden Satz: „In Preußen waren die Wahlkreise, in denen das Zentrum sich ergänzt, auch vor dem Kirchenstreit oppositionell, aus demokratischer Gesinnung, bis auf den Adel in Westfalen und Oberschlesien, der unter der Leitung der Jesuiten steht und von diesen absichtlich schlecht erzogen wird.“ Von solchen Partnern ist allerdings bei einem Friedensschluß nur ein kümmerlicher modus vivendi zu erwarten.

Diese Anschauung von der politischen Schädlichkeit der spezifisch katholischen Partei befestigte sich immer mehr in dem Fürsten, je länger er von den Geschäften fern war

und je gehässiger der blöde, unverjöhnliche Haß des Zentrums hervortrat. Die absolutistischen Velleitäten, besonders wenn sie priesterlich unterstützt waren, sind dem dominierenden Staatsmann ein Greuel gewesen, der von sich sagen durfte¹⁰³): „Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tage werden.“ 1892 sprach er auf dem Marktplatz zu Jena ganz in alter Weise¹⁰⁴): „Ich glaube, daß selbst unsere katholischen Landsleute in ihrer Mehrzahl das Bedürfnis haben, unabhängig von der Doktrin der Zentrumsleitung in Berlin regiert zu werden. Ich glaube, daß wir mit unsern katholischen Fragen leichter fertig werden würden, wenn wir mit der römischen Kurie durch Vermittlung des Nuntius in Berlin zu verhandeln hätten, als wenn die Stelle des Nuntius bei Beeinflussung des Papstes durch das Zentrum in Sühnung mit der Regierung eingenommen wäre. Ich halte das letztere gefährlicher für unsere nationalen Ziele, als uns ein Nuntius sein könnte. Ich will damit nicht die Berufung eines Nuntius befürworten. Ich sage diese Worte nur als Ausdruck des Urteils, das ich über die Leitung des Zentrums mit mir herumtrage. Ich halte sie für gefährlich, nicht bloß in konfessionellen, sondern hauptsächlich in nationalen Fragen. Sie bröckelt uns alles ab, was wir im Osten unserer Grenzen in Posen germanisch angebaut haben und anbauen haben wollen. Den ganzen Kulturkampf konnten wir entbehren, wenn die polnische Frage nicht daran hing.“

Sollten wir aber doch angenommen haben, daß Bismarck sich je Illusionen über die Papstkirche gemacht habe, so kann uns der Rückblick auf den Kulturkampf eines Bessern

belehren, den er seinen „Gedanken und Erinnerungen“ einverleibt hat¹⁰⁸): Das günstige Ergebnis sei nur ein relatives, hänge immer ab von der mehr oder weniger großen Streitbarkeit des Papstes und der deutschen Bischöfe und der mehr oder weniger hochkirchlichen Richtung, welche im Wechsel der Zeit in der katholischen Bevölkerung herrsche. „Eine feste Grenze der römischen Ansprüche an die paritätischen Staaten mit evangelischer Dynastie läßt sich nicht herstellen. Nicht einmal in rein katholischen Staaten. Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heut zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland. — Uebrigens gehörte die Fraktion der beiden Reichensperger schon vor 1870 dauernd der Opposition gegen die Regierung des evangelischen Königshauses an. Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe der Kirche sei. Die Ueberzeugung, daß dem so ist, nötigt den Staat noch nicht, seinerseits den Kampf zu suchen und die Defensive der römischen Kirche gegenüber aufzugeben; denn alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien. Bedenklich bleibt die Entzündbarkeit der Polen, die Herrschsucht des dortigen Adels und der durch die Priester genährte Aberglaube der untern Volksschichten, weil dem ungebildeten Manne eingeredet ist, daß deutsch-lutherisch ebenso wie polnisch-katholisch identische Begriffe seien. — Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich

und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unsern französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

Endlich aber sei es mir gestattet, Worte zu zitieren, die ich selbst einst gehört und die mir dauernd nachklingen; sie wurden gesprochen mit der ganzen Wucht der sturm-erprobten Verantwortlichkeit¹⁰⁶): „Aber eines können wir vom Zentrum lernen, das ist die Disziplin und die Aufopferung aller Neben- und aller Parteizwecke für einen großen Zweck. Wir sehen im Zentrum die heterogensten politischen Elemente vereinigt. In allen Zeiten meiner Erinnerung nach waren reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und Freisinnige bis zu den Sozialdemokraten darunter, und sie alle stimmen wie ein Mann über Dinge, von denen ihr Verstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominierende Ueberzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind, für alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit

fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das deutsche Reich fördern und erhalten wollen — das sind durchaus nicht alle — sondern ein Kartell? Wir wollen die Interessen des Vaterlandes zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen analog der Prüfung des Zentrums aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt, für den der größte Widerspruch und die größte Inkonsequenz vom Zentrum verlangt werden kann, wenn die Autorität, die dazu berufen ist, erklärt: die kirchlichen Interessen verlangen es; dann zaudern sie keinen Augenblick: sese subiciunt. Warum sollten wir nicht unsern nationalen Ueberzeugungen mit derselben Energie und ausschließlich Folge leisten und, wie die Mitglieder des Zentrums von Lieber und Hitze bis zum Herrn von Schorlemer hinauf, alles über den nationalen Kamm scheren? Es ist das von den Selbständigen unter unsern Freunden nicht in demselben vollen Maße zu erwarten, aber man muß sich das immer vorbehalten. Dem Feinde soll man lernen, und das Zentrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reichs, in seiner Tendenz, nicht in allen seinen Mitgliedern. Es gibt ehrliche Deutsche unter ihnen, aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es als ein Unglück und eine Gefahr für das Reich erachte, wenn die Regierung (Caprivi) ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt, dem Zentrum zu gefallen. Es ist das keine dauerhafte Stütze. Ich will in Frieden mit unsern katholischen Mitbürgern leben, aber will mich

nicht einer solchen Leitung unterziehen. Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an.“

Schluß.

Es ist in Vorstehendem versucht, mit möglichster Objektivität, nicht im Stil des Panegyrikus, noch weniger freilich in der Laune des Verkleinerers, nicht vergessend der bitteren Stunden, die das Nichtverstehn des Gewaltigen in der Gegenwart oft bereitet hatte, aber auch bemüht, die Enttäuschungen im Zusammenhang der ganzen Persönlichkeit und Geschichte zu verstehen — eine lebendige Anschauung zu vermitteln von der Stellung Bismarcks zu Religion und Kirche. Die subjektive Zutat, die in der Gruppierung und Beleuchtung der Aeußerungen des Helden liegt, wird gewiß anders orientierten Lesern die Möglichkeit nicht benehmen, aus diesen breit mitgeteilten Selbstzeugnissen ein etwas anders gefärbtes Bild zu gewinnen.

Der Gesamteindruck wird doch wohl übereinstimmend sein: größer als die Genialität des Verstandes, der politischen Berechnung ist die Genialität des reichen Gemüts, des starken Willens. Der Reichtum, die Gewalt des inneren Lebens und des bauenden Strebens, die Charakterstärke dieser sittlichen Persönlichkeit, die in ihren vielseitigen Interessen nie die Einheit des dienenden Willens verlor —

das ist das Große und Ueberwältigende dieser Erscheinung. Es hat es ein anderer unter dem unmittelbaren Eindruck seines Todes also ausgesprochen¹⁰⁷⁾: „Kein Volksmann, durch und durch ein Mann von adligem Blute, mit lebhaftem Standesbewußtsein, aber kein Junker im fastenhaften Sinn des Ausdrucks; mit großartigem Selbstgefühl, aber ohne Prätensionen; von unbeugsamem Freiheitsgefühl auch seinen „Herren“ gegenüber, und doch ein wirklicher Diener derselben, niemals bloßer Beamter, bloßer Minister, und doch seiner Absicht nach nichts anderes als ein Helfer, ein Ratgeber, zuletzt ein Beauftragter seines Königs: es war ihm immer im Herzen gegenwärtig, daß alle Ehre dem König oder dem Kaiser gebühre, ihm aber für die Befehle, die er vollstrecke, vor Gott und dem Vaterland die Verantwortung.“

Wir waren gezwungen, seine Stellung zur katholischen Kirche zu kritisieren, darin ein Ablassen von seinen Staatsidealen und ein Unterordnen innerer unter äußerliche Werte zu konstatieren. Wir konnten nicht verhehlen, daß seine Stellung zu der eigenen Kirche, deren protestantisches Wesen und Bildungsleben er so tief erfaßte, an einer großen Bedürfnislosigkeit nach sozialer Religion, nach religiöser Gemeinschaft, an Unterschätzung des Wertes der objektiven Institution, an Gleichgültigkeit gegen die Umsetzung derselben in christlichen Sozialismus litt. Aber was wollen diese Mängel besagen, was all die Wunden, die der Kirchenstreit und die kirchliche Lauheit dem katholischen und evangelischen Kirchenwesen geschlagen, gegenüber dem unermesslichen Segen, den diese durch und durch religiös ge-

gründete sittliche Persönlichkeit fast mehr noch durch ihr Sein als durch ihr Wirken der Nation gebracht hat? Wir sollten nie aufhören, Gott zu danken für dies auserwählte Rüstzeug, das es stets zu spüren gab und in den entscheidenden Momenten auch offen bekannte: In trinitate robur, in der Demut vor dem Allmächtigen die Wurzel meiner Kraft!

Anmerkungen.

Einleitung.

1) 1898, S. 809. — 2) H. Kohl, Vorrede zu den Bismarckbriefen. — 3) Bismarcks Briefe, herausgegeben von H. Kohl. 8. Aufl., 1900, S. 23. — 4) Urteil meines Vaters, Hermann Baumgarten. Vgl. Reden und Aufsätze S. CXII. — 5) Christliche Welt 1898, Sp. 740. — 6) Graue, Goethe-Jahrbuch I, S. 450. — 7) M. Busch, Tagebuchblätter III, S. 161. — 8) a. a. O. S. 159. — 9) Vom 3. August 1883, den Busch selbst mitteilt a. a. O. S. 184 f. — 10) 1. Aufl. 1900. — 11) Leipzig 1908, II. Band, S. 226 bis 253. — 12) Tübingen 1909, II. Band, Sp. 1264—1267. — 13) Bismarck und seine Welt I, 1902. — 14) RGG, a. a. O. Sp. 1264. — 15) Ich registriere hier die mir bekannt gewordenen Aufsätze größeren und kleineren Umfangs. „Eine Audienz schwäbischer Pastoren beim Reichskanzler“ Daheim 1877, einen Artikel von Dalton im Daheim 1899, das „Bismarckbüchlein“ von Superintendent D. Panf 1885, den Aufsatz von Andrae-Roman in „Aus Höhen und Tiefen“ 1902, einen Artikel von Max Lenz in der „Woche“ 1901, wieder abgedruckt in dessen „Kleinen historischen Schriften“ 1913², eine Sammlung von Bismarckworten im 18. Buch der „Deutschen Bücherei“ und einen Aufsatz von Superintendent Vorberg in der Kirchl. Monatschrift von 1898. Nicht zu vergessen die auf hoher kirchen- und profangeschichtlichen Warte stehenden Artikel von Karl Müller in der Christl. Welt 1898. — Während der Korrektur erhalte ich die populäre Darstellung von Adolf Matthias „Bismarck, sein Leben und sein Werk“ 1915, der dem jüngeren Geschlecht darstellen will, was Bismarck uns Allen war. Wir finden

darin besonders Briefe an Freund Gerlach glücklich verwendet.
— 16) a. a. O. 340 f. — 17) In dieser Richtung bewegt sich auch Gustav Srenssens eben erschienene „epische Erzählung“ Bismarck, deren Auffassung unseres Heldenlebens als eines für alle nur nicht dichterischen Augen verworrenen und krausen Getümmels von Bildern, seines Charakters, als eines List und Trug ersinnenden Hagen ich teils für übertrieben, teils für unrichtig halte.
— 18) Briefe an Braut und Gattin S. 34 f. — 19) a. a. O. S. 37. — 20) Tagebuchblätter I, S. 249.

Kapitel 1.

1) Bismarck in dem berühmten Werbebrief, der, wo nichts anderes bemerkt ist, im folgenden stets zitiert ist. — 2) Marcks, S. 49. — 3) Unser Reichskanzler I, S. 107 ff. — 4) Marcks, S. 64. — 5) Marcks, S. 74 f. — 6) Marcks, S. 102. — 7) Marcks, S. 117. — 8) Briefe an die Braut und Gattin S. 298. — 9) Marcks, S. 165. — 10) Marcks, S. 199. — 11) Historische Zeitschrift 1903. — 12) Vgl. außer Meinecke a. a. O. auch M. Lenz, Bismarcks Religion, Eleonore Fürstin Reuß, Adolf v. Thadden-Trieglaff, 2. Aufl. 1894. Vor allem aber den Abschnitt „Weltanschauungskämpfe“ in Marcks' Bismarck. — 13) Im Werbebrief. — 14) Brief an die Braut und Gattin S. 340. — 15) a. a. O. S. 80. — 16) a. a. O. S. 49. — 17) a. a. O. S. 11. — 18) a. a. O. S. 133. — 19) Bismarck a. a. O. S. 18. — 20) Kurze zuverlässige Erzählungen, erschienen 1901. — 21) An den Vater 8. 8. 14, Bismarcks Briefe S. 14 ff. — 22) Anhang von Marcks I, 471 f. — 23) Marcks S. 353. — 24) Von Horst Kohl herausgegeben 1914, darunter 27 bisher unbekannte. — 25) Religiöse Erzieher II, 256. — 26) S. I, 17. — 27) Marcks I, 283. — 28) S. 353 ff. — 29) Politische Reden, herausgegeben von H. Kohl, I, S. 24. Vgl. auch Briefe an die Braut S. 103. 30) — Marcks S. 418. — 21) Marcks S. 425. — 32) Marcks S. 427. — 33) II. 50. Bismarck-Briefe S. 90. Und für das folgende: v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 96. — 34) Herausgegeben von Horst Kohl, Berlin 1896. Vgl. zum folgenden auch den mit leider erst bei der Revision wieder zur Hand gekommenen Ausschnitt „Bismarck 1849—51“, den Marcks aus seinem

zweiten Bande im November- und Dezemberheft 1913 des Cotta'schen „Greif“ veröffentlicht hat. Seine gesamte Auffassung der Bismarck'schen Religiosität wird man aus seiner kurzen Bismarck-biographie ersehen, die demnächst bei Cotta erscheinen wird. — 35) Marcks, S. 370. — 36) 27. IV. 53, a. a. O. S. 152. — 37) 20. I. 54, a. a. O. S. 126 f. — 38) Christliche Welt 1899, Sp. 445 in seinen sehr wertvollen Betrachtungen über die „Gedanken und Erinnerungen“. — 39) Briefe an Gerlach S. 315 ff., 325, 346 ff. — 40) 24. 9. 59, Bismarckbriefe S. 275. — 41) Briefe an die Braut und Gattin S. 514. — 42) Ebenda S. 515. — 43) Ebenda S. 552. — 44) Ebenda S. 566. — 45) Briefe an die Schwester S. 149. — 46) a. a. O. S. 534. — 47) 20. 7. 64 S. 541. — 48) Ebenda S. 568. — 49) 28. 7. 81 a. a. O. 591. — 50) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 111. — 51) Briefe an Schwester und Schwager S. 157 f. — 52) In dem Essay über „Fürst Bismarck“ in „Männer und Zeiten“ II, S. 91 f. — 53) Tagebuchblätter III, S. 330 vom 5. I. 1892. — 54) a. a. O. S. 166, 168, 169. — 55) Bismarck-Jahrbuch II, S. 442. — 56) Vgl. Otto Schiffers, „Bismarck als Christ“, letzter Abschnitt: „Einiges über Bismarcks innere Stellung in den letzten Lebensjahren“. — 57) „Die Bekenntnisse des jungen Bismarck“.

Kapitel 2.

1) Abgedruckt im Bismarck-Jahrbuch VI, S. 264 f. — 2) Keudell S. 421 f. — 3) Briefe an die Braut uff. S. 274. — 4) Keudell S. 75. — 5) a. a. O. S. 323. — 6) Briefe an die Braut uff. S. 122. — 7) Keudell S. 57. — 8) Briefe an die Braut uff. S. 270. — 9) Briefe an die Braut uff. S. 271. — 10) Briefe an die Braut uff. S. 314. — 11) Ged. u. Er. II, S. 157. — 12) a. a. O. II, S. 310. — 13) a. a. O. I, S. 46 f. — 14) Ged. u. Er. I, S. 328. — 15) Keudell S. 260. — 16) Ebenda S. 136. — 17) Ged. u. Er. II, S. 157 f. — 18) Keudell S. 292. — 19) Bismarck-Briefe S. 60. — 20) Briefe an v. Gerlach S. 12. — 21) Ebenda S. 44. — 22) Bismarck-Briefe S. 421. — 23) Bismarck-Briefe S. 132 f. — 24) Briefe an die Braut uff. S. 269. — 25) Bismarck-Briefe S. 336. — 26) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 165. — 27) Bismarck-Briefe S. 282. — 28) Bismarck-Briefe S. 475.

- 29) Bismarck-Jahrbuch I, S. 452 f. — 30) Zuerst in „Bismarck und sein Werk“ S. 49, dann verkürzt in Tagebuchblätter II, S. 112. 31) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 25 und 59. — 32) Bismarck-Briefe S. 446. — 33) Ebenda S. 417. — 34) Vgl. bei Graue, vorige Seite Anm. 29. — 35) Tagebuchblätter I, S. 247 ff. — 36) Keudell S. 447 f. — 37) Ebenda S. 18 f. — 38) Tagebuchblätter I, S. 249. — 39) S. oben S. 103. — 40) Am 9. 10. 78, Politische Reden VII, S. 283. — 41) Am 16. 5. 64 an Arnim-Boyßenburg, Bismarck-Briefe S. 388. — 42) Keudell S. 398. — 43) Am 13. 8. 75, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 122. — 44) II, S. 93. — 45) Bismarck-Jahrbuch I, S. 451. — 46) 18. 5. 51, Bismarck-Briefe S. 107. — 47) 12. 5. 60, Bismarck-Briefe S. 287. — 48) 4. 9. 63, Br. a. B. u. G. S. 530. — 49) Bismarck-Briefe S. 382. — 50) 7. 10. 64, a. a. O. S. 403. — 51) Am 9. 7. 66, a. a. O. S. 572. — 52) 27. 7. 70, Bismarck-Briefe S. 462. — 53) Politische Reden V, S. 127. — 54) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 153 vom 2. 4. 81. — 55) Fürst Bismarck in Jena, Neuenhahn 1892, besonders S. 17 f., 29 f. — 56) Br. a. B. u. G. S. 162. — 57) 24. 12. 64 und 1. 8. 65 und 22. 4. 66, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 59, 61 und 69. — 58) Briefe an Gerlach, 28. 12. 51, S. 13. — 59) 25. 4. 53, ebenda S. 74. — 60) 25. 11. 53, ebenda S. 107. — 61) 20. 1. 54, ebenda S. 124. — 62) 2. 1. 61, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 24. — 63) 18. 9. 61 an Below, Bismarck-Briefe S. 314. — 64) Ged. und Erinn. I, S. 285. — 65) 13. 1. 70, Kaiser und Kanzlerbriefe S. 94. — 66) 1. 8. 72, ebenda S. 106. — 67) 13. 11. 72 a. a. O. 108 f. — 68) 20. 11. 73, Bismarck-Briefe S. 483. — 69) 9. 11. 78, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 137. — 70) 3. 12. 78, ebenda S. 137. — 71) Ebenda S. 163 f. — 72) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 339. — 73) M. Busch, Bismarck und sein Werk S. 102. — 74) S. oben S. 21 f. — 75) 13. 2. 47, a. a. O. S. 21 f. — 76) Ebenda S. 6. — 77) Ebenda S. 55. — 78) Ebenda S. 179. — 79) Ebenda S. 70, 118, 124, 205, 225, 272, 293, 578. — 80) Ebenda S. 234, 266 f., 463. 81) Ebenda S. 340. — 82) Ebenda S. 150. — 83) 16. 5. 56. Ebenda S. 279. — 84) S. 72 f. — 85) Ebenda S. 227. — 86) Ebenda S. 302 f. — 87) Briefe an Braut u. G. S. 336. — 88) 26. 12. 65, Bismarck-Briefe S. 421. — 89) a. a. O. S. 441. —

- 90) Tagebuchblätter I, S. 202 f. — 91) Vgl. hiezu die ganze Darstellung des Verhältnisses bei E. Marcks, Kaiser Wilhelm I. — 92) 2. 7. 61, Bismarck-Briefe S. 306. — 93) Ged. u. Cr. II, S. 46. — 94) Ebenda II, S. 71. — 95) 9. 6. 66, Bismarckbriefe S. 424. — 96) An Herbert 23. 10. 70, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 235. — 97) Keudell, S. 330. — 98) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 253. — 99) Br. a. Br. u. G. S. 172. — 100) Zitiert von Neubauer, a. a. O. S. 253. — 101) Dr. Vogel, Zur Charakteristik der politischen Reden B's, Bismarck-Jahrbuch III, S. 347. — 102) Gedanken und Erinnerungen II, S. 58 f. — 103) Zum folgenden vgl. Neubauer, a. a. O. S. 264. — 104) S. auch oben S. 79 f. — 105) 1. 5. 53, Bismarck-Briefe, S. 156. — 106) Kaiser- und Kanzlerbriefe, 28. 7. 77, S. 131. — 107) Zuletzt noch: Tagebuchblätter II, S. 467 f. — 108) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 265. — 109) Briefe an Schwester S. 88. — 110) 23. 7. 71, Bismarck-Briefe S. 467. — 111) 1. 8. 72, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 105. — 112) Neubauer, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 266. — 113) II, S. 194. — 114) J. B. Busch, Tagebuchblätter I, S. 282. — 115) S. oben S. 5 f. — 116) Br. a. B. u. G. S. 51. — 117) Ebenda S. 50. — 118) Ebenda S. 67. — 119) Ebenda S. 72. — 120) Br. a. B. u. G. S. 176 u. 209. — 121) Ebenda S. 422. — 122) Ebenda S. 359. — 123) Ebenda S. 441 f. u. 445 f. — 124) Ebenda S. 530. — 125) S. 261 f. u. 276. — 126) Oben S. 51. — 127) 15. 2. 60, Bismarck-Briefe S. 292. — 128) 13. 2. 60, Bismarck-Briefe S. 283. — 129) S. oben S. 90. — 130) Bismarck-Portefeuille IV, S. 87. — 131) 2. 5. 60, a. a. O. S. 346 f. — 132) An Gerlach 15. 9. 55, ebenda S. 186. — 133) An Herrn v. Below 22. 8. 60, Bismarck-Briefe S. 295. — 134) Tagebuchblätter I, S. 249. — 135) Ged. u. Cr. I, S. 176. Briefe an Gerlach 30. 5. 57, S. 327. Vgl. übrigens auch die Referendararbeit, Bismarck-Jahrbuch II, S. 10. — 136) 26. 7. 72, abgedruckt „Ged. u. Cr.“ II, S. 295. — 137) 1. 8. 72, Kaiser- und Kanzlerbriefe, S. 105. — 138) 12. 11. 58, Bismarck-Briefe S. 244. — 139) 25. 8. 56, a. a. O. S. 299. — 140) Bismarck-Briefe S. 64. 84. 85. 100; auch Roon, der auf gleichem Grunde steht, wird aufgefordert zur Fürbitte S. 399. — 141) An den Bruder 3. 11. 54, a. a. O. S. 178, an denselben 22. 7. 64, S. 394. — 142) Sie finden sich der Reihe nach a. a. O. S. 130. 133. 139. 184.

189. 197. 200. 215. 227. 229. 305. 390. 394. — 143) a. a. *Ö.* S. 59. 70. 117. 278. — 144) S. oben S. 154 Anm. 133. — 145) S. oben S. 96. — 146) 27. 7. 74, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 117. — 147) 22. 7. 55, Bismarck-Briefe S. 183. — 148) B. a. B. u. *Ö.* S. 57. — 149) Ebenda S. 58. — 150) Ebenda S. 83. 85. 86. 88. 97. — 151) Ebenda S. 124. 264. 323. 472. — 152) An Malle 7. 3. 62, a. a. *Ö.* S. 326. — 153) 3. 2. 54, a. a. *Ö.* S. 127. — 154) I, S. 236. — 155) a. a. *Ö.* S. 534. — 156) 16. 5. 66, Bismarck-Jahrbuch III, S. 223. — 157) 29. 7. 58, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 231. — 158) Ebenda 7. 9. 70, S. 233; 23. 10. 70, S. 234; 26. 12. 70, S. 238. — 159) 31. 12. 53, Bismarck-Briefe S. 171. — 160) 14. 10. 73, ebenda S. 481. — 161) 10. 4. 62, ebenda S. 328. — 162) 24. 9. 59, a. a. *Ö.* S. 274. — 163) 16. 8. 61, Bismarck-Briefe S. 311. — 164) S. oben S. 133. — 165) S. oben S. 78 ff. — 166) 10. 2. 72, Politische Reden V, S. 279. — 167) M. Busch, Neue Tagebuchblätter S. 364, Tagebuchblätter II, S. 473. — 168) a. a. *Ö.* S. 18. 60. 94. 106. 129. 138. 199. 211. 222. 226. 235. 246. 282. 291. 294. 300. 445. 500. — 169) S. 63 f. — 170) 26. 12. 65, Bismarck-Briefe S. 420—22. — 171) 20. 3. 73, ebenda S. 478 f. — 172) Folgt der oben S. 132 f. zitierte Satz. — 173) Die Forderung Dirchows zum Zweikampf. — 174) Diesen Satz s. im nächsten Kapitel! — 175) Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden. Wer ist unser Herr? — 176) Ich fürchte mich nicht vor viel 100 Tausenden, die sich umher wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn du schlägst alle meine Feinde auf den Boden und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Bei dem Herrn findet man Hilfe. — 177) 17. 1. 62, Bismarck-Briefe S. 325. — 178) 16. 1. 74, Politische Reden VI, S. 142. — 179) Oben S. 25. — 180) Oben S. 161 f. — 181) Oben S. 180. — 182) Oben S. 154. — 183) Oben S. 83 ff. — 184) a. a. *Ö.* 30. 5. 57, S. 335. — 185) 3. 9. 70, Bismarck-Briefe S. 463. — 186) S. oben S. 23. — 187) S. oben S. 60 f. — 188) a. a. *Ö.* S. 128. — 189) a. a. *Ö.* S. 9. — 190) a. a. *Ö.* S. 57. — 191) 5. 9. 53, Briefe an Braut u. *Ö.* S. 361 f.; vgl. übrigens Bulwers Pelham, s. oben S. 44. — 192) Keudell S. 2. — 193) Ebenda S. 67. — 194) Ebenda S. 73. — 195) 6. 2. 51, a. a. *Ö.* S. 240. —

196) Keudell S. 374. — 197) Briefe an Braut u. G. S. 437. —
198) a. a. O. S. 378. — 199) B. a. B. u. G. S. 135. — 200) Ebenda
S. 37 f. — 201) Ebenda S. 48. — 202) Ebenda S. 64 f. —
203) Ebenda S. 80. — 204) Ebenda S. 189. — 205) Ebenda S. 364.
— 206) a. a. O. S. 129. — 207) Briefe an Braut u. G. S. 182.
— 208) Ebenda S. 258. — 209) Ebenda S. 365. — 210) a. a. O.
S. 195. — 211) Briefe an Braut u. G. S. 573. — 212) Ebenda
S. 467. — 213) Ebenda S. 272. — 214) 7. 3. 59, ebenda S. 398.
— 215) 17. 2. 62, Br. an Schw. S. 132. — 216) Keudell S. 364.
— 217) 9. 4. 50, a. a. O. S. 175. 11. 8. 51, S. 309. — 218) Eben-
da S. 159. — 219) 30. 8. 53, ebenda S. 360. — 220) 7. 3. 47,
S. 68. — 221) 9. 1. 44, Br. an die Schwester S. 7. — 222) 4.
4. 52, ebenda S. 327 ff.

Kapitel 3.

1) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 183.
— 2) Tagebuchblätter III, S. 171. — 3) Er tut es aber in
der S. 213 mitgeteilten Äußerung. — 4) Vgl. oben S. 62 ff.
— 5) a. a. O. S. 18. — 6) a. a. O. S. 126. 162. 207.
219. 248. 284. 290. 296. 316. — 7) 30. 6. 50, Bismarck-
Briefe S. 94. — 8) 8. 7. 50, Br. an Schw. S. 63. — 9) Briefe
an Gerlach S. 97. Es handelt sich um den unpreußischen Major der
preußischen Garnison. — 10) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 59. —
11) Tagebuchblätter II, S. 476. — 12) 12. 11. 70, Bismarck-Jahr-
buch VI, S. 236. — 13) Vgl. v. Poschinger, Bismarck und die Par-
lamentarier III, S. 242. — 14) 27. 8. 69, Bismarck-Briefe S. 448.
— 15) Die Quelle, aus der ich dies geschöpft habe, ist mir augen-
blicklich nicht bekannt. — 16) a. a. O. S. 228. 241. 503. —
17) Briefe an Braut S. 123. 129. 180. 219. 231. 254. 285. 286.
289. 291. 330. — 18) a. a. O. S. 310. 327. — 19) 9. 4. 57, ebenda
S. 375 und 25. 11. 66 bei Keudell S. 340. — 20) Ebenda S. 255.
263. 288. 301. — 21) Bismarck-Jahrbuch III, S. 215. — 22) 26.
12. 75, Bismarck-Briefe S. 421. — 23) So Graue, Bismarck-Jahr-
buch I, S. 451. — 24) Tagebuchblätter II, S. 514. — 25) Busch,
Neue Tagebuchblätter S. 378. — 26) 30. 6. 67, Bismarckbriefe
S. 434. — 27) So Tagebuchblätter I, S. 391. — 28) Zitiert bei
Graue, Bismarck-Jahrbuch II, 335 f. — 29) Mitgeteilt Christliche

Welt 1888, S. 448. — 30) II, S. 278 f. — 31) 12. 8. 70, Tagebuchblätter I, S. 68 f. Dgl. auch II, S. 486, wo über einen gewissenlosen Pastor bemerkt wird: „dabei gehört er zu den Frommen im Lande, ich wollte sagen zu den Orthodoxen.“ — 32) Tagebuchblätter I, S. 277 f. — 33) Am selben Ort S. 278. — 34) II, S. 155. — 35) An Senfft-Pilsach 20. 3. 73, Bismarck-Briefe S. 479. — 36) In demselben Brief. — 37) An Roon 13. 12. 72, Bismarck-Briefe S. 478. — 38) Rede Kleists im Herrenhaus, Politische Reden V, S. 407. — 39) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 107. — 40) S. oben S. 204. — 41) II, S. 156. — 42) 14. 5. 72, Politische Reden V, S. 345. — 43) 17. 12. 73, Politische Reden VI, S. 129 f. — 44) Bismarck-Jahrbuch II, S. 335. — 45) Politische Reden VI, S. 260 ff. — 46) Politische Reden XII, S. 376. — 47) II, S. 132 f. — 48) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 183. — 49) 21. 4. 87, Politische Reden XII, S. 375 f. — 50) Ebenda S. 396 f. am 22. 4. 87. — 51) Tagebuchblätter III, S. 55. — 52) Dom 14. 3. 88. Abgedruckt Bismarck-Jahrbuch II, S. 7 f. Ich bin auch durch Dietrich v. Oerzens Bemühungen in seiner Biographie Stöckers nicht eines anderen belehrt worden. — 53) Dom 28. 9. 95, abgedruckt im Bismarck-Jahrbuch III, S. 526. — 54) II, S. 140 f. — 55) Politische Reden VI, S. 130 f. vom 17. 12. 73. — 56) S. oben S. 223 f. — 57) Reichstagsreden vom 30. 11. 81, Politische Reden IX, S. 173. — 58) Bismarck-Briefe S. 421. — 59) 31. 3. 66, Politische Reden XI, S. 397. — 60) Bismarck-Jahrbuch II, S. 293. — 61) Im Reichstag 29. 3. 89, Politische Reden XII, S. 619. — 62) Aus dem S. 216 zitierten Gießener Doktordiplom. — 63) 8. 3. 81, Politische Reden IX, S. 9 f. — 64) Politische Reden IX, S. 23 und 32. — 65) Ebenda S. 207 f. — 66) a. a. O. X, S. 109. — 67) 9. 5. 85, Politische Reden XI, S. 190. — 68) a. a. O. S. 193. — 69) 9. 5. 85, Lieber a. a. O. S. 210. — 70) Ebenda S. 198 f. — 71) Tagebuchblätter I, S. 278 f. Uebrigens vergleiche auch den Brief an Roon vom 29. 8. 69, Bismarck-Briefe S. 449. — 72) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 77. — 73) Mitgeteilt 3. B. Politische Reden XII, S. 545. — 74) II, S. 22. — 75) 15. 3. 72, Tagebuchblätter II, S. 337. — 76) S. oben S. 60 f. — 77) 13. 6. 51, Briefe an Braut u. G. S. 291. — 78) 26. 6. 51, ebenda

S. 294. 297. — 79) 24. 3. 52, ebenda S. 326. — 80) 26. 6. 51, ebenda S. 296. — 81) 10. 9. 49, ebenda S. 152.

Kapitel 4.

1) a. a. O. II, S. 125. — 2) S. oben S. 94. — 3) a. a. O. S. 107 vom 25. 11. 53. — 4) Ebenda S. 108 f. — 5) Im selben Brief S. 109. — 6) Ebenda S. 122 f. — 7) An Gerlach 10. 6. 55, S. 228. — 8) Briefe vom 11. 7. 55, 20. 7. 55, 7. 8. 55, 5. 4. 56, a. a. O. S. 237. 239. 242. 288 f. — 9) 1. 7. 59, Bismarck-Briefe S. 270. — 10) I, S. 64. — 11) S. 81, Anm. 34, S. 101, Anm. 11. Auch S. 104, Anm. 20. 21. — 12) 19. 9. 69, Bismarck-Briefe S. 452. — 13) Landtagsrede vom 10. 3. 73, Politische Reden V, S. 384 ff. — 14) Mitgeteilt in Politische Reden V, S. 188 f. — 15) 11. 8. 69 a. a. O. — 16) Ebenda 5. 1. 70, S. 191 f. — 17) Vgl. zum Folgenden Graue, Fürst Bismarck im Kulturkampfe, Bismarck-Jahrbuch I, S. 443 ff., II, S. 282 ff., besonders I, S. 446. Ferner Politische Reden V, S. 196 f. Erlaß an Arnim vom 13. 3. 70. — 18) Politische Reden V, S. 201 f. — 19) 5. 12. 74, Politische Reden VI, S. 232. — 20) II, S. 83 und 168 f. — 21) Tagebuchblätter I, S. 373 vom 9. 11. 70. Uebrigens behandelt auch Lenz, Geschichte Bismarcks S. 424 den obigen Einfall Bismarcks als Tatsache. — 22) Gedanken und Erinnerungen II, S. 120. — 23) Politische Reden V, S. 201. — 24) a. a. O. S. 210 f.; vgl. damit die Gegenüberstellung: ultramontan und katholisch, Ketterie und katholische Christenheit in der Besprechung mit Busch, Tagebuchblätter I, S. 288 f. — 25) An Seyffarth 22. 1. 75, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 233, vgl. auch ebenda S. 209, die Aussprache mit v. Benda Kissingen 1876, worin der Fürst ausführte, wie die Erscheinungen in der Provinz Posen, die Absorption des germanischen Elements daselbst durch polnisch-katholischen Einfluß, ihm die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Kampfes aufgedrungen habe, dessen Abschluß nach erreichten Zielpunkten natürlich nur in seinen Wünschen liegen könne. — 26) Im Herrenhaus 24. 4. 73, Politische Reden V, S. 400. — 27) Bismarck und sein Werk S. 16. — 28) Politische Reden V, S. 218. — 29) Ebenda V, S. 231 ff. — 30) Vgl. damit „Gedanken und Erinnerungen“ II, S. 310:

„Das Zentrum, gestützt weniger auf den Papst als auf den Jesuitenorden, die Welfen, Polen usw.“ — die Charakteristik Windthorsts, der vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht, politisch Latitudinärer, religiös ungläubig, durch Zufall und bureaukratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden sei.

— 31) Politische Reden V, S. 240. — 32) Ebenda S. 265. — 33) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 184 f.; vgl. auch die Landtagsrede vom 28. 1. 86, Politische Reden XI, S. 433. — 34) Politische Reden V, S. 384 ff. — 35) a. a. O. S. 400 f. 403. 407. — 36) Ebenda VI, S. 41. — 37) An Seyffarth 22. 1. 75, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 233. — 38) II, S. 310. — 39) S. 270, Anm. 31. — 40) Oben S. 272, Anm. 34; vgl. auch gegen Windthorst 5. 12. 74, Politische Reden VI, S. 231. — 41) a. a. O. V, S. 410. — 42) 6. 3. 72, ebenda V, S. 297. — 43) VI, S. 137. — 44) Ebenda S. 230 ff. — 45) a. a. O. VI, S. 264 f. — 46) Ebenda S. 270 f. — 47) Ebenda S. 272 f. — 48) Landtagsrede vom 16. 3. 75, a. a. O. S. 251 f. — 49) Ebenda S. 249. — 50) Oben S. 222 ff., Anm. 45. — 51) 10. 2. 72, Politische Reden V, S. 279. — 52) 31. 1. 72, 9. 2. 72, Politische Reden V, S. 244 und 258. — 53) Mitgeteilt in v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 258 f. — 54) Politische Reden V, S. 338. — 55) Vgl. Gedanken und Erinnerungen II, S. 134. — 56) Politische Reden VIII, S. 147 vom 9. 7. 79. — 57) II, S. 131. — 58) Vgl. Gedanken und Erinnerungen I, S. 125: „Der für den norddeutschen und namentlich für den Gedankenkreis einer kleinen Stadt inmitten einer protestantischen Bevölkerung fremdartige Katholizismus hatte etwas Anziehendes für eine Fürstin, die überhaupt das Fremde mehr interessierte, als das Näherliegende, Alltägliche, Hausbackene. Ein katholischer Bischof erschien vornehmer als ein General-Superintendent.“ — 59) Provinzialkorrespondenz, vgl. Politische Reden XII, S. 16. — 60) Ebenda S. 14. — 61) Tagebuchblätter II, S. 88 f. — 62) a. a. O. II, S. 168 f. — 63) Politische Reden X, S. 308. — 64) Am 16. 3. 91, abgedruckt bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 169. — 65) Politische Reden XII, S. 77 f. 84 f. 86. 87. — 66) Politische Reden XII, S. 315 f. — 67) II, S. 130 f. — 68) 23. 3. 87, Politische Reden XII, S. 336. — 69) 21. 4. 87, ebenda S. 368 f. — 70) Po-

Politische Reden V, S. 340. — 71) Ebenda VI, S. 71 f. — 72) VI, S. 274 f., von Bismarck angezogen 23. 3. 87, XII, S. 345. — 73) IX, S. 166 f. — 74) XII, S. 386; vgl. auch VI, S. 128 f., das schon zitierte Wort vom disziplinierten Staatsmann! Auch Busch, Tagebuchblätter III, S. 148 f. — 75) II, S. 132. 135. — 76) 24. 1. 87, XII, S. 316. — 77) XII, S. 26 ff. — 78) Ebenda S. 42. — 79) S. 48. — 80) Ebenda S. 118. — 81) S. 117. — 82) Vgl. a. a. O. S. 90. 109. 111. 351. — 83) X, S. 70 f. — 84) XII, S. 352. — 85) Ebenda S. 79 und S. 94. — 86) XII, S. 349 f. — 87) 4. 5. 86, ebenda S. 118. — 88) 23. 3. 87, S. 350. — 89) 21. 4. 87, S. 361. — 90) 30. 11. 81, IX, S. 164. — 91) 12. 4. 86, XII, S. 78 f. 4. 5. 86, ebenda S. 110. — 92) Bismarck-Jahrbuch I, S. 443 ff. II, S. 282 ff., besonders I, S. 468. II, S. 282 ff. 337 ff. — 93) Politische Reden XI, S. 251. Es widersteht mir, in den Text die doch nicht zu verschweigende Notiz der Schlesischen Volkszeitung aufzunehmen, die v. Poschinger seinem oft genannten Sammelwerk III, S. 176 f. einverleibt hat, daß der Fürst 1886 zu Bischof Kopp gesagt habe, er würde selbst nicht gegen die alsbaldige Rückkehr der Orden, einschließlich der Jesuiten, etwas einzuwenden haben; aber, meinte er weiter, von den Ministerkollegen würden noch wohl einige darüber stolpern müssen. Ebenso soll er dem Freiherrn von Landsberg gesagt haben: „Was in meinen Kräften stand, habe ich getan. Meinethalben hätte noch mehr bewilligt werden können; ich hätte auch nichts gegen die Rückberufung der Jesuiten, aber ich habe noch mit anderen Faktoren zu rechnen.“ — 94) XII, S. 114 f. — 95) Referat der Post über die parlamentarische Soiree vom 4. 5. 80, mitgeteilt bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, S. 164 f. — 96) Vgl. Politische Reden IX, S. 165. — 97) Poschinger a. a. O. S. 316. — 98) Politische Reden XII, S. 82. — 99) Ebenda S. 118. — 100) Ebenda 23. 3. 87, S. 354. — 101) 12. 4. 86, ebenda S. 88. — 102) Ged. u. Er. I, S. 364. — 103) Bismarck in Jena, S. 19. — 104) Ebenda S. 31. — 105) II, S. 135 f. — 106) Fürst Bismarck in Jena S. 32. — 107) Christliche Welt 1898, Sp. 739.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
1. Die Quellen	1
2. Das Grundproblem	8
1. Kapitel. Bismarcks religiöse und kirchliche Ent- wickelung	14
1. Kindheit und Schulzeit	14
2. Studentenleben und Referendarzeit	19
3. Der tolle Junker	27
4. Die Bekehrung	31
5. Die Wahrhaftigkeit der Bekehrung	48
6. Die Ablehnung des Pietismus	55
7. Das allmähliche Abrücken von den hochkirchlichen Legitimisten	78
8. Aus der Zeit der Ministerpräsidentschaft	86
9. Nach der Entlassung	92
2. Kapitel. Bismarcks Religiosität	98
1. Die Willensreligion des Staatsmannes	98
2. Der Vorsehungs- und Wunderglaube des Starken	112
3. Bismarcks Realpolitik und Religiosität	132
4. Der „Mystiker“ Bismarck	143
5. Das stille Glück im christlichen Hausstand	155
6. Die Frömmigkeit im Dulden	161
7. Die christliche Heilserkenntnis	172
8. Bismarck und die Moral der Bergpredigt	186
3. Kapitel. Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche.	204
1. Bismarcks religiöser Individualismus	205
2. Bismarcks Unkirchlichkeit	210
3. Der antiklerikale Protestant	216
4. Die Hammerstein-Stöckersche Bewegung	226
5. Die Stellung Bismarcks zur Zivilehe	232
6. Bismarck als christlicher Sozialpolitiker	236
7. Bismarck gegen allen religiösen Fanatismus	244
4. Kapitel. Bismarcks Kampf mit der Papstkirche	250
1. Bismarcks innere Vorbereitung auf den Kulturkampf	251
2. Eintritt in den Kulturkampf	257
3. Freiheit des Staates von der Kirche	267
4. Der Verzicht auf Prinzipien	284
5. Ueber der Tagespolitik	301
Schluß	310
Anmerkungen	313

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Otto Baumgarten:

- Meine Anklage gegen den preussischen Evangelischen Oberkirchenrat. Klein 8. 1913. M. 1.—.
- Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. Zweite, erweiterte Auflage. 2. Tausend. 8. 1914. M. 1.40, gebunden M. 2.—.
- Evangelische Freiheit. Monatschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur. Herausgegeben von Professor D. O. Baumgarten in Kiel. Abonnementspreis der Evangelischen Freiheit M. 6.— im Jahr. Einzelne Hefte 75 Pfg. — Abonnement auf die Kriegshefte allein für August bis Dezember 1914 M. 3.—, für Januar bis Juni 1915 M. 3.60.
-

Thv. Klaveneß:

- Zwanzig Predigten. Autorisierte deutsche Uebersetzung von J. A. Selter. Mit einem Vorwort von Otto Baumgarten. 8. 1905. M. 2.20. Gebunden M. 3.—.
-

Busch, W., Das deutsche große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870—71. 1904. 2. (Titel-) Ausgabe. Groß 8. 1905. M. 2.—, geb. M. 2.80.

— — Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. Groß 8. 1905. M. 3.—, geb. M. 3.80.

von Suckow, A., Rückschau des Kgl. Württembergischen Generals der Infanterie und Kriegsministers Albert von Suckow. Im Auftrag Ihrer Excellenz der Frau Generalin von Suckow herausgegeben und bearbeitet von Wilhelm Busch. Mit einem Bilde des Generals Albert von Suckow. 8. 1909. M. 4.—, leicht geb. M. 4.80, in Leinwand geb. M. 5.20.

Heinecke, F., Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier. Eine Festrede. (Separatabdruck aus „Logos“.) 8. 1913. M. —.50.

Bismarck-Literatur.

- Adler, G.**, Die imperialistische Sozialpolitik – D'Israeli, Napoleon III., Bismarck. Groß 8. 1897. M. —.80.
- Busch, B.**, Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847—1862. Groß 8. 1896. M. —.60.
- Dove, A.**, Bismarcks Bedeutung für Alt und Jung. Festrede vor der Grundsteinlegung zur Bismarcksäule auf dem Schloßberg zu Freiburg i. Br., gehalten in der Aula der Universität am 22. Juli 1899. (Der Ertrag ist für die Freiburger Bismarcksäule bestimmt.) Groß 8. 1899. M. —.50.
- Natlscheck, J.**, Bismarcks Werk in der Reichsverfassung. (Rede, gehalten am 31. März 1906 auf dem vom deutschen Ostmarkenverein u. a. in Posen veranstalteten Bismarckkommerse.) 8. 1906. M. —.40.
- Solkmann, S. J.**, Rede, gehalten im Kollegienhause der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg am 1. August 1898, nachdem im Namen der versammelten Professoren Se. Magnifizenz, Herr Prof. Dr. Götte, vor der Bismarckbüste einen Kranz niedergelegt und dazu ein Wort der Weihe gesprochen hat. Kl. 8. 1898. M. —.20.
- Nahl, M.**, Bismarck lebt. Gedächtnisrede bei der allgemeinen Trauerfeier in Berlin am 7. August 1898. Klein 8. 1898. M. —.20.
- Strauel, H.**, Die Bekenntnisse des jungen Bismarck. Rede, gehalten in der Aula der Realschule zu Freiburg i. B. am 10. Februar 1901. Leg. 8. 1901. M. —.60.